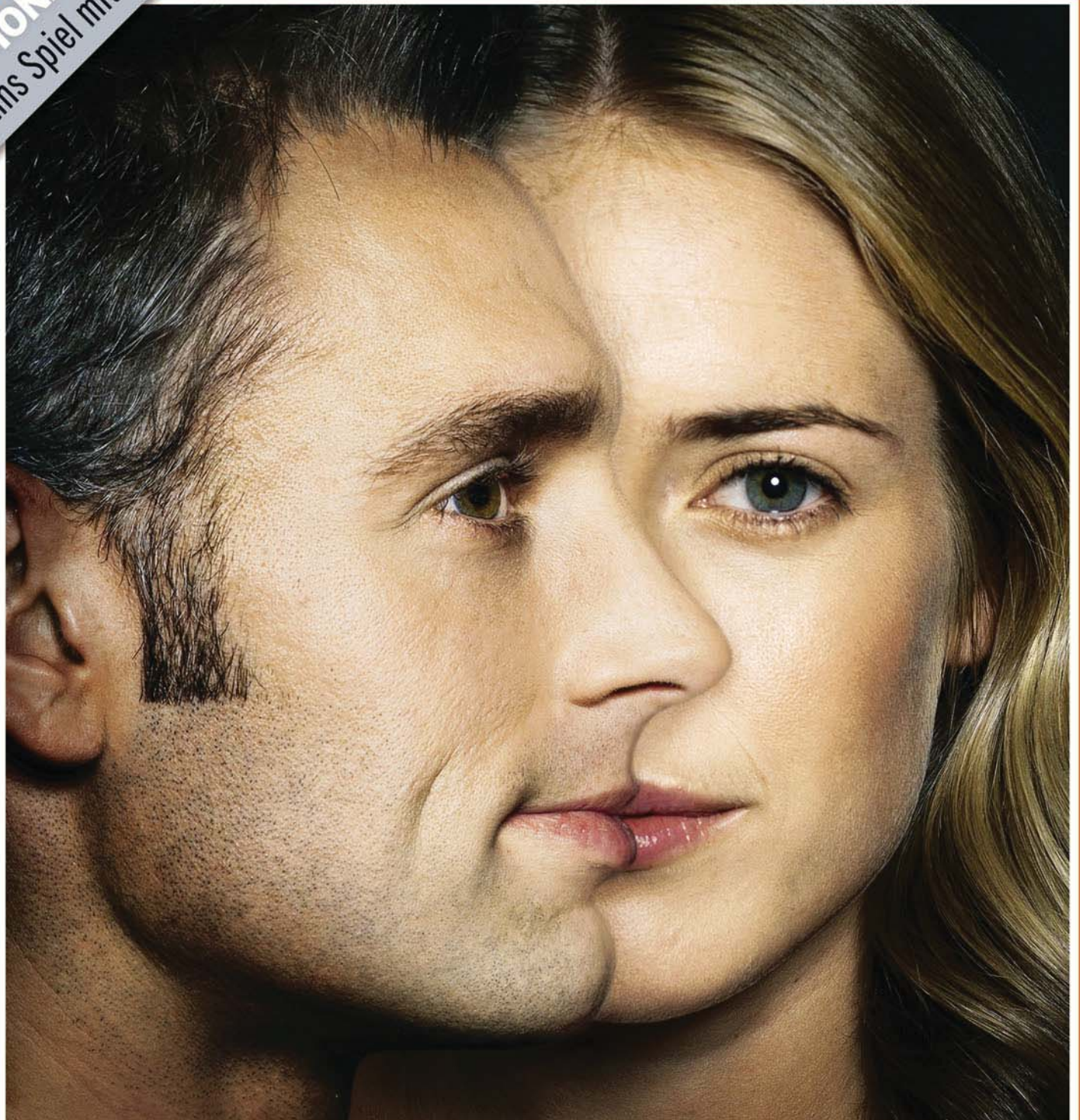




Die Magie des Mitgefühls

Hirnforscher erkunden das Geheimnis der Empathie



Sportlich in allen Facetten.

Erleben Sie den Audi A5 Sportback mit der neuen
S line selection auf www.audi.de/s-line-selection



Audi
Vorsprung durch Technik



Kraftstoffverbrauch, kombiniert: 8,1–4,5 l/100 km; CO₂-Emissionen, kombiniert: 190–119 g/km.

Wissen ist ansteckend

Gesundheit braucht Wissen. Und die Vermittlung dieses Wissens braucht die Apothekerinnen und Apotheker sowie die Apotheken Umschau. Gesundheits-Wissen in Wort und Bild. Fundiert recherchiert. Praktisch vermittelt. Unterhalt-sam verpackt. Davon lässt man sich gerne anstecken. Alle 14 Tage aufs Neue.

Lesen was gesund macht.

Weitere Themen:

- ▶ **Versteckter Zucker:**
Worauf Sie bei Lebensmitteln achten sollten
- ▶ **Bluthochdruck:**
Was Ihnen hilft, wenn Medikamente versagen
- ▶ **Hüftfehlstellung:**
Mit welcher Therapie Sie aktiv gegensteuern
- ▶ **App „Apotheke vor Ort“:**
Wie Sie ganz bequem Ihre Medikamente vorbestellen können
- ▶ **Schöne Beine:**
Experten geben Ihnen Tipps für die perfekte Pflege

Alle 14 Tage **NEU**
in Ihrer Apotheke.



Hausmitteilung

15. Juli 2013

Betr.: Titel, Alten-WG, „Dein SPIEGEL“

Das Mitgefühl wird oft unterschätzt: eine liebenswerte, leicht sentimentale Schwäche. Die Forschung weiß es heute besser. Neue Studien zeigen, wie tief die Fähigkeit, am Erleben anderer Menschen teilzunehmen, in unserem Gehirn verankert ist – eine entscheidende Voraussetzung, wie es scheint, sogar für das Entstehen von Sprache und Bewusstsein. SPIEGEL-Redakteur Manfred Dworschak besuchte für die Titelgeschichte den Hirnforscher Christian Keysers in seinem Amsterdamer Labor. Keyers ergründet dort die speziellen Neuronen, die das Gehirn zu einem sozialen Organ machen – teilweise mit ungewöhnlichen Methoden: Über Jahre hinweg schob Keyers Psychopathen in den Hirnscanner; er wollte wissen, warum diese scheinbar gefühllosen Gewalttäter zugleich oft auch Meister der Einfühlung und der Manipulation sind, wenn es ihnen nützt. „Die neuen Befunde der Hirnforschung“, sagt Dworschak, „dürften unser Menschenbild gründlich verändern“ (Seiten 118, 122).



Keyers, Dworschak

Um der Einsamkeit und dem Altenheim zu entgehen, haben fünf Senioren aus Hamburg eine Wohngemeinschaft gegründet. Drei Frauen, zwei Männer, zwischen 70 und 84 Jahre alt. SPIEGEL-Redakteurin Barbara Hardinghaus wollte herausfinden, ob darin ein Modell liegen könnte für das Leben im Alter; die meisten der zwei Millionen Deutschen über 80 Jahre leben heute allein. Und sie ging der Frage nach, ob auch ihre eigenen Eltern in einer solchen Gruppe leben könnten. Doch die Türen zur WG öffneten sich zunächst nicht so leicht. Hardinghaus musste vorab Textproben schicken und Fragen beantworten. Dann wurde sie zum Kartenspiel eingeladen, einen Abend lang „Elfer raus“, ein Spiel, das die Autorin nicht kannte. „Dann lernen Sie es“, empfahl ihr eine der Bewohnerinnen, Irene, 84, „wenn Sie das nicht schaffen, sind Sie keine gute Reporterin.“ Hardinghaus spielte schließlich fünf Stunden lang „Elfer raus“ mit der Runde. Nun war sie drin. Am folgenden Tag konnten die Interviews beginnen (Seite 50).



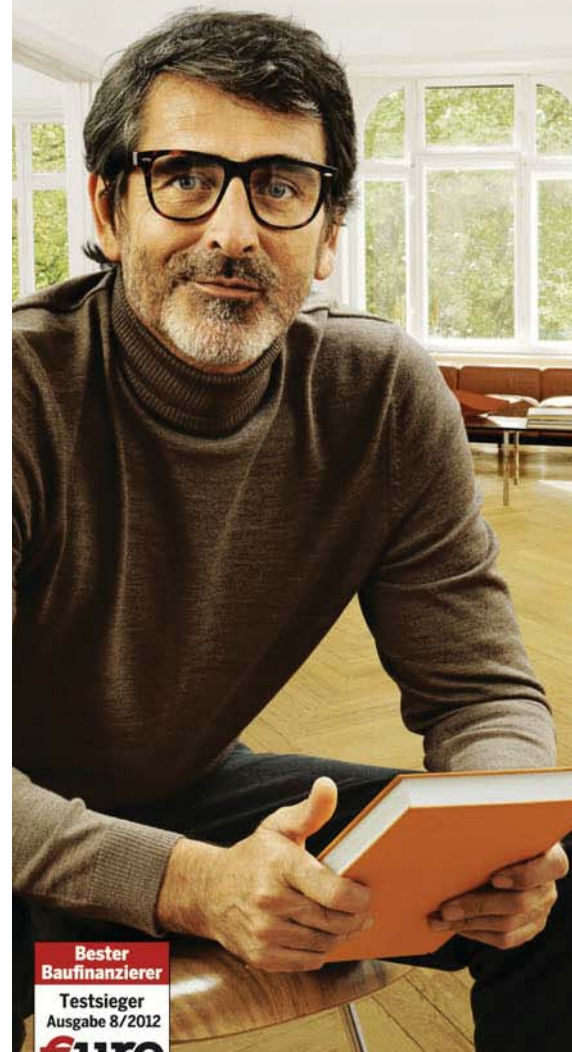
Hardinghaus (3. v. l.), WG-Bewohner, Betreuerin

Kinder treiben zu wenig Sport. Ein Viertel aller Viertklässler ist übergewichtig, die Hälfte der Grundschüler kann nicht schwimmen. Und an der Schule fällt der Sportunterricht häufiger aus als jedes andere Fach. „Dein SPIEGEL“, das Nachrichten-Magazin für Kinder, beschreibt in seiner Titelgeschichte, wie wichtig Bewegung für Kinder ist – und wie man sich fürs Schwitzen motiviert. Das Heft stellt 33 Sportarten vor, die Kindern Spaß machen und für die man nicht unbedingt einem Verein beitreten muss. Außerdem im Heft: die grüne Spitzenkandidatin Katrin Göring-Eckardt im Kinder-Interview. Das Heft erscheint an diesem Dienstag.



**MEIN
ZUHAUSE:
OPTIMAL
FINANZIERT.**

- Persönliche Beratung
- 300 Banken im Vergleich
- Beste Konditionen



**Bester
Baufinanzierer**
Testsieger
Ausgabe 8/2012
€uro

interhyp

DIE BAUFINANZIERUNG

www.interhyp.de

0800 200 15 15 23



Titel

Die Macht des Mitgefühls 118
 SPIEGEL-Gespräch mit dem
 Neurowissenschaftler Christian Keysers
 über das Gehirn als soziales Organ
 und die Sensibilität von Psychopathen 122

Deutschland

Panorama: Uli Hoeneß kann auf
 Bewährung hoffen / EU will
 das Erneuerbare-Energien-Gesetz kippen /
 Bereitschaft zur Organspende sinkt weiter 17
Bildung: Testurteil unzureichend – die Mängel
 deutscher Krippen und Kindergärten 22
Sozialdemokraten: Wie Fraktionschef
 Frank-Walter Steinmeier von den Kabalen
 an der Parteispitze profitieren will 28
 Die nordrhein-westfälische
 Ministerpräsidentin Hannelore Kraft erklärt,
 was Peer Steinbrück alles richtig macht 30
Piraterie: Deutschland zögert, sich vor
 Westafrika zu engagieren 32
CDU: Der einsame Europa-Kämpfer
 Wolfgang Schäuble 34
Arbeitsmarkt: Bei der Besetzung von
 Lehrstellen legen Unternehmen weniger Wert
 auf Schulnoten 38
Luftfahrt: Benachteiligt Air Berlin
 gezielt Frühbucher? 39
Immobilien: Siemens-Chef
 Peter Löscher lässt eine denkmalgeschützte
 Villa erheblich umbauen 40
Karrieren: Luxemburgs angeschlagener
 Premier Jean-Claude Juncker plant sein
 Comeback 41
 Geheimdienst-Posse im Großherzogtum 42
Europa: Die Stadt Dortmund ringt um
 die Integration der Zuwanderer aus Rumänien
 und Bulgarien 44
Medizin: Warum eine Frau einen Sohn gebär,
 der nicht von ihr abstammt 46

Gesellschaft

Szene: Die Ausbreitung der Wölfe / Wie man
 sein digitales Leben sichern kann 48
 Ein Video und seine Geschichte – ein
 blinder Amerikaner trifft mit einem Gewehr
 jedes Ziel 49
Eltern: Warum eine Senioren-WG
 in Hamburg zum Modell für unsere Väter
 und Mütter werden kann 50
Migration: Wer wegschaut, ist
 mitschuldig – Franz Alt fordert mehr
 Engagement für Flüchtlinge 55
Homestory: Wer in New York eine Wohnung
 anmietet, verliert die Angst vor der NSA 56

Wirtschaft

Trends: Praktiker-Management plant Neustart /
 IG Metall will Rot-Grün /
 Deutsche-Bank-Chef Anshu Jain baut sein
 Netzwerk aus 58
Umweltschutz: Die alten Zechen
 des RAG-Konzerns bergen hochgiftige
 Altlasten 60
Steuerflucht: Der ehemalige
 HSBC-Mitarbeiter Hervé Falciani wirft
 den Banken vor, sich auf
 Kosten der Gesellschaft zu bereichern 64
Serie (Teil III): In Portugal kehrt die Angst
 vor einer Staatspleite zurück 66
Marketing: Wie die Industrie Kinder mit
 Online-Spielchen zum Konsum verführt 68



DIRK BRUNIECKI / DER SPIEGEL

Masse statt Klasse

Seite 22

Wer sein Kind in die Kita geben will, soll ab 1. August einen Platz finden – das haben die Politiker den Eltern versprochen. Aber wie gut ist dann die Betreuung? Eine neue Studie zeigt viele Mängel auf.

Vater, Mutter – Kind?

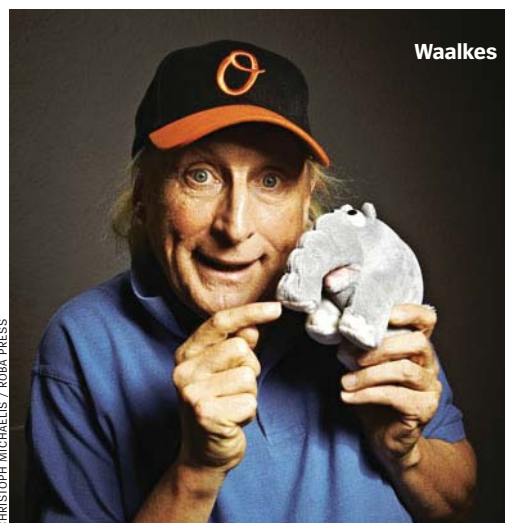
Seite 46

Bianca G. wird bei der künstlichen Befruchtung aus Versehen eine fremde Eizelle eingepflanzt. Erst fünf Jahre später erfährt sie: Ihr Sohn stammt weder von ihr noch von ihrem damaligen Mann ab.

Giftige Altlasten

Seite 60

Die RAG hat in den Neunzigern Hunderttausende Tonnen giftige Stäube und Asche aus der Müllverbrennung unter Tage verbracht. Ein Spezialverfahren sollte einen Austritt der Stoffe verhindern. Doch die Zweifel wachsen.



Waalkes

CHRISTOPH MICHAELIS / ROBA PRESS

Der Zwerg im Manne

Seite 70

Deutschlands bekanntester Ostfrieser Otto Waalkes wird 65 Jahre alt. Sein Humor ist mit den Jahren hingegen kindlicher geworden. Weil seine ersten beiden „7 Zwerge“-Filme so erfolgreich waren, soll es jetzt noch einen dritten geben. Auch wenn Waalkes neuerdings als bildender Künstler in Erscheinung tritt, wollen ihn alle doch nur blödeln sehen.



Trauer und Zorn am Nil

Seite 82

Nach der Absetzung des Muslimbruders Mohammed Mursi tobt in Ägypten ein erbitterter Machtkampf. Ausgerechnet die radikalen Salafisten können künftig mitentscheiden, wohin sich das Land bewegt.

Snowden bleibt in Moskau

Seiten 76, 78, 80

Der Whistleblower Edward Snowden hat um Asyl in Russland gebeten, der Antrag dürfte angenommen werden. Die US-Amerikaner sind empört. Die Affäre könnte eine neue Eiszeit zwischen Washington und Moskau auslösen.

Guardiolas Spiel

Seite 110

Gerade im Amt, baut Pep Guardiola die Mannschaft des FC Bayern um: neue Taktik, neue Laufwege, neue Spieler. Die Vereinsführung staunt über den Eifer ihres Trainers. Aber ergeben die Veränderungen auch Sinn?

Szenen einer DDR-Ehe

Seite 102

Sie war eine liebeshungrige, begabte Schriftstellerin, er ihr zarter, ergebenener Ehemann. Brigitte Reimann und Siegfried Pitschmann führten eine leidenschaftliche, von Eifersucht geprägte Ehe in der DDR. Jetzt dokumentiert ein Band mit ihren Briefen die letztlich tragische Liaison der beiden Literaten. Reimanns Ruhm lebt weiter, Pitschmann ist vergessen.



Reimann um 1964

LITERATURZENTRUM NEUBRANDENBURG, BRA

Medien

Trends: „Voice of Germany“-Jury ohne Naidoo / Kostspielige Gebühreumstellung ... 69
Karrieren: Otto Waalkes hüpfte und jodelte seit Jahrzehnten durch TV-Shows und Filme 70

Ausland

Panorama: Warum die junge Generation in Bulgarien auf die Straße geht / Zugunglück in Kanada als Folge des Ölbooms 74
Russland: Machtpoker um den NSA-Enthüller Edward Snowden 76
Der Rechtsprofessor Russell Miller über legale und illegale Datensammelerei 78
Kommentar: Klaus Brinkbäumer kritisiert das manische Amerika 80
Ägypten: Wie das Chaos radikalen Islamisten nutzt 82
Brasilien: Evangelikale Gemeinden laufen der katholischen Kirche den Rang ab ... 84
Spanien: Madrid im Ausverkauf 86
Tibet: Ein hochrangiger Regierungsmann schildert Chinas Verbrechen im okkupierten Land 87
Global Village: Für syrische Flüchtlinge wird der Gaza-Streifen zum Paradies 90

Kultur

Szene: „Electric“, das großartige neue Album der Pet Shop Boys / Produzent Nico Hofmann über die Affäre Snowden als Filmstoff 94
Künstler: SPIEGEL-Gespräch mit Jonathan Meese über seinen Prozess in Kassel, den Hitlergruß als Teil seiner Performances und die Häme seiner Kollegen ... 96
Kino: Zwei Polit-Thriller, ein Thema – Widerstand gegen das Establishment 100
Literatur: Ein Briefwechsel dokumentiert die zerstörerische Liebe der DDR-Schriftstellerin Brigitte Reimann zu ihrem Ehemann Siegfried Pitschmann 102
Autoren: Das bewegende Buch des Otto Dov Kulka über seine Kindheit in Auschwitz 104
Bestseller 107
Filmkritik: Ryan Gosling in dem Gewaltdrama „Only God Forgives“ 108

Sport

Szene: Muss Dopingssünder Jan Ullrich Sponsorengelder an die ARD zurückzahlen? / Jockey Andrasch Starke verteidigt den Einsatz von Reitgeräten 109
Fußball: Wie Trainer Pep Guardiola die Mannschaft von Bayern München umbaut ... 110
Schwimmen: Bundestrainer Henning Lambert über die Versagensängste deutscher Athleten 114

Wissenschaft · Technik

Prisma: Patient besiegt HIV / Häusliche Gewalt verstört Kleinkinder / Falter verwirren Fledermäuse 116
Verkehr: Mehr als eine Million Wildunfälle im Jahr – wie lassen sich die verhindern? 127
Raumfahrt: Was den Deutschen Alexander Gerst zum perfekten Astronauten macht 128
Geschichte: Das Schicksal der kaiserlichen U-Boot-Flotte im Ersten Weltkrieg 130

Briefe 10
Impressum, Leserservice 132
Register 134
Personalien 136
Hohlspiegel / Rückspiegel 138

Titelbild: Foto Axel Martens für den SPIEGEL

Vision erfüllt.

Die neue S-Klasse.

Mit der Erfindung des Automobils haben wir die Welt revolutioniert.
Jetzt revolutionieren wir das Automobil. Erneut.
www.mercedes-benz.de/s-klasse



Eine Marke der Daimler AG

Kraftstoffverbrauch innerorts/außerorts/kombiniert: 13,3–6,6/7,5–4,8/9,6–5,6 l/100 km; CO₂-Emissionen kombiniert: 225–147 g/
Die Angaben beziehen sich nicht auf ein einzelnes Fahrzeug und sind nicht Bestandteil des Angebots, sondern dienen allein Vergleichszwecken zwischen verschiedenen Fahr-
Anbieter: Daimler AG, Mercedesstraße 137, 70372 Stuttgart



Mercedes-Benz

Das Beste oder nichts.

km; Effizienzklasse: D-A.

zeugtypen. Das abgebildete Fahrzeug enthält Sonderausstattungen.



SPIEGEL-Titel 28/2013

„Es ist erschreckend, dass deutsche Geheimdienste eine fremde Macht dabei unterstützen, uns auszuspiionieren. Die Aufgabe deutscher Geheimdienste wäre es eigentlich, uns genau davor zu schützen.“

MANFRED SOMMERFELD, HAMBURG

Nr. 28/2013, „Die stecken unter einer Decke mit den Deutschen“ – Edward Snowden über die grenzenlose Macht des US-Geheimdienstes NSA

Kronjuwelen aus Glasfaser

Wenn die deutschen Dienste nichts gewusst haben, sind sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen und damit überflüssig. Wenn doch, drängt sich die Frage auf: Haben Sie uns belogen, Frau Merkel?

DR. RUDOLF B. HOLZAPFEL, AUGSBURG

Ihr Bericht traf leider voll ins Schwarze. „Deutschland ist ein Land, das sich nichts traut“ – das ist die bittere Erkenntnis, die sich aus 64 Jahren deutscher Außen- und Europapolitik ergibt. Das hat uns dieser Artikel in aller Deutlichkeit klargemacht. Kein maßgeblicher deutscher Politiker – mit Ausnahme von Gerhard Schröder – hat es in dieser Zeit je vermocht, legitime deutsche Interessen gegen energischen äußeren Widerstand durchzusetzen, wenn nicht der Hegemon USA Rücken- deckung gab.

ALFRED NAHRMANN, BREMEN

Der Auftrag einer Regierung ist nicht, absolute Sicherheit zu schaffen, sondern die Einhaltung des Rechts zu gewährleisten, um unsere Freiheit zu erhalten. Wir Bürgerinnen und Bürger müssen unser Augenmerk auf die Regierung richten, nicht umgekehrt. Wir sollten Menschen wie dem früheren Geheimdienstmitarbeiter Edward Snowden und seinen Helfern in den Medien dafür dankbar sein, dass sie hohe persönliche Risiken auf sich nehmen, damit wir wissen, was unsere Regierungen tun.

ANDRÉ BESSLER, BREMEN

So langsam finde ich es, gerade als Informatiker, unfassbar, wie großräumig die Überwachung der Welt inzwischen vorangeschritten ist. Endlich hat der SPIEGEL auch wieder ein wirklich relevantes Thema mit wirklich relevanten Nachrichten gefunden. Meinen Glückwunsch!

DR. FRANK KUPKE, ALTENHOLZ

Ich erinnere daran, dass Gerhard Schröder nein sagte, als George W. Bush im Irak auch deutsche Soldaten sterben lassen wollte. Diese Entscheidung wog tausendmal schwerer, als Asyl für Snowden zu gewähren, und erforderte hundertmal mehr Mut. Bush hat sie nicht geahndet. Demgegenüber verhält sich Merkel weich wie eine verrottende Pflaume.

DR. DIETER EHRRHARDT, ZELL AM MAIN

Ich verstehe die ganze Aufregung nicht. Seit der Besatzungszeit werden Telefongespräche abgehört und aufgezeichnet, später die Fax-Schreiben. Nun auch das Internet. Also, im Westen nichts Neues!

EDELGARD RICHTER, BERLIN

Ende der fünfziger Jahre ging ich mit meinem Vater am Frankfurter Hauptbahnhof entlang und bemerkte ein dickes Kabel, welches an einer Hauswand gegenüber in das erste Obergeschoss führte. Auf meine Frage, was das sei, antwortete mein



Plakat von Snowden-Unterstützern in Hongkong

Vater: „Das ist die Telefonleitung der Bundespost zu den Amis, die hören dort alles ab.“ Diese Praxis ist demnach seit über 50 Jahren allseits bekannt.

RENÉ JEAN ROESLER, HEIMWEILER

Deutschland, der getreue Hund an der Leine der Amerikaner, zieht den Schwanz ein und leckt seinem Herrchen die Hand. Das wundert mich nicht. Denn wenn BND und Regierung von der totalen Überwachung der Amerikaner nichts gewusst hätten, wäre dies ein totaler Offen-

barungseid. Das echauffierte Pro-forma-Geklaff des Regierungssprechers Seibert wirkt da eher wie das eines Schoßhündchens. Ausspiionieren, sagt er, „geht gar nicht“ – aber Whistleblower wie Edward Snowden, die der Demokratie einen großen Dienst erweisen, gehen offensichtlich erst recht nicht. Obama kann sich sehr sicher sein, dass ihm Fiffi nicht ans Bein pinkeln wird.

BERND CIERPIOL, DÜSSELDORF

Eine Herde Schafe genießt umso mehr Bewegungsfreiheit, je besser sie vom Schäfer und seinen Hunden bewacht wird. So ähnlich ist es auch um die Freiheit in der globalisierten Welt bestellt. Je mehr in Bewegung gerät – Menschen, Kapital und Güter –, umso notwendiger ist ihre Kontrolle. Ohne diese Sicherheit kann es keine unbeschwerte Freiheit geben.

JÜRGEN BOLLINGER, NEUWIED

Man kann sich nur schämen für diese Bundesregierung, die nicht den Mut hat, einem Mann politisches Asyl zu gewähren, der öffentlich Missstände aufdeckt, also das tut, was in einer demokratischen Wertegemeinschaft selbstverständlich sein müsste. Eher als Obama hätte wohl Snowden für seine Zivilcourage den Friedensnobelpreis verdient.

WERNER MÜLLER-REDLICH, BERLIN

Erfreulicherweise hat sich der SPIEGEL wieder einmal als Meister in Sachen Zivilcourage erwiesen, indem er konkret-konstruktiv dafür plädierte, Edward Snowden nach Deutschland zu holen.

JÜRGEN PREUSS, RATINGEN

Wenn die kooperierenden Telekom-Firmen wirklich zu den „Kronjuwelen der NSA“ gehören, wie in dem Interview mit Snowden berichtet wird, drängt sich die Frage auf, ob der von Herrn Obermann verkündete und vieldiskutierte Ausbau der Telekom-Netze mit Glasfaser nicht auch noch Auftrag der NSA ist.

CHRISTINE WEHLING, MÜNCHEN

Über alle Umtriebe fremder und auch amerikanischer Staatssicherheitsagenturen wird selbst Präsident Obama kaum im Bild sein. Bürgerpräsident Obama sollte sich daher freuen, dass er von seinem Mitbürger Edward Snowden öffentlich und daher unzensuriert Informationen erhält.

DIETER TILLI, ÖHRINGEN

Gratulation und Dankbarkeit: Wenigstens der SPIEGEL als „Sturmgeschütz der Demokratie“ funktioniert noch. Der Text macht deutlich: „Prism“ gibt dem Wahlkampf-Slogan von Obama eine zynische Bedeutung: Yes, we can.

DR. VALENTIN WEMBER, TÜBINGEN



OYSTER PERPETUAL COSMOGRAPH DAYTONA


Rueschenbeck
www.rueschenbeck.de


ROLEX



Berliner Regierungszentrale

Nr. 27/2013, Jürgen Trittin hält Nichtwählen für undemokratische Arroganz

Links geblinkt

Selbstverständlich hat Jürgen Trittin recht: Wählen gehen! Doch dass das vorgeschlagene Wahlkampfprogramm mit regulierten Banken und höheren Steuern für Besserverdienende Mehrheiten für die Grünen heranschafft, bezweifle ich.

HANS-PETER GISLER, WINTERTHUR (SCHWEIZ)

Ein bewusster Nichtwähler hat ebenso wie ein Wähler eine überlegte Entscheidung getroffen. Man kann doch nicht einfach nur wählen um des Wählens willen!

DIETER PLÖTZE, MÜNCHEN

Es reicht mir nicht, mit meiner Stimme eine Partei zu legitimieren, ohne Einfluss auf ihre Politik nehmen zu können. Aber die Einführung plebiszitärer Elemente wird von den Politikern abgeblockt.

RIGO SCHREIBER, SACHSENHEIM (BAD.-WÜRTT.)

Jürgen Trittin stellt unseren Verband als Milliardärsvertretung dar. Ein ziemlich platter Versuch: Wir vertreten die Interessen von 180 000 Familienunternehmen in Deutschland, kleinen, mittleren und großen – das sind Unternehmen mit über 50 Millionen Euro Umsatz.

LUZ GOEBEL, BERLIN
VERBANDSPRÄSIDENT DIE FAMILIENUNTERNEHMER

Herr Trittin, warum bitten Sie nicht den kooperationsbereiten Teil der Linkspartei mit ins Boot? Wer Merkel im Herbst ablösen will, schafft es nur so. Aber ich weiß ja: Sie blinken nur links.

HELMUT HESSE, ERFTSTADT (NRW)

Nr. 27/2013, Warum eine 16-Jährige in der Schule keine Antworten auf die Fragen unserer Zeit bekommt

Die Schule soll's richten

Ach, die Schülerin versteht die Zusammenhänge nicht. Ist das verwunderlich? SPIEGEL-ONLINE-Artikel will sie nicht zu Ende lesen, der SPIEGEL ist zu trocken, für die „Süddeutsche Zeitung“ ist keine Zeit und die „Tagesschau“ viel zu langsam ... Ohne Investition von Zeit und Geduld sind Wissen und Kenntnis nun mal nicht zu haben. Aber die Schule soll's richten. Am besten mit einem neuen

Briefe

Fach, obwohl die Dame doch sowieso schon keine Zeit zum Frühstück hat ...

MARCUS OVER, DÜREN

Bravo! Wir sollten froh sein, dass junge Menschen Fragen stellen, die nicht nur deutsche, sondern globale Politik betreffen. Ich als Sozialkundeführer freue mich sehr über diese Schüler. Den Vorschlag mit dem Fach Tagespolitik finde ich prima, er wird jedoch niemals Einzug in die Schulen finden.

RICHARD FIORALISO, BÖHL-IGGELHEIM

Natürlich dürfen wir eines nicht vergessen: Eltern haben immer noch die Hauptverantwortung. Braucht nicht jedes Kind gemeinsame Gespräche und Frühstücke, lästige Museumsbesuche, gemeinsames „Weltspiegel“-Gucken, Erklärungen – Zeit?

RITA WEILAND, NÜRNBERG

Auch ich habe bald die zehnte Klasse am Gymnasium hinter mir und finde wie die Autorin, dass in der Schule viel zu wenige aktuelle Themen behandelt werden.

FANNY REITER, TRUCHTLACHING

Ich besuche die achte Klasse eines Gymnasiums und kann die Forderung nach Behandlung aktueller politischer Fragen im Schulunterricht nicht nachvollziehen. Die Schule soll gerade dazu dienen, das Wissen zur Orientierung im Weltgeschehen zu vermitteln. Alles andere findet sich zu Recht nicht in den Lehrplänen. Gehörig gegen den Strich geht mir das Verlangen nach bis zum Letzten vorgekaufter Information – was hindert einen denn daran, ein Buch über den Nahen Osten in die Hand zu nehmen?

JAN STOCKINGER, KAPFENHARDT (BAD.-WÜRTT.)

Was wünscht man sich als Lehrer? Schülerinnen wie Mona. Und Kolleginnen und Kollegen, die einsehen, dass gerade im ersten Jahr der Sekundarstufe II viel Zeit ist, um Fragen stellen zu lassen – auch abweichend vom allgemeinen Lehrplan.

ULLRICH KÖTTERITZSCH, ESSEN

Liebe Mona, frag doch mal einen deiner türkischen Mitschüler, wie man nun Herrn Erdogan ausspricht. Dann gelingt dir vielleicht das, worum es geht: die Menschen dort abzuholen, wo sie stehen, und gemeinsam weiterzugehen.

CHARLY MUTTER, SONNENBÜHL

Mich ärgerte die Formulierung „sogar die Jungs redeten mit, die sich sonst nur für Fußball interessieren“, da ich mich sowohl für Politik und das Weltgeschehen interessiere als auch glühender Anhänger eines Fußballvereins bin. Dass das in keinerlei Widerspruch steht, zeigt ja der Artikel über die türkischen Fußballfans und ihre Rolle bei den Demonstrationen.

DAVID PETERS, STADE

Nr. 27/2013, Warum Gustl Mollath in die Psychiatrie eingewiesen wurde

Endlich sachlich

Ich möchte Frau Lakotta herzlich für ihre Darstellung des Falles Mollath danken. Es gehört Mut dazu, bei der dermaßen aufgeheizten Diskussion einen kühlen Kopf zu behalten und differenziert zu berichten.

DIRK ARENZ, EUSKIRCHEN

Es ist schon sehr erstaunlich beziehungsweise eher ärgerlich, dass der SPIEGEL Beate Lakotta erneut ein Forum bietet, ihre sehr parteiische Position auszubreiten, die sie bereits 2012 darstellte, obgleich ihre Argumentation schon in der Vergangenheit fundiert und ausführlich kritisiert beziehungsweise widerlegt wurde.

GUSTEL SCHUPPE, DIessen AM AMMERSEE

Man konnte angesichts der Berichterstattung im Fall Mollath fast schon daran zweifeln, dass es in Deutschland noch gute Journalisten gibt – bis zum Artikel von Beate Lakotta: Engagiert, aber trotzdem ausgewogen, benennt sie Fakten und Hintergründe des Falls, die man bisher noch nicht gelesen hat. Jeder mag sie bewerten, wie er will.

DR. JUR. CHRISTOPH MOES, AUGSBURG

Dieser Artikel trägt endlich zur nötigen Versachlichung der Debatte bei. Geklärt werden muss, ob die Vorwürfe zutreffen, ob Gustl Mollath psychisch krank ist und ob er noch gefährlich ist. Ob die Unterbringung in einem psychiatrischen Kran-



Patient Mollath

kenhaus rechtens war, muss dann juristisch entschieden werden. Tatsächlich war bislang der rechtliche Verfahrensgang im Fall des Herrn Mollath einigermaßen vertrackt. Dass die bisherigen Begutachtungen fehlerhaft waren, wurde indes nirgends gezeigt. Keineswegs hinnehmbar ist es jedoch, wenn Herr Dr. Leipziger mitsamt seiner Familie als Konsequenz sorgfältiger und verantwortungsbewusster Pflichterfüllung mit persönlichen Anfeindungen und Drangsalierungen überzogen wird.

PROF. DR. HENNING SASS,
FORENS. PSYCHIATER, UNI-KLINIKUM AACHEN

**Die Rolle der Frau
hat sich geändert.
Unsere nicht.**



**Wir erfinden das Büro neu – seit 1898.
Wenn auch Sie Zeit, Nerven und Geld
sparen wollen, melden Sie sich:**

www.triumph-adler.de



www.triumph-adler.de/rolle

**Für jede unserer
Lösungen haben wir
natürlich auch die
smarte Hardware.**





schmuck.de

One Dollar Uhr

AUS DEM HAUSE INGERSOLL

Diese exklusive und ausdrucksstarke Herrenuhr "One Dollar" ist aus dem Hause Ingersoll, eine der ältesten amerikanischen Uhrenmanufakturen.

Die Brüder Ingersoll wurden vor allem durch die Taschenuhr "Yankee" weltberühmt, die sie 1896 auf den Markt brachten, zum damals sehr markanten Verkaufspreis von \$1,00, der ca. einem Tageslohn entsprach.



INGERSOLL ONE DOLLAR HERRENUHR (SP899)

Sammlerstück aus der amerikanischen Uhrenmanufaktur, Stahlgehäuse, gehärtetes Mineralglas, zuverlässiges und präzises Quarzuhrwerk, wasserdicht bis 30 m, braunes Lederarmband, mit Datumsanzeige, eingraviertes Wappentier "American Eagle" im Gehäuseboden, inklusive hochwertigem Geschenk-Etui, Gehäuse-Durchmesser: ca. 4,2 cm, Armbandbreite: ca. 2,5 cm

149,00 € statt 169,00 €

Jetzt
versand-
kostenfrei
bestellen

Bestell-Hotline:

030 / 58 58 50 50

Täglich von 9 - 20 Uhr zum Ortstarif

Online bestellen:

www.schmuck.de

Schmuck.de GmbH, Sasbacher Straße 6, 79111 Freiburg

* Ehemaliger Schmuck.de-Preis, versandkostenfrei innerhalb Deutschlands

Briefe

Nr. 27/2013, Der Aufstand gegen den Ausbau der Windkraft

Ananas in Grönland

Danke, Herr Schulz! Danke! Ich hoffe, dass jeder Bürgermeister, jeder Gemeinderat dies liest und dann frischen Wind durch seine Gehirnzellen wehen lässt.

ELKE BUSCHMANN-FÖRSTER,
ALTENKIRCHEN (RHEINLAND-PFALZ)

Soll Ihr Autor doch in den Schatten eines AKW oder Kohlenmeilers ziehen! Dort sind die Grundstückskosten übrigens noch viel stärker beeinträchtigt. Die dezentrale und regenerative Energieerzeugung ermöglicht die Sicherung unserer Energiezufuhr zu weitaus faireren Bedingungen für alle. Nur werden eben auch die Lasten, die jede Form der Stromerzeugung mit sich bringt, sozialgerechter verteilt.

OLAF BROKATE, PEINE
ENERGIEBERATER

Auch größte Wut auf die Windenergie sollte einen Journalisten nicht zu solchen Vokabeln verleiten. Welch jämmerliche Wortwahl für eine Hochtechnologie, die dem Klimaschutz dient und Hunderttausende Arbeitsplätze geschaffen hat.

HANS SANDLASS, BERLIN

Gibt es den Artikel auch in seriös?

HANS-PETER WALDL, OLDENBURG (NIEDERS.)

Genauso unsinnig, wie Ananas in Grönland zu züchten, ist der forcierte Ausbau der Windenergie in ungeeigneten Gegenden, zum Beispiel im tiefsten Binnenland, wo kein annähernd mit dem auf See vergleichbarer Wind weht.

DR. THOMAS WALTHER, FRANKFURT AM MAIN

Sie berichten, ich sei aus dem Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) ausgetreten, weil dieser die Windkraft befürworte. Diese Behauptung ist falsch. Es ist aus allen meinen Reden, Artikeln und aus den Korrespondenzen mit Professor Weiger und anderen prominenten BUND-Vertretern klar ersichtlich,



Windkraftanlagen bei Freiburg

dass ich nicht gegen Windenergie, sondern ausschließlich gegen Windkraftanlagen in Naturparks, Landschafts- und Naturschutzgebieten kämpfe. Ich bin aus dem BUND ausgetreten, weil dieser „Club“ die Zerstörung gerade solcher geschützter

Landschaften durch Windkraftanlagen nicht nur zulässt, sondern sehr oft auch noch befürwortet. Endgültigen Ausschlag für meinen Austritt gaben die – durch Print- und Fernsehmedien bekanntgewordenen – hohen Summen, teilweise in Millionenhöhe, die einige dem BUND nahestehende Stiftungen erhielten, nachdem betroffene BUND-Kreisgruppen ihren Widerspruch gegen Wind-„Parks“ oder andere zerstörerische Industrieanlagen in ausgewiesenen Schutzzonen zurücknahmen.

ENOCH VON UND ZU GUTTENBERG, GUTTENBERG

Danke. Ihr Artikel macht mir neuen Mut, doch weiter gegen die Geräuschkulisse der Windmühle vor meinem Haus vorzugehen. Es muss ein Gesetz für einen Mindestabstand zu Wohnhäusern her!

ANITA SCHÖNHERR, BARUTH

Nr. 27/2013, Der Schauspieler Hannes Jaenicke will mit Bestsellern die Welt retten

Untadelige Absichten



Rudolph

Mensch Matussek, nur weil Ihre katholischen Glaubensbekenntnisse es nicht auf Nummer eins der Bestsellerliste schaffen ... lassen sie doch den Jaenicke in Ruhe die Welt retten!

Ist doch besser, als so einen Schauspielermist zu schreiben wie „Nichts ausgelassen“ oder „Komm auf die Schaukel, Luis“ – oder?

CLAUDE RUDOLPH, SCHAUSPIELER, ZURZEIT CELLE

Hannes Jaenicke mag ja in seinem Sendungsbewusstsein das eine oder andere Mal über das Ziel hinausschießen. Er hat es aber wirklich nicht verdient, ausgerechnet vom Chefkonservativen des SPIEGEL, Matussek, dem blindgläubigsten Ratzinger-Bewunderer und gockelhaftesten Papsttum-Propagandisten, derart mit sarkastischem Spott überzogen zu werden.

DR. KAY WENIGER, HAMBURG

Warum zwei Seiten wütende Tirade über Schwächen des Buches eines Schauspielers, dessen Absichten ohne jeden Zweifel untadelig sind? Hier richtet ein gnadenloser Apologet des Status quo über das andere Prinzip.

HOLGER BIEDERMANN, WENTORF

Er sagt, wie es ist: Matthias Matussek, der Hannes Jaenicke des Feuilletons.

GERHARD REINELT, HEIDELBERG

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

Clever & Smart!

Der digitale SPIEGEL + das neue BlackBerry® Z10

Der digitale SPIEGEL

Sie lesen 52 Ausgaben des digitalen SPIEGEL bereits sonntags ab 8 Uhr. Mit zusätzlichen Hintergrundberichten, Videos, interaktiven Grafiken u. v. m.



BlackBerry® Z10

Endlich gibt es ein intelligentes und intuitives Smartphone, das sich Ihren ganz persönlichen Anforderungen immer wieder aufs Neue anpasst.

Ihr Preis für das BlackBerry® Z10:
€ 249,-* statt € 509,- UVP

* Bei Abschluss eines Jahres-Abos des digitalen SPIEGEL. Vierteljährliche Zahlung von € 49,40 möglich.

Mehr Lesespaß mit der optimierten App DER SPIEGEL – jetzt bei BlackBerry World.

Jetzt bestellen:

www.spiegel.de/BBZ10

€ 259,-
Ersparnis
im Paket



**DER
SPIEGEL**

Der digitale SPIEGEL.
Die neue Art zu lesen.

Wintersport mit AIDA: Anhimmeln



AIDA
DAS CLUBSCHIFF

All das INKLUSIVE

- Vollpension mit Tischgetränken
- Trinkgelder
- Bordsprache Deutsch
- Und vieles mehr

7 Tage
KANAREN
ab **499 €*** p.P.

Gran Canaria • Madeira •
Lanzarote • Teneriffa •
La Palma • Gran Canaria



Hier geht's zur Buchung.

Buchen Sie jetzt:

In Ihrem Reisebüro • www.aida.de • AIDA Kundencenter +49 (0) 381/20 27 07 07

* AIDA VARIO Preis bei 2er-Belegung (Innenkabine), limitiertes Kontingent • AIDA Cruises • Am Strande 3d • 18055 Rostock



STEUERHAFFÄRE

Hoeneß kann auf Bewährung hoffen



Das Ermittlungsverfahren gegen Uli Hoeneß wegen Steuerhinterziehung in Millionenhöhe steht unmittelbar vor dem Abschluss. Noch im August will die Staatsanwaltschaft München II Anklage gegen den Präsidenten des FC Bayern erheben. Bei dem Prozess, der möglicherweise schon im September beginnen soll, kann Hoeneß auf ein mildes Urteil hoffen. Nach Informationen des SPIEGEL scheint die Staatsanwaltschaft eine Verurteilung zu zwei Jahren Haft auf Bewährung beantragen zu wollen. Zudem solle der Aufsichtsratsvorsitzende der FC Bayern München AG eine Geldstrafe von 720 Tagessätzen zahlen, was einer weiteren Freiheitsstrafe von zwei Jahren entspricht. In der Münchner Justiz bemüht man offenbar eine Vorschrift des Strafgesetzbuchs, die es dem Gericht erlaubt, diese Geldstrafe bei der Bewährung auszuklammern. Denn bei einer Gesamtstrafe von mehr als zwei Jahren ist eine Bewährung ausgeschlossen. Die angestrebte Milde für Hoeneß erklärt sich auch dadurch, dass wohl nur ein Teil seines Steuervergehens als strafbar gewertet wird: So soll die Hinterziehung von gut 2,3 Millionen der insgesamt rund 3,2 Millionen Euro geschuldeten Steuern angeblich verjährt sein, weil die entsprechende Steuerschuld länger als fünf Jahre zurückliege. Der strafrechtlich relevante Anteil betrage dann nur knapp 900 000 Euro. Damit läge Hoeneß' Vergehen unterhalb einer brisanten Grenze: Der Bundesgerichtshof hatte Anfang vorigen Jahres bekräftigt, dass bei Steuerhinterziehung von über einer Million Euro keine Bewährungsstrafe mehr möglich sein soll.

Hoeneß hatte am 12. Januar bei den Finanzbehörden eine Selbstanzeige eingereicht. Er gab zu, Kapitalerträge auf einem Depotkonto bei der Zürcher Privatbank Vontobel nicht versteuert zu haben. Auf diesem Konto lagerten über mehrere Jahre wohl bis zu 20 Millionen Euro für Aktien- und Devisengeschäfte. Die Staatsanwaltschaft München II leitete ein Ermittlungsverfahren gegen Hoeneß ein. Die Selbstanzeige war unzureichend. Im März wurde seine Villa am Tegernsee durchsucht, dabei präsentierten die Ermittler einen Haftbefehl. Dieser wurde ausgesetzt, weil Hoeneß mehrere Millionen Euro Kaution zahlte. Derzeit gilt als wahrscheinlich, dass der Fall vor einem Schöffengericht verhandelt wird. Prozessort wäre dann nicht das Landgericht München II, sondern das für Hoeneß' Wohnsitz zuständige Amtsgericht Miesbach.

SVEN SIMON / IMAGO

ORGANSPENDEN

Verlorenes Vertrauen

Trotz millionenschwerer Aufklärungskampagnen der Krankenkassen und der Bundesregierung ist das Vertrauen der Bürger in die Organspende weiter gesunken. Für das erste Halbjahr 2013 verzeichnete die Deutsche Stiftung Organtransplantation (DSO) einen bundesweiten Rückgang der postmortalen Organ-

spender um 18,3 Prozent im Vergleich zum Vorjahreszeitraum. Auschlaggebend war offenbar das Bekanntwerden der Manipulationen bei der Organvergabe in der Uniklinik Göttingen. Am stärksten ist die Spendebereitschaft in Bayern gesunken (minus 36,9 Prozent). DSO-Chef Rainer Hess appelliert an die Menschen, sich mit dem Thema zu beschäftigen: „Die Organspende selbst hat nie an Wert verloren: Ein Spender kann bis zu sieben Patienten retten.“



DOMINIK BUTZMANN / LAIF

Lebertransplantation

CDU

„Als Einzelkämpfer“

Siegfried Kauder, 62, ist Bundestagsabgeordneter und Bruder des CDU-Fraktionsvorsitzenden Volker Kauder. Bei der Wahl im September will er als unabhängiger Direktkandidat gegen seine Partei antreten.

SPIEGEL: Herr Kauder, für einen Platz auf der Wahlliste brauchen Sie 200 Unterstützer aus Ihrem Wahlkreis Schwarzwald-Baar. Haben Sie die nötigen Unterschriften schon beisammen?

Kauder: Ich habe über 300 Unterschriften gesammelt – weit mehr als erwartet – und die Listen bereits beim Kreiswahlleiter eingereicht. Die juristischen Voraussetzungen für die Kandidatur sind damit erfüllt. Die Parteien denken, sie hätten allein das Privileg, Kandidaten zu nominieren. Aber das ist nicht so. Man kann auch als Einzelkämpfer antreten.

SPIEGEL: Im November 2012 haben Sie in einer Kampf Abstimmung gegen den Donaueschinger Oberbürgermeister Thorsten Frei verloren. Er ist nun der offizielle Kandidat der CDU.

Kauder: Die Nominierung von Herrn Frei war ein kalter Putsch. Im Vorfeld wurde bei einer Abstimmung manipuliert.

Ich habe mich beschwert, aber es ist nichts geschehen. 133 Mitglieder sind daraufhin aus der Partei ausgetreten. Mich haben Leute auf der Straße darauf angesprochen, ob ich nicht doch noch einmal antreten könnte. Das war keine spontane Entscheidung. Ich habe mir das gut überlegt.

SPIEGEL: Sie gelten als Nervensäge in Ihrer Partei, weil Sie etwa bei der Abgeordnetenbestechung von der Linie abweichen. Warum wollen Sie unbedingt wieder in den Bundestag?

Kauder: Es gibt wichtige Vorhaben, die noch offen sind. Die will ich weiterverfolgen. Deswegen will ich mich noch nicht aus der Politik verabschieden. Mir geht es nicht um meine Karriere. Ich sehe das Amt als Verpflichtung gegenüber der Bevölkerung.

SPIEGEL: Ihr Vorhaben wird in Ihrer eigenen Partei kritisiert. Sogar von einem Parteiausschluss ist die Rede.

Kauder: Ich lasse mir nicht drohen. Ich werde meine Kandidatur auf jeden Fall weiterverfolgen. Sollte meine Partei ein Ausschlussverfahren anstreben, würde ich mich dem stellen. Ich bin gespannt, wie es weitergeht.



Aluminiumwerk in Essen

SEPP SPIEGEL / ECOPIX

WETTBEWERB

EU greift Ökostrom-Gesetz an

Das deutsche Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) verstößt gegen europäisches Wettbewerbsrecht. Zu diesem Schluss ist EU-Wettbewerbskommissar Joaquín Almunia gekommen. Die Brüsseler Juristen konzentrieren sich dabei auf die sogenannte EEG-Umlage, die Stromkunden für die Erzeugung erneuerbarer Energie bezahlen. Die Beamten rügen, dass energieintensive Betriebe von dieser Umlage weitgehend ausgenommen werden. Am Mittwoch will die EU-Kommission ein entsprechendes Beihilfeverfahren gegen Deutschland eröffnen. Dies soll nicht nur für die Zukunft alle Ausnahmen von der Zwangsabgabe verbieten. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird Brüssel auch rückwirkend eine Korrektur fordern: Energieintensive Betriebe müssten dann Millionen Euro an bereits in den Vorjahren eingesparten Abgaben an den Staat nachzahlen. EU-Energiekom-

missar Günther Oettinger stellte auf einer Veranstaltung des Stromkonzerns E.ON vergangene Woche in Brüssel sogar das gesamte EEG in Frage. Oettinger sagte, dass zahlreiche Regelungen mit dem EU-Binnenmarkt und dem Wettbewerbsrecht wohl nicht konform seien. So könne es nicht angehen, dass Deutschland eigenen Windstrom fördere, Dänen oder Norweger jedoch keine Förderung erhielten, wenn sie Windstrom nach Deutschland lieferten. Die Befreiung von der Netzentgeltabgabe haben derzeit rund 4500 Betriebe beantragt, mehr als bisher bekannt. In einer Antwort auf eine Anfrage der Grünen-Umweltexpertin Bärbel Höhn bestätigt das Bundeswirtschaftsministerium, dass sogar Golfclubs weitgehend befreit wurden. „Es ist nicht begründbar, warum private Haushalte für Autohäuser, Versicherer oder Aldi die Netzentgelte mit zahlen müssen“, so Höhn.

AFFÄREN

Geschönte Dokumente

In der Affäre um illegal ausgestellte Visa deutscher Auslandsvertretungen (SPIEGEL 24/2011) hat die Staatsanwaltschaft Köln Anklage gegen drei Deutsche erhoben. Sie stehen im Verdacht, mehrere Personen gegen Zahlungen von 10 000 bis 15 000 Euro von Afghanistan in die Bundesrepublik geschleust zu haben. Die Beschuldigten seien „Privatleute, die aus Deutschland heraus operiert hatten“, so der Kölner Oberstaatsan-

walt Ulrich Bremer. Nach Angaben der Ermittler suchten sie zunächst Deutsche, die bereit waren, gegen Geld Einladungen auszusprechen. Diese werden für einen Visumantrag gebraucht. Dafür nötige Dokumente wurden gefälscht und dann nach Kabul gebracht. Die dortige Botschaft steht im Zentrum der Affäre. Ein einheimischer Mitarbeiter soll mit Hilfe der Dokumente persönliche und finanzielle Verhältnisse der Antragsteller geschönt und so die Einreise nach Deutschland ermöglicht haben. Die genaue Zahl der auf diesem Weg in die Bundesrepublik gelangten Personen ist den Ermittlern nicht bekannt.

Deutsche Botschaft in Kabul



U. WEISSNER / JAF



MAURICE WEISS / OSTKREUZ

Kauder

CSU

Deutschland ohne Kommissar?

In der CSU wird weiter um die Europapolitik gestritten. Während die Parteiführung in ihrem Programm zur bayerischen Landtagswahl fordert, die EU-Kommission drastisch zu verkleinern, wollen christsoziale Europapolitiker an der bisherigen Größe festhalten. „Ich sehe das Risiko, dass sonst auch Deutschland seinen Kommissar verlore“, sagt Markus Ferber, EU-Parlamentarier und CSU-Vorstand. Der Schwabe fürchtet zudem, dass die Position seiner Partei die ohnehin deutschlandkritische Stimmung in Brüssel weiter aufheizen könnte. „Diese Forderung ist ein falsches Signal in Zeiten, in denen Deutschland wegen seiner starken Stellung von anderen EU-Staaten heftig kritisiert wird.“ In dem Programm, das der Parteivorstand an diesem Montag diskutiert, fordert die bayerische Unionsschwester, die Zahl der Kommissare von 28 auf 14 zu senken.



KLAUS RITTHOFF / KEystone

MASERN

Schärfere Impfregelein

Bundesgesundheitsminister Daniel Bahr (FDP) plant neue Maßnahmen gegen die Ausbreitung von Masern. So prüfen seine Beamten, ob nichtgeimpfte Schüler bei einem Ausbruch der Erkrankung in ihrer Schule befristet vom Unterricht ausgeschlossen werden kön-

nen. Bisher gibt es diese Möglichkeit nur für erkrankte Kinder. Außerdem erwägt Bahr, die Gesundheitsämter zu verpflichten, künftig schon bei der Aufnahme eines Kindes in den Kindergarten den Impfstatus abzufragen. Derzeit geschieht dies zu Schulbeginn. Allerdings könnten beide Maßnahmen erst nach der Wahl vom Bundestag verabschiedet werden. Zudem fordert die Bundesärztekammer weiter-

gehende Maßnahmen. „Aus medizinisch-wissenschaftlicher Sicht ist eine Impfpflicht das einzig Sinnvolle“, sagt ärztepräsident Frank Ulrich Montgomery. „Bei Masern handelt es sich um eine hochansteckende Erkrankung mit hohem Gefahrenpotential für die nichtgeimpfte Bevölkerung. Daher wäre es gut, wenn alle Kinder geimpft wären.“ Allerdings sei eine Impfpflicht in Deutschland gesellschaftspolitisch schwer durchzusetzen.

KOLUMNE

Zehn Wochen noch



Bundestagspräsident Norbert Lammert ist aufgewacht. Das ist die Meldung, über die ich mich in der vergangenen Woche am meisten gefreut habe. Er ist aufgewacht und hat dann gleich den Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts, Andreas Voßkuhle, in die Schranken gewiesen. Gut so. Als ich Lammert im Februar zusammen mit Voßkuhle sah, schlief Lammert. Sie saßen zusammen auf dem Podium in einer Bank am Pariser Platz und sollten miteinander diskutieren, aber Lammert war müde, bald fielen ihm die Augen zu, und er hielt sie für eine Weile geschlossen, für eine lange Weile. Politik ist anstrengend. Nun hat er der „Welt am Sonntag“ ein Interview gegeben, dessen zentralen Satz andere Medien in der vergangenen Woche aufgegriffen haben: „Gelegentlich ist der Eindruck entstanden, es gäbe einen Gestaltungsehrgeiz des Bundesverfassungsgerichts, der über die Aufgabe der Interpretation des Grundgesetzes hinausgeht.“

Dieser Eindruck konnte vor allem an jenem Tag im Februar entstehen, als Voßkuhle mehrere Termine in Berlin hatte. Es war, mit einem Wort, atemberaubend. In der Hauptstadt, am zentralen Ort der Politik, trat er auf wie der König von Deutschland. Überbordend selbstbewusst stellte er die überragende Kompetenz des Bundesverfassungsgerichts heraus, und das klang so, als würden da andere nicht mithalten kön-

**Eine gewisse
Mittelmäßigkeit gehört
zur Grundausstattung
von Demokratien.**

nen, als leitete er daraus ein Recht auf umfassende Mitsprache ab. Doch in der Demokratie geht Legitimation vor Kompetenz, der Wille zur Teilnahme steht höher als Intelligenz oder Bildung, auch wenn es manchmal schwerfällt, das einzusehen oder auszuhalten. Aber es ist eine zentrale, unantastbare Regel. Deshalb ist es gut, dass Norbert Lammert vor der Bundestagswahl, dem großen Fest der Legitimation, das Verfassungsgericht kritisiert hat.

Die Richter sind bei weitem nicht so stark legitimiert wie die gewählten Politiker. Natürlich spricht überhaupt nichts gegen Kompetenz, im Gegenteil, doch gerade die Eliten, die Leute mit den grandiosen Staatsexamen und den tollen Karrieren in Unternehmen, sind sich meist zu schade, sich bei einer Wahl dem Volk zu stellen und den ermüdenden Weg des Parlamentarismus zu beschreiten. Zudem muss politische Macht immer geteilt werden, und auch das gefällt

denen, die sich für die Besten und Klügsten halten, oft nicht besonders. Eine gewisse Mittelmäßigkeit gehört daher zur Grundausstattung von Demokratien. Das ist nicht erfreulich, aber wie sähe die Alternative aus? Da sich die allermeisten Vertreter der geistigen

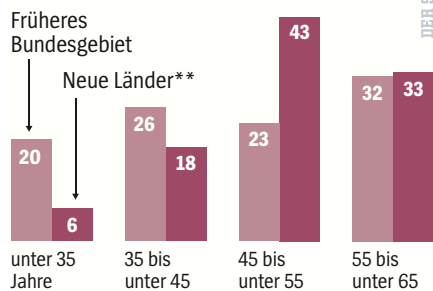
und wirtschaftlichen Eliten den demokratischen Verfahren nicht stellen, könnten sie nur als Diktatoren regieren. Das will sicherlich auch Voßkuhle nicht, aber manches denkt vielleicht sogar er nicht zu Ende, trotz seiner unbestrittenen Kompetenz. Ich fand ihn damals in Berlin ziemlich hochnäsiger gegenüber der Politik, auch anmaßend, und deshalb werde ich am Wahltag an ihn denken. Ich weiß noch nicht, wen ich wähle, aber ich wähle auf jeden Fall, um die Legitimation der Politiker gegenüber Richtern wie Voßkuhle zu stärken.

Dirk Kurbjuweit

Alte Ost-Kollegien

Der sachsen-anhaltische Kultusminister Stephan Dorgerloh (SPD) will die Kollegien an den Schulen des Landes verjüngen. Dort, aber auch in den übrigen ostdeutschen Bundesländern, droht in den kommenden Jahren eine Überalterung des Lehrpersonals, weil die Länder nach der Wiedervereinigung kaum noch Pädagogen eingestellt haben. Die mittleren Jahrgänge zwischen 45 und 60 Jahren seien, so das Magdeburger Finanzministerium im Personalstandsbericht 2012, in Sachsen-Anhalt an den Schulen besonders stark vertreten. Junge Lehrer fehlen dagegen in den neuen Bundesländern (siehe Grafik). Dorgerloh, der amtierende Präsident der Kultusministerkonferenz ist, plädiert für eine „vernünftige Altersmischung“, um „wirklich gut Schule machen zu können“. Er wirbt in seinem Bundesland für einen sogenannten Demografie-Vertrag: Ältere Pädagogen sollten ihre Arbeitszeit zugunsten neuer Lehrer freiwillig reduzieren.

Lehrkräfte nach Altersgruppen* in Prozent



* Voll- und Teilzeitbeschäftigte
** einschließlich Berlin

Quelle: Statistisches Bundesamt



Bettina und Christian Wulff 2008

Feiern bis Mitternacht

Das Landgericht Hannover will im August entscheiden, ob sich der ehemalige Bundespräsident Christian Wulff wegen Bestechlichkeit vor Gericht verantworten muss. Das hat der zuständige Richter Frank Rosenow dem Ex-Politiker und dem ebenfalls angeklagten Filmproduzenten David Groenewold mitgeteilt. In diesem Fall würde der Prozess am 1. November beginnen, heißt es in der Justiz. Unterdessen hat offenbar eine neue Zeugin einer entlastenden Darstellung von Wulffs Ehefrau widersprochen. Bettina Wulff hatte Ermittlern gegenüber behauptet, sie und ihr Mann seien bei einem Besuch des Oktoberfestes im Jahre 2008 in München nur zwei bis drei Stunden im Festzelt gewesen. Sie hätten beim Besuch, der von Groenewold finanziert wurde, zudem kaum etwas konsumiert. Demgegenüber hat nach einem Vermerk des niedersächsischen Landeskriminalamts eine „Bild“-Journalistin, die bei der privaten Feier mit den Wulffs dabei war, die Situation anders in Erinnerung. Das Paar habe dort bis zur Schließung des Zelts gegen Mitternacht gefeiert, sagte die Zeugin. Bettina Wulff habe sogar zusammen mit ihr Champagner aus einem Bierkrug getrunken.

Entlassung gefordert

Mit einer umstrittenen Personalentscheidung bringt Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht (CDU) die Große Koalition in Erfurt ins Wanken. Lieberknecht versetzte ihren Staatssekretär und Regierungssprecher Peter Zimmermann, 37, in den einstweiligen Ruhestand. Der Beamte war jedoch nicht in Unnade gefallen, sondern er wechselt als Manager zum Internetunternehmen Unister. Mit der Versetzung in den einstweiligen Ruhestand sicherte Lieberknecht ihrem Sprecher, der es auf fast sechs Jahre im Öffentlichen



Zimmermann

Dienst bringt, umfangreiche Ansprüche: drei Monate volle Staatssekretärsbezüge (9602 Euro), drei Jahre 71,75 Prozent (6889 Euro), danach lebenslang mindestens 3361 Euro. Der neue Job mindert die auszahlende Summe. Lieberknechts Koalitionspartner SPD fordert die Regierungschefin dringend zur Revision auf: „Das lebenslange Rundum-sorglos-Paket für den 37-Jährigen ist eine Zumutung – nicht zuletzt für den Steuerzahler“, klagt Fraktionschef Uwe Höhn. Lieberknecht müsse „schleunigst umsteuern“ und Zimmermann aus dem Pseudo-Ruhestand zurückholen: „Dann wird er entlassen.“

Widerstand gegen Zensus-Ergebnisse

Der Protest gegen die Ergebnisse der jüngsten Volkszählung wächst. Bis Ende vergangener Woche sind in den Statistischen Landesämtern bereits rund 270 Widersprüche von Städten und Gemeinden sowie von den beiden Bundesländern Hamburg und Berlin eingegangen. „Und das ist noch nicht das Ende der Fahnenstange“, sagt Norbert Brugger vom Städtetag Baden-Württemberg. In einigen Ländern endet die Widerspruchsfrist erst in den nächsten Wochen, und in den großen Bundesländern Bayern, Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen laufen noch Anhörungsverfahren zu den Zensus-Ergebnissen. Gleichwohl haben allein in Schleswig-

Holstein bereits mehr als 60 Kommunen Widerspruch eingelegt, weitere 46 in Brandenburg, 44 in Mecklenburg-Vorpommern, 27 in Sachsen, mindestens 21 in Hessen und 38 in Baden-Württemberg, wo die Frist erst Ende Juli endet. Besonders hoch ist die Widerspruchsquote im Saarland, wo 23 der 52 Kommunen das Ergebnis nicht akzeptieren wollen. Es gebe „berechtigte Zweifel“ an der Methodik und der Durchführung des Zensus, sagt Städtetags-Dezernent Brugger. Die Einwohnerzahlen, die über eine repräsentative Volksbefragung im Jahr 2011 ermittelt wurden, waren in vielen Städten eklatant niedriger als die Zahlen in den Registern der jeweiligen Meldeämter. Bei den betroffenen Kommunen kann dies zu erheblichen Einnahmeausfällen führen, da sich wichtige staatliche Finanzierungssysteme nach der Einwohnerzahl richten. Auch die Größe der Kommunalparlamente und die Bezahlung der Bürgermeister hängen davon ab.

DAS KRIBBELN IM BAUCH BEGINNT IM RECHTEN FUSS.



High Performance. Der neue Golf GTD.

Was bringt die Schmetterlinge in der Magengegend zum Flattern? Verliebt sein. Bungee-Jumping. Oder die Beschleunigung eines Turbodiesels mit 135 kW (184 PS)¹⁾ und 380 Nm Drehmoment. Letzteres kann man jetzt jeden Tag haben. Alles, was man dafür braucht, ist der rechte Fuß. Und natürlich ein neuer Golf GTD.

1) Kraftstoffverbrauch in l/100 km: zwischen 5,5 und 5,1 (innerorts)/zwischen 4,0 und 3,7 (außerorts)/zwischen 4,5 und 4,2 (kombiniert), CO₂-Emissionen in g/km: zwischen 119 und 109 (kombiniert). Abbildung zeigt Sonderausstattung gegen Mehrpreis.



Das Auto.



BILDUNG

Bauen wie blöde

Ab August haben schon einjährige Kinder das Recht auf öffentlich geförderte Betreuung, Hunderttausende Plätze wurden deshalb geschaffen. Doch eine große Studie zeigt: Die Qualität vieler Krippen und Kindergärten ist unzureichend.

Der Vermieter hat das Logo hinterlassen, weiße Schrift auf blauem Grund. Bald soll es in zwei Teile zersägt werden: Das „Sch“ des Schlecker-Schildes kommt in den Schlafsaal, das „lecker“ in die Küche. So haben es die Eltern der Initiative „Schwanthaler Flöhe“ im Münchner Westend beschlossen.

Wo früher Seifenspender und Klopapier über den Scanner gezogen wurden, toben, essen und schlafen demnächst rund 50 Jungen und Mädchen, vom Krabbelbaby bis zum Hortkind.

Die 18 Elternpaare strichen Wände, stellten Sofas auf, schafften Spielzeug heran. Die Stadt gewährte einen Zuschuss

von einer Viertelmillion Euro für Toiletten, Lärmdämmung oder Brandschutztüren. Die Stadt finanzierte auch ein Baumhaus, es steht im Innern des Gebäudes, auf einen Garten müssen die „Flöhe“ verzichten.

Sie habe jahrelang „drei Leben neben-einander“ geführt, sagt Inga-Britt Frase. Die Lehrerin ist erster Vorstand und hat zwei Kinder, die fünfjährige Linnea und den zweijährigen Moritz. Das Engagement habe sich gelohnt: „Jetzt kann ich sicher sein, dass meine Kinder in den kommenden zehn Jahren betreut werden.“

Eine ähnliche Motivation herrscht bei den „Westend-Drachen“ und den „Hob-

bits“, den „Rumpelpilzen“ und der „Blauen Giraffe“, bei „Lilly läuft“ und der „Pustebblume“ – so heißen allein die Elterninitiativen im Stadtteil Schwanthalerhöhe, insgesamt 300 gibt es in München.

Kirchen, Wohlfahrtsverbände, Stadt und weitere Träger gründen ebenfalls Kitas, im Durchschnitt jeden Monat eine allein in München. Sie alle suchen Räume für neue Gruppen, Bauplätze für neue Einrichtungen und natürlich qualifizierte Pädagogen und Kita-Manager.

Die Schwanthaler Flöhe köderten ihre Leiterin damit, dass ihr die Mutter eines Kita-Kindes eine bezahlbare Wohnung in der Nähe vermittelte.



DIRK BRUNNECKI / DER SPIEGEL

In Deutschland läuft derzeit ein einzigartiges Experiment, unter realen Bedingungen und mit ungewissem Ausgang. Die Politik hat Eltern einen Betreuungsplatz für alle Kinder ab dem ersten Geburtstag versprochen. Am 1. August tritt der Rechtsanspruch in Kraft. Aber vielerorts sind weder die Infrastruktur noch das Personal vorhanden, um das Versprechen einzulösen.

Deshalb schauten die Politiker in Berlin und in den Landeshauptstädten genau auf den kritischen Zwischenstand, den das Statistische Bundesamt vorigen Donnerstag präsentierte. Bundesfamilienmi-

nisterin Kristina Schröder (CDU) rechnete anschließend in der Bundespressekonferenz vor, dass alles gut werde. Die Länder würden im Lauf des kommenden Kita-Jahres rund 813 000 Plätze bereithalten, schon zum Stichtag 1. August seien „zahlenmäßig nahezu ausreichend Kita-Plätze real in Betrieb“.

Experten zweifeln an dieser Prognose, aber die Quantität, die fehlende Masse, ist ohnehin nur das eine Problem. Das zweite wird oft vergessen: die unzureichende Qualität. Dass es auch an Klasse fehlt, belegt eine große Studie, die erstmals komplett vorliegt. Wer sie liest, weiß nicht, was ihn mehr umtreiben muss: der Ärger darüber, dass das eigene Kind womöglich gar nicht in die Kita gehen kann, oder die Angst davor, dass es ihm dort schlechtgeht.

Die Studie trägt den Titel „Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit“, kurz Nubbek. Der Abschlussbericht ist 200 Seiten stark, die Autoren zählen zu den führenden Kinderpädagogen des Landes. Sie haben rund 2000 Kinder im Alter von zwei und vier Jahren in Betreuungseinrichtungen beobachtet, in diversen Stadtteilen und Kreisen, von Berlin-Hellersdorf über die Sächsische Schweiz bis München-Schwabing. Eltern äußerten sich in Interviews, Statistiker trugen Zahlen zusammen. Finanziert wurde das Forschungsprojekt von Bundesfamilienministerium, vier Bundesländern sowie der Jacobs Foundation und der Robert Bosch Stiftung.

Das Fazit: Viele Kitas weisen Mängel auf. Nur 3 Prozent der Krippen werden von den Forschern für gut befunden – 85 Prozent hingegen für mittelmäßig und 12 Prozent für schlecht. „Die Befunde rufen nach Verbesserungen“, schreiben die Forscher, der Anteil unzureichender Betreuungsplätze sei „zu hoch“.

Als Förderung kann kaum begriffen werden, was Kita-Kinder im Alltag erleben. Laut der Studie erhalten die Kinder nur in 2,6 Prozent der Gruppen gute Anregungen fürs spätere Lesen, für Mathematik und Naturwissenschaften. Fast

zwei Drittel der Kinder kommen mit solchen Inhalten kaum in Kontakt.

Für ihre Auftraggeber halten die Forscher einige bittere Erkenntnisse bereit. Zum Beispiel: In altersgemischten Gruppen ist die Qualität „signifikant schlechter“ und sind die Kinder häufiger gestresst. Solche Gruppen aber sind verbreitet. Und: Wenn wenig Fläche zur Verfügung steht – derzeit sind es rechnerisch nur drei bis vier Quadratmeter pro Kind –, wirkt sich das negativ aus. Gleiches gilt, wenn ein Außengelände zum Spielen und Toben fehlt.

Auch beim Personal liegt einiges im Argen. So neigt laut Nubbek ein Teil der Erzieherinnen zu depressivem Verhalten, was sich ungünstig auf die Entwicklung der Kinder auswirkt.

Die Kritik der Forscher reicht noch weiter. Mit den Betreuungsangeboten gelinge es nicht, die Chancengleichheit zu erhöhen und unterprivilegierten Schichten zu helfen. Die Unterstützung nutzten vor allem „gut gebildete deutsche Mittelschichtsfamilien“, nicht aber „sozial benachteiligte Familien beziehungsweise Familien mit geringen Bildungsressourcen“.

Die Wissenschaftler scheinen von den eigenen Ergebnissen überrascht zu sein. Der Befund sei „kontraintuitiv“, schreiben sie, da doch „bildungspolitische Beratungsgremien und Initiativen seit mehr als einem Jahrzehnt der pädagogischen Qualität und frühen Förderung von Kindern höchste Priorität einräumen“.

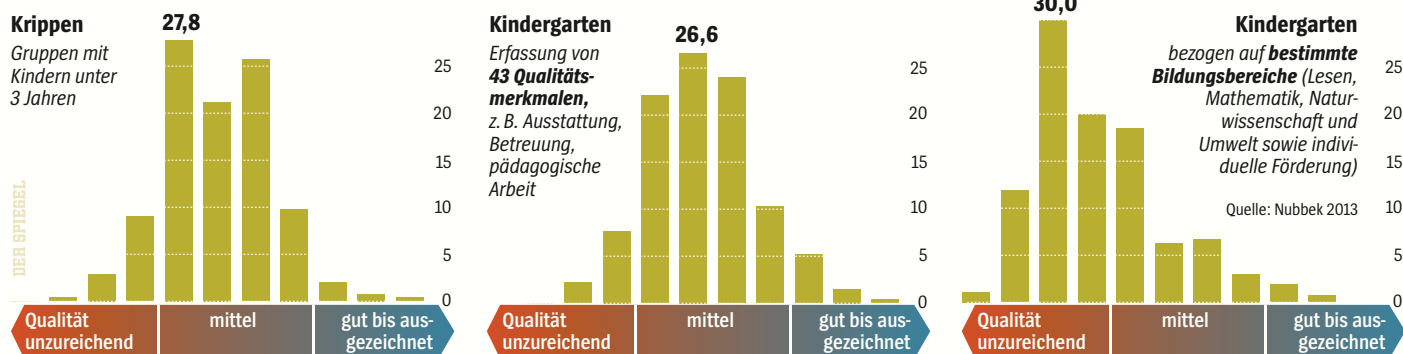
Klarer ausgedrückt: Obwohl die Politik ein Riesengedöns um das Thema macht, sind viele Kitas eher Verwahranstalten.

„Wir schauen im Moment zu sehr auf die Quantität, dabei müssten wir die Qualität zum zentralen Thema machen“, sagt der Nubbek-Studienleiter, der Berliner Frühpädagoge Wolfgang Tietze. Die zu verbessern, so heißt es in dem Bericht, erfordere „ein ähnliches Ausmaß an gesellschaftlicher Anstrengung wie der quantitative Ausbau der vergangenen Jahre“.

Doch es fehlt an den zwei wichtigsten Elementen für einen gelungenen Kita-Betrieb, an Räumen und an Personal. Die

Schlechtes Zeugnis

Pädagogische Qualität von Krippen und Kindergärten in Deutschland, Angaben in Prozent



Kommunen müssen sich wie das Gastgeberland einer Fußballweltmeisterschaft fühlen, das kurz vor dem Eröffnungsspiel mit dem Bau der Stadien in Verzug ist und nicht mal den Kader beisammen hat.

In dichtbebauten Boom-Städten wie Frankfurt am Main oder München ist es schwer geworden, überhaupt noch geeignete Flächen zu finden. Insbesondere in den zentrumsnahen Stadtteilen konkurriert die Stadtverwaltung beim Kampf um die Bauplätze mit finanzstarken Immobilieninvestoren. Für Kita-Neubauten mit Gärten zum Spielen und Toben seien in diesen Stadtteilen „schlicht und einfach keine Grundstücke mehr zu finden“, sagt die Frankfurter Bildungs- und Fraundezernentin Sarah Sorge von den Grünen.

Nicht nur Schlecker-Märkte wie in München werden deshalb umgebaut. Krippen und Kindergärten entstehen in Frankfurt auch aus Eisdiele, Lagerhallen, einem Kino und einer Autowerkstatt. Den Spielplatz am Haus müssten dann eben öffentliche Parks in der Nähe ersetzen, sagt Sorge.

Main bietet Rundfahrten zu Kitas plus abendliche Feier im „Japan Center“, einer angesagten Hochhaus-Location.

München lockt Fachkräfte mit günstigen Mietwohnungen aus dem Fundus städtischer Wohnbaugesellschaften, einer „München-Zulage“ sowie einem Zuschuss für den Nahverkehr. Darüber hinaus hat die Stadt eine Personalvermittlungsgesellschaft beauftragt, in Osteuropa nach Personal zu fahnden.

„Der Markt ist leer, wir kriegen unsere Stellen einfach nicht besetzt“, sagt Martina Matzanke von der Kindertagesstätte „Die kleinen Stromer“ des Arbeiter-Samariter-Bundes in Offenbach. Die Krippe, die 2012 eröffnet wurde und 50 Plätze für Kinder unter drei Jahren bietet, ist auf Praktikantinnen angewiesen. „Ohne diese jungen Frauen könnten wir den Betrieb hier nicht aufrechterhalten“, sagt Matzanke.

Auch in Frankfurt am Main haben die Kitas nicht die freie Auswahl unter vielen hochqualifizierten Bewerbern. „Man muss schon mal jemanden einstellen, den man früher vielleicht nicht genommen

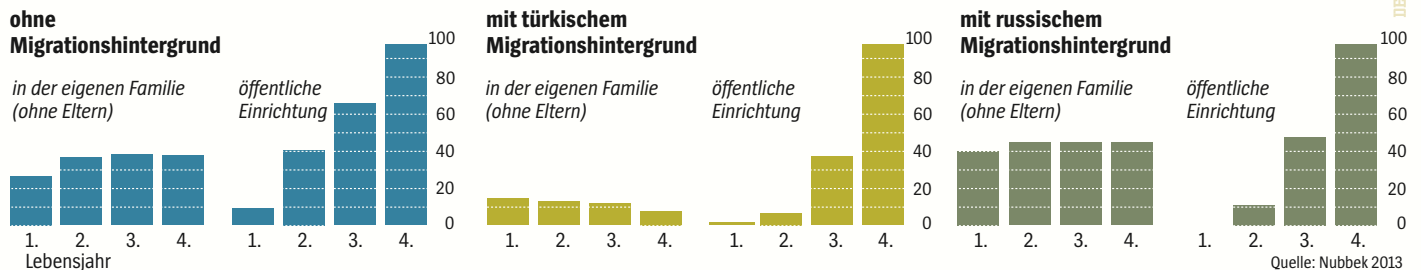
Bund und Länder hätten sich beim Krippenausbau verschätzt, die Kommunen aber müssten nun die Folgen tragen, klagen die beiden kommunalen Spitzenverbände, der Deutsche Städtetag und der Deutsche Städte- und Gemeindebund. Sie forderten Bund und Länder auf, sich an den Kosten von Schadensersatzprozessen zu beteiligen, was Schröder bereits zurückwies. Die Kämmerer und Finanzminister fürchten Anwälte wie Volker Thielers aus München, Autor des Buchs „Die Kita-Klage“. 30 Mandanten ohne Krippenplatz habe er auf seiner Liste, gleich Anfang August wolle er eine Musterklage anstrengen.

Michael Ebling, Oberbürgermeister von Mainz, appelliert an die Eltern, doch bitte auf Klagen zu verzichten. „Es hilft uns überhaupt nicht, wenn Eltern vor Gericht ziehen, dadurch wird keine einzige Kita schneller gebaut, aber viel Geld für Gerichte und Rechtsanwälte verbrannt“, sagt Ebling. Und: „Wir bauen wie blöde.“

In ihrer Not versuchen sich manche Landesregierungen mit Tricks zu behelfen. Die grün-rote Regierungskoalition in

Skeptische Migranten

Kinderbetreuung in Deutschland in den ersten vier Lebensjahren, Inanspruchnahme des Angebots, in Prozent



Für kühne architektonische Würfe ist erst recht kein Geld vorhanden. Stattdessen bleibt oft nur eine Unterbringung, die Eltern an die Bauklötzchen ihrer Kinder erinnert: Kästen, die auf Schulhöfen oder Sportplätzen aneinandergereiht und aufeinandergestapelt werden.

Die sind offenbar beliebt. Die Geschäfte von Firmen wie der Jakob Eberhardt GmbH & Co. KG brummen. Das Unternehmen aus dem baden-württembergischen Blaubeuren hat nach eigenen Angaben bereits mehrere hundert Container für Kindertagesstätten geliefert, vor allem nach Baden-Württemberg, Bayern und Hessen. Die Nachfrage sei groß, sagt der Prokurist, „viele Gemeinden haben das Problem, dass sie den Ausbau nicht rechtzeitig hinbekommen“.

Zudem mangelt es an Personal. In Ballungsräumen wie dem Rhein-Main-Gebiet rangeln Städte, Gemeinden und freie Träger um die Absolventen der sozialpädagogischen Fachschulen. Die Stadt Mainz hat Radiowerbung geschaltet und Broschüren aufgelegt (Slogan: „Du fehlst uns“). Die Konkurrenz aus Frankfurt am

hätte“, sagt Ruth Woody, Leiterin der Kindertagesstätte St. Nicolai im Frankfurter Ostend. Erzieher zum Beispiel, die nicht die komplette Ausbildungszeit absolviert haben, sondern als Quereinsteiger zwei oder mehr Jahre erlassen bekommen haben. „Da dauert die Einarbeitung natürlich etwas länger“, sagt die Kita-Chefin. Dies belastete wiederum das übrige Personal, das in der Nicolai-Kita wegen des Ausbaus derzeit ohnehin stark beansprucht sei.

Die Not wird nicht kleiner werden, der Mangel vermutlich noch größer. Als die Politiker den Bedarf berechneten, nahmen sie an, dass nur ein Drittel der Kleinkinder von ihren Eltern für einen Betreuungsplatz angemeldet würden, später wurde die Quote auf 39 Prozent erhöht. Tatsächlich könnte die Nachfrage deutlich höher ausfallen, einzelne Städte und Stadtteile übertreffen schon heute die 39-Prozent-Marke deutlich. Heidelberg und Frankfurt am Main erreichen bereits 50 Prozent, in der Münchner Maxvorstadt, wo die beiden großen Universitäten liegen, sind es mehr als 60 Prozent.

Baden-Württemberg etwa lockerte die Vorschriften. Laut einem Gesetz, das die Regierung im Mai verabschiedete, dürfen nicht nur Erzieher in den Kitas arbeiten, sondern an ihrer Stelle auch Sozialarbeiter, Logopäden, Hebammen und Dorfhelfer. In Hessen brachte die Regierung von CDU und FDP im Frühjahr eine Änderung des Kinderförderungsgesetzes auf den Weg. Das alte Landesgesetz schrieb eine Obergrenze von 10 Kindern pro Gruppe bei den Unter-Dreijährigen vor, nach der Novelle hätten es bis zu 16 Kinder sein dürfen. Die Kitas hätten zudem bis zu 20 Prozent des pädagogischen Personals aus Quereinsteigern ohne Ausbildung rekrutieren dürfen. Nach Protesten zog die Landesregierung diese besonders strittigen Teile des Gesetzes zurück.

Die Kommunalverbände kämpfen ohnehin für weniger strenge Regeln: Es könnten doch auch Bufdis, also junge Männer und Frauen im Bundesfreiwilligendienst, hinzugezogen werden. Der Städtetag Nordrhein-Westfalen schlug vor, die Außenflächen „etwas kleiner ausfallen“ zu lassen und durch „Platz-



Ministerin Schröder, Kinder in Rheinland-Pfalz: Die Politiker halten die Vorschriften vage

sharing“ mehr Kinder aufzunehmen. Der Landkreistag warb dafür, größere und altersgemischte Gruppen zu erlauben.

„Die Länder haben jahrelang an der Qualität der Kitas gespart“, klagt die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, „die Qualitätsunterschiede in den Krippen sind in Deutschland enorm.“ Anlass der Kritik war eine Studie der Bertelsmann Stiftung. Laut dem „Länderreport Frühkindliche Bildungssysteme“ beträgt der Personalschlüssel in Krippen bundesweit 1 zu 4,5, in den ostdeutschen Krippen nur 1 zu 6. Die Stiftung empfiehlt hingegen, dass eine Erzieherin für maximal drei Kinder verantwortlich sein sollte.

Viele Erzieherinnen hätten kaum Zeit, sich eingehend mit einem Kind zu beschäftigen, sagt Nubbek-Forscher Tietze, ebenso wenig sei genug Muße vorhanden, um das eigene Handeln zu reflektieren und nachzubereiten. Dabei könne die Kommunikation einer einzelnen Erzieherin mit dem Kind einen gewaltigen Unterschied machen, erzählt Tietze und gibt folgendes Beispiel: „Ein Kind kommt zur Erzieherin und erzählt, dass es den Hund des Nachbarn gestreichelt hat. Die Erzieherin kann dann sagen, das ist ja schön, jetzt spiel weiter. Sie kann aber auch das Kind in ein Gespräch verwickeln darüber, wie der Hund aussah, woran man einen Hund erkennt und welche anderen Tiere es kennt.“

Die Landesgesetze schreiben keine Qualitätsmerkmale für die Betreuung vor. Die Politiker halten die Vorschriften vage, weil sie wissen, dass die Einrichtungen ansonsten in Schwierigkeiten geraten. So bleibt es den Eltern überlassen, sich zu kümmern. Viele berichten von zwei

Kämpfen: erst um den Platz, dann um die Qualität.

Hannah Dahlmeier, 31-jährige Baurätin in München, kassierte Absage um Absage, als sie sich vor sieben Jahren um eine Betreuung für ihren Sohn Oskar bemühte. Dabei benötigte sie den Platz dringend, sie hatte gerade ihr Vordiplom in Architektur an der TU bestanden, noch drei Semester, und sie hätte das Diplom in der Tasche gehabt. Ihr Mann hatte seinen ersten Job als Architekt angetreten.

Schon in der 16. Schwangerschaftswoche bewarb sie sich bei zehn städtischen und drei universitären Kitas, stets vergebens. Als der kleine Oskar sieben Monate alt war, holten sich die Dahlmeiers Hilfe durch eine Tagesmutter. „Ich wollte so schnell wie möglich wieder studieren“, erzählt Hannah Dahlmeier, „aber ohne eine Vollzeitbetreuung war ein Architektur-Diplom nicht machbar.“

Die Dahlmeiers klapperten weiter die städtischen und privaten Kitas ihres Viertels ab, stellten sich vor, schrieben Bewerbungen. „Einmal hatte ich einen richtigen Heulkampf vor den Augen einer Kita-Leiterin“, sagt Dahlmeier. Vor lauter Wut und Aussichtslosigkeit schrieb sie einen Brief an die damalige Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen (CDU).

Als Oskar fast zwei Jahre alt war, bekamen die Eltern einen Platz in der Kindertagesstätte Neuhausen der Inneren Mission München. Ein „Lottogewinn“ für die Familie, denn wie in vielen Einrichtungen gibt es dort eine Geschwisterregelung. Töchterchen Luise, 2, ist nun ebenfalls im selben Haus untergebracht.

Ein Horror für alle, die für ihr erstes Kind noch einen Platz suchen, pro Jahr

würden nur ganz wenige Plätze an neue Familien vergeben. Häufiger als die Eltern wechselten die Betreuerinnen in der Kita, was viele Eltern ärgere: „Manche Kinder brauchen einfach feste Bezugspersonen.“ Seit einem Jahr sind Erzieherinnen dabei, die die Innere Mission in Griechenland rekrutierte, das habe „der Kita total geholfen“, sagt Dahlmeier.

Akademikerinnen wie Dahlmeier wissen, dass sie sich kümmern müssen und ihr Kind – spätestens – kurz nach der Geburt auf Wartelisten setzen müssen. Sie kämpfen darum, dass die Kleinen ins Freie kommen, sie geben Geld für Ausflüge und Bastelaktionen. Sie werden auch die Mehrheit jener Klienten stellen, die sich mit dem Anwalt einen Platz in ihrer Wunsch-Kita erstreiten wollen.

Vielen anderen, nicht zuletzt den Sprachlosen und Unterprivilegierten, fehlen dazu Mittel und Wille. Dadurch ballen sich ausgerechnet in den sozial schwachen Wohngebieten auch in den Kitas die Probleme. Ist dort der Migrantanteil hoch, kippt laut der Nubbek-Studie auch die „Prozessqualität“, also das, was in den einzelnen Gruppen passiert. In den funktionierenden Einrichtungen bleiben hingegen häufig die Bürgerkinder unter sich – auch darum funktionieren sie.

Gute Kitas nur für diejenigen, die sowieso gut zurechtkommen im Leben, für Akademiker und Doppelverdienerpaare? Der Kita-Ausbau als Zement, um den sozialen Riss durch die Gesellschaft auszukleiden und zu festigen?

Es wäre ein trauriger Effekt eines gutgemeinten Vorhabens moderner Sozial- und Bildungspolitik. Dass der Staat seine

jüngsten Bürger in eigenen Einrichtungen gezielt fördern soll, ist in Deutschland eine relativ junge Idee. Jahrhundertlang wuchsen die Kinder im Verbund der Familie auf; was sie fürs Leben brauchten, sollten sie sich dort aneignen.

Noch 1970 erklärte der Deutsche Bildungsrat, „dass ein Kind während seiner ersten drei Lebensjahre am besten gefördert wird, wenn ihm seine Familie eine verständnisvolle und anregende Umwelt bietet“. Andere Einflüsse mochten die Experten nicht in Betracht ziehen: „Wie Kinder dieses Alters außerhalb einer solchen Familie mehr Anregungen erfahren können, ist bislang unbekannt.“

Während die DDR Kitas und Krippen baute, weil es zum sozialistischen Gesellschaftsmodell gehörte, dass Mütter arbeiten konnten, hielt sich im Westen das Hausfrauenmodell.

Inzwischen ist überall Konsens, dass keine Mutter mehr zu Hause bleiben muss, wenn sie das nicht möchte. 1992 beschloss der Bundestag einen Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz, also ab dem Alter von drei Jahren. Im Jahr 2008 kam dann der „U-3-Ausbau“ hinzu, wie das Programm unter Eingeweihten heißt, mit dem Versprechen auf den Rechtsanspruch ab August dieses Jahres.

Experten wie Thomas Rauschenbach, Leiter des Deutschen Jugendinstituts, würdigen es als „ehrgeizig“ und als „bedeutsame Veränderung der Rahmenbedingungen“ von Familienpolitik. Mit dem Programm erklärt sich der Staat für zuständig, Vätern und auch Müttern rasch nach der Geburt die Rückkehr in den Beruf zu ermöglichen.

Über zwölf Milliarden Euro lässt sich die öffentliche Hand dieses Vorhaben kosten; das sind nur die Mittel für den Ausbau, nicht für den Betrieb. Ein Drittel davon steuert das Bundesfamilienministerium bei, den Rest tragen Bundesländer und Kommunen. Für das Geld fordert der Staat allerdings wenig, weder von den Kita-Betreibern noch von übergeordneten Trägern. Übergreifende Vorschriften für pädagogische Qualität fehlen. Schon den Schulen fällt es schwer, ihre Leistung messen zu lassen. Von Kitas, den angeblich wichtigsten Trägern des Bildungssystems, wird das erst gar nicht verlangt.

„Erstaunlicherweise wissen wir wenig über die pädagogische Qualität, die Kinder in Kindergarten- und Krippengruppen und auch in ihren Familien alltäglich erfahren“, schreiben die Autoren der Nubbek-Studie. Sie fordern eine Dauerbeobachtung des Früherziehungssystems als Grundlage für gezielte und überprüfbare Verbesserungen.

Wer flächendeckend gute Kitas haben möchte, muss mehr Geld ausgeben. Und das Geld gezielter einsetzen – dort, wo die Eltern es nicht haben. Laut den Nub-



Berliner Kita-Leiterin Welack
„Die Eltern fordern nichts“

bek-Elternbefragungen wären auch skeptische Familien von den Vorzügen der Kita zu überzeugen: wenn diese kostenlos wäre und zu Fuß zu erreichen und wenn die Eltern sich sicher sein könnten, dass ihre Kinder dort gut betreut werden.

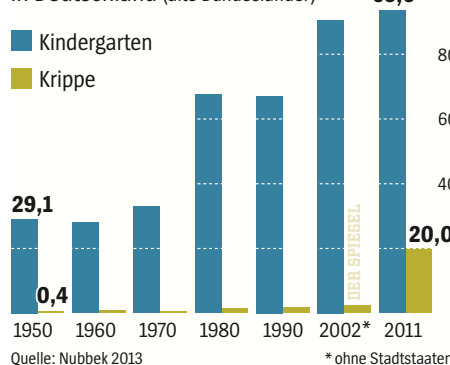
Besonders für Migranten, so die Empfehlungen, müsse man „ausreichend niedrigschwellige sowie interkulturell versierte Anlauf- und Beratungsstellen bereitstellen“. Erlebnis-, Aktions- und Mitmachangebote sollten eine „erfolgreiche Elternbildung“ begründen, zu der „mehrsprachige Kolleginnen mit eigenem Migrationshintergrund“ beitragen könnten.

Russischstämmige Familien behalten ihre Sprösslinge im Schnitt sieben Monate länger zu Hause als Deutsche, türkischstämmige Familien sogar elf Monate – die beiden größten Migrantengruppen wurden mittels übersetzter Fragebögen und durch sprachkundige Interviewer aufwendig für die Nubbek-Studie befragt. In Krippen oder bei Tagesmüttern fehlen türkische Mädchen und Jungen fast völlig, sie kommen zumeist erst im Alter von drei Jahren in den Kindergarten.

Auch deshalb wirken laut der Studie „Familienmerkmale um ein Vielfaches stärker“ als die „Merkmale der außerfamiliären Betreuung“ – gegen die Elternhäuser kommen schwache Kitas nicht an. Prägend für den Entwicklungsstand des Kindes ist vielmehr, wie gebildet die Mutter ist, ob sie psychisch stabil ist, ob der Partner mit im Haushalt lebt und wie

Nachholbedarf

Entwicklung der Versorgungsquoten bei Kindergarten- und Krippenplätzen in Deutschland (alte Bundesländer)



hoch Einkommen und Sozialstatus der Familie sind. Auch die Sprachkenntnisse der Eltern sind wichtig.

Tietze und seine Mitstreiter wollen die Kitas deshalb zu „Knotenpunkten der Sozial- und Familienpolitik“ ausbauen. In solchen Zentren könnten die Eltern Sprachkurse belegen oder sich bei Erziehungsproblemen beraten lassen.

Ob die Kinderbetreuung in Deutschland eine Erfolgsgeschichte wird, hängt nicht davon ab, wie es an der Schadensersatz-Front läuft oder ob Akademiker-Eltern mit dem Englischunterricht für ihre Kleinen zufrieden sind. Der Erfolg entscheidet sich in Einrichtungen wie der Kita „Deborah“ im Berliner Bezirk Neukölln, benannt nach einer gerechten Prophetin aus dem Alten Testament.

Ringsum ragen die Wohntürme der „Weißen Siedlung“ in den Himmel, in zwei Häuserbändern leben hier knapp 4000 Menschen, jeder zweite von staatlichen Transferleistungen. Im Schaukasten am Kita-Zaun informiert das integrierte Familienzentrum über anstehende Veranstaltungen: „Wie wichtig ist Spielen für Kinder“ oder „Wohin wende ich mich, wenn ich Schulden habe?“ Von den 119 Kindern haben 90 ausländische Wurzeln; die meisten Eltern haben nur wenig Geld, nur ein Dutzend zahlt mehr als den Mindestbeitrag.

„Die Eltern fordern nichts, sie fragen nichts, sie wollen nur, dass es ihrem Kind gutgeht“, sagt Kita-Leiterin Brigitte Welack, 59, eine Frau mit rotgesträhten Haaren, grünlackierten Fingernägeln und Berliner Schnauze. Viele Eltern wären die Verantwortung gern los, sobald sie ihre Kinder in den Kindergarten schicken, sagt Welack. Daher gelte: „Das Zusammenwirken mit den Eltern ist ein wichtiger Teil unserer pädagogischen Arbeit.“

Für viele Jungen und Mädchen aus ihrer Klientel sei der Kita-Besuch die einzige Chance auf ein späteres geregeltes Leben, sagt Welack, manche lernten erst mit ihren Altersgenossen, dass sie im Streit nicht gleich zuschlagen müssten. „Unsere Kinder sind selten der deutschen Sprache mächtig, oft schlecht ernährt und leiden zudem unter den Folgen von Bewegungsmangel“, sagt Welack. Die Einrichtung lege deshalb viel Wert auf Teilhabe, gesunde Ernährung, Bewegung und vor allem auf Sprache.

In der Kita reden alle immer Deutsch, die Kinder lesen, singen und reimen zusammen, bei Bedarf werden sie zu einem Logopäden geschickt. Je früher die Kinder in die Kita kommen und je intensiver sie Deutsch sprechen, desto besser sind sie später in der Schule. Nicht unbedingt Einser-Kandidaten. Aber, sagt Welack, „immerhin müssen sie nicht in die Förderklasse“.

MATTHIAS BARTSCH, JAN FRIEDMANN, ANNA KISTNER, ALEXANDER TIEG

Wir sind von Kopf bis Fuß auf Getriebe eingestellt.

Willkommen im Land der
Pferdestärken.



Niedersachsen bewegt die Welt.
Entdecken Sie die Region, in der Mobilität zu Hause
ist. Wir bauen schicke Autos in Wolfsburg, wichtige
Flugzeugteile in Stade, große Schiffe an der Nordsee.
Und alles sonst, was die Menschheit auf Trab hält.
www.innovatives.niedersachsen.de



Niedersachsen

Sie kennen unsere Pferde. Erleben Sie unsere Stärken.



MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

SOZIALDEMOKRATEN

Unter der Tarnkappe

Um nicht für ein mögliches Desaster bei der Bundestagswahl verantwortlich gemacht zu werden, hält SPD-Fraktionschef Frank-Walter Steinmeier Distanz zur schleppenden Kampagne seiner Partei. Nach der Wahl könnte er zu den wenigen Gewinnern gehören.

Der Fraktionsvorsitzende hält Abstand, auch an diesem Donnerstag, an dem sich der Kandidat wieder einmal müht, erfreuliche Schlagzeilen zu produzieren. Peer Steinbrück steht im Saal der Bundespressekonzferenz. Zusammen mit Katrin Göring-Eckardt von den Grünen erklärt er, warum es am Ende noch klappen könnte mit dem Regierungswechsel im September.

Sie haben ein paar vielversprechende Themen im Angebot, den Mindestlohn, den die Kanzlerin versprochen, aber nicht eingelöst hat, ihr Lavieren bei der Abhör-affäre. Aber am nächsten Tag steht in der Zeitung, dass Steinbrück anfangs irgendwie mufflig aussah im Vergleich zur jun-



gen und quirligen Spitzenkandidatin der Grünen.

Frank-Walter Steinmeier will auf Abstand gehen zu dieser Tristesse. An diesem Donnerstag ist er weit weg, in Köln besucht er eine Wohn-genossenschaft, er spricht mit Lokalpolitikern über die Geldnöte der Kommunen, er trifft sich mit der Kreativszene. Es sind Termine, von denen selbst die Lokalpresse nur am Rande Notiz nimmt.

Es scheint, als ginge Steinmeier mit einer Tarnkappe durch den Wahlkampf. Während der Kanzlerkandidat und Parteichef Sigmar Gabriel versuchen, die Kampagne der Sozialdemokraten endlich in Fahrt zu bringen, vermeidet es Steinmeier möglichst, als Teil des bisher kraft-

losen SPD-Teams wahrgenommen zu werden. „Es ist Wahlkampf – und ich will keine Headlines dafür liefern“, sagte er kürzlich in entwaffnender Offenheit.

Steinmeiers Kalkül ist einfach: Er weiß, dass in der Partei nach Schuldigen gesucht werden wird, sollten die Sozialdemokraten bei der Wahl deutlich unter 25 Prozent landen. Kanzlerkandidat Steinbrück würde sich aufs Altenteil zurückziehen; Gabriel müsste um seinen Stuhl bangen. „Eines ist klar: Wenn die Niederlage dramatisch ausfällt, wird Gabriel nicht Parteichef bleiben können“, heißt es im Willy-Brandt-Haus. Steinmeier will nicht mit in einen solchen Strudel geraten. Er möchte auch nach dem Wahltag zum Machtzentrum der SPD gehören.

Verlorenes Rennen?

4. Juli 2013

Sonntagsfrage



Kanzlerpräferenz



Quelle: Infratest dimap
für ARD-Deutschlandtrend

Vor vier Jahren hatte sich Steinmeier vollständig in den Dienst der Partei gestellt. Bei der Bundestagswahl 2009 war er über die Marktplätze gezogen. Er hatte zwar keine echte Freude am Wahlkampf. Aber er ließ sich in die Pflicht nehmen und übernahm die Kanzlerkandidatur. Am Ende holte er magere 23 Prozent, das schlechteste SPD-Ergebnis bei Bundestagswahlen.

In diese Richtung könnte es weitergehen. Wenn man den Meinungsforschern von infratest dimap glaubt, liegt die SPD derzeit bei 25 Prozent. Der Auftakt von Steinbrücks Kandidatur sei „nicht gut“ gewesen, räumt Nordrhein-Westfalens Ministerpräsidentin Hannelore Kraft im SPIEGEL-Interview (siehe Seite 30) ein. Am Wahlabend könnte sich sogar die Frage stellen, ob die SPD noch eine Volkspartei ist.

Viele Genossen sind der Meinung, dass die Partei dann schon aus Gründen der Selbstachtung nicht eine Koalition mit der Union eingehen könnte. Würde die SPD dem letzten Wahlergebnis nahekommen, wäre das ein Desaster. Aber es soll ein Desaster sein, mit dem Steinmeier nichts zu tun hat.

Der Fraktionschef ist klug genug, seine Überlebensstrategie als Dienst an der Partei zu tarnen. Hunderte Termine im ganzen Land stehen bis zum 22. September

in seinem Kalender, es ist sein Beitrag zum Haustürwahlkampf, den sich die SPD auf die Fahnen geschrieben hat.

Nur sollen seine Auftritte nicht nach Wahlkampf aussehen. Wenn man mit ihm unterwegs ist, dann hört man nur selten den Namen des SPD-Kanzlerkandidaten, er führt auch keine wuchtigen Attacken gegen die Kanzlerin. Stattdessen lobt er die Reformen, die die SPD unter Gerhard Schröder eingeleitet hat, und die SPD-Politik in der Großen Koalition.

Die Botschaft seiner Auftritte ist klar: Die Gegenwart der Sozialdemokraten mag trist sein, aber es gibt eine 150-jährige Tradition, und es gibt Leistungen, auf die sie in der Partei stolz sein können: die Agenda-Reformen, das Nein zum Irak-Krieg, das Kurzarbeitergeld in der Krise 2008/2009. Und diese Erfolge sollen sich nicht zuletzt mit dem Namen Steinmeier verbinden, der Kanzleramtschef unter Gerhard Schröder war und Außenminister in der Großen Koalition.

Weniger gern spricht Steinmeier über die aktuelle Lage seiner Partei. Und ganz zuwider ist ihm, sich einzumischen. Als sich Steinbrück und Gabriel im Juni öffentlich zerzausten und der eine dem anderen mangelnde Loyalität vorwarf, stand Steinmeier schmallippig am Spielfeldrand: „Bei uns ist Streit öffentlich geworden. Das müssen wir aushalten.“

Besonders auffällig war seine Zurückhaltung in den vergangenen 14 Tagen. Die ganze Republik debattierte über die Datensammelwut der amerikanischen Geheimdienste. Gabriel und Steinbrück griffen Merkel und Innenminister Hans-Peter Friedrich (CSU) an. Der Parteichef unterstellte der Kanzlerin sogar, Mitwisserin der US-Abhörmanie zu sein.

Nur einer aus der SPD-Bundesführung duckte sich weg: Steinmeier. Er war auf Wahlkampftour in Thüringen und der Pfalz, er reiste ins Rheinland, sprach mit Schülern, Unternehmern und Lokalzeitungen. Natürlich wurde er in Interviews zur Lauschorgie der Amerikaner befragt. Aber die Sätze, die er fallenließ, waren so belanglos, dass sie sich auf dem Weg nach Berlin im Nichts auflösten.

Steinmeier verfolgt in diesem Wahlkampf seinen eigenen Plan, und der hat wenig mit der Kampagne des Willy-Brandt-Hauses zu tun. Wenn er in den kommenden Wochen das Land bereist, dann dient das vor allem einem Zweck: Präsenz zu zeigen und sich einen Kreis von Unterstützern aufzubauen, der ihm Halt gibt, wenn die Zeiten stürmischer werden.

Als Steinmeier seine Abgeordneten Ende Juni in die Sommerpause verabschiedete, ließ er sie wissen: „Wir werden uns in den nächsten Wochen häufig begegnen.“ Das war nicht nur so dahingesagt. Der Fraktionschef schickte seinen Leuten einen dreiseitigen handgeschriebenen Brief. Darin versprach er allen Ab-

geordneten, die das wollten, einen persönlichen Besuch in ihrem Wahlkreis. „Ich will mich bemühen, möglichst alle Terminwünsche aus euren Reihen zu erfüllen“, schrieb Steinmeier.

Natürlich wird das eine Ochsentour. Über hundert Wahlkreise will er bis zum Herbst bereisen, bei ihm sind mehr Einladungen eingegangen als beim Kanzlerkandidaten. Mehr als einem Drittel aller SPD-Direktkandidaten wird er seine Aufmerksamkeit machen.

Aber es ist eine Ochsentour, die sich am Ende für ihn lohnen könnte. Noch hat er seinen Anspruch nicht offiziell angemeldet, aber Steinmeier will nach dem 22. September wieder Fraktionschef werden – unabhängig davon, wie die Wahl ausgeht. Deswegen ist die Tour durch die Provinz auch eine Investition in seine persönliche Zukunft.

Steinmeier ahnt, dass der Wahltag zum Tag der Abrechnung werden könnte. Schon jetzt bringen sich die Lager in Stellung, Gedankenspiele machen die Runde, wie man die Schuld für das drohende Debakel dem anderen in die Schuhe schieben könnte.

Für Parteichef Gabriel steht am meisten auf dem Spiel, im Gegensatz zum 66-jährigen Steinbrück kann er sich nach einer Niederlage nicht einfach aufs Altenteil zurückziehen. Gabriel, 53, steht in der Blüte seiner Schaffenskraft, Politik ist sein Leben, und er hätte wenig Lust, am Ende den Kopf für eine verkorkste Kampagne und einen unglücklich agierenden Kandidaten hinzuhalten.

Schon früh klagte Gabriel intern darüber, dass Steinbrück die Rolle des Merkel-Herausforderers nicht wirklich annehme. Und auch wenn sich die Wogen in der Öffentlichkeit wieder geglättet haben – Gabriels Leute verbreiten nun, dass es ein Fehler des Kandidaten war, die Loyalität des Parteivorsitzenden in Frage zu stellen. Genau das hatte Steinbrück im Juni getan.

Aber auch Steinmeier hat seinen Platz in Gabriels Koordinatensystem. Der Fraktionschef war es, der im September 2012 in einem Hintergrundgespräch erklärte, er stehe als Kanzlerkandidat der SPD nicht zur Verfügung. „Das Arschloch“, soll Gabriel damals gezischt haben. Mit dem Manöver Steinmeiers war die SPD-Troika über Nacht Geschichte. In aller Eile musste Steinbrück zum Kandidaten ausgerufen werden.

Viele in der Partei sehen darin den Geburtsfehler der SPD-Kampagne. Steinbrück blieb keine Zeit, sich auf seine neue Rolle vorzubereiten. Der Kandidat musste erst einmal eine eigene Mannschaft zusammensuchen, es gab keine Strategie, um seine üppigen Nebenverdienste zu rechtfertigen. Das rächte sich.

Steinmeier hat schnell bemerkt, dass er verwundbar ist. Wenn Gabriel am Tag

der Abrechnung den unglücklichen Start und den Anteil des Fraktionschefs daran zur Sprache bringt, dann kann es ungemütlich werden für Steinmeier. Auch deswegen erarbeitet er sich ein Netz von Unterstützern.

Steinmeier und Gabriel waren noch nie Freunde, aber inzwischen gilt das Verhältnis der beiden als zerrüttet. Der Parteichef versteht nicht, warum Steinmeier die Fraktion nicht dazu benutzt hat, die Kanzlerin vor sich herzutreiben. Tatsächlich brachten Linke und Grüne in dieser Legislaturperiode mehr Selbständige Anträge und Entschließungsanträge in den Parlamentsbetrieb ein als die SPD.

Der Fraktionschef wiederum hält Gabriel für einen Hallodri, der mit seiner Augenblickspolitik die Glaubwürdigkeit der SPD verspiele. Er ist nicht bereit, für den schnellen Erfolg seine Überzeugungen aufzugeben; vor einem Jahr drohte Steinmeier sogar damit, sein Amt hinzuschmeißen, sollte die Fraktion Bankenhilfen für Spanien nicht mittragen. „Wenn da jetzt Diskussionen aufkommen, trete ich zurück“, soll er bei einem Abendessen in die Runde geworfen haben.

Wenn man in diesen Tagen mit Steinmeier spricht, erlebt man einen entspannten Mann. „Ich bin gern Fraktionschef“, sagt er. Natürlich sei Wahlkampf. Aber die Zeit der Troika sei seit vergangenem September vorbei. An der Spitze stehe der Kanzlerkandidat – „und ich habe keine Schwierigkeiten, mich unterzuordnen“.

Natürlich registriert er, dass hinter seinem Rücken auch gelästert wird. Die Strategen im Willy-Brandt-Haus stöhnen über die lauwarmen Auftritte des Fraktionschefs, und auch in Steinbrücks Umfeld heißt es, Steinmeier könnte sich engagierter zeigen.

Aber wirklich Sorgen machen muss er sich nicht. Ihn drängt es nicht mehr nach ganz oben. Er mag auch nicht Ministerpräsident von Brandenburg werden, sollte Matthias Platzeck aus gesundheitlichen Gründen im Herbst seinen Platz räumen. Das jedenfalls versichern Steinmeiers Leute. Er hat Gefallen gefunden am Posten des Fraktionschefs, er genießt dort eine maximale Unabhängigkeit.

Sollte Gabriel am Ende stürzen, wird Steinmeier wohl keine Träne vergießen. Dann gilt die nordrhein-westfälische Ministerpräsidentin Hannelore Kraft als Nachfolgekandidatin, auch Hamburgs Bürgermeister Olaf Scholz wäre wohl im Rennen. Mit beiden kann Steinmeier prima, sie sind alte Verbündete und hatten im vergangenen Sommer intern dafür plädiert, dass er noch einmal als Kanzlerkandidat der SPD antritt.

Er wollte nicht. Und womöglich war es klug. Denn es könnte sein, dass Steinmeier am Wahltag der einzige Gewinner unter vielen Verlierern innerhalb der SPD ist.

HORAND KNAUP

„Peer muss bleiben, wie er ist“

NRW-Ministerpräsidentin Hannelore Kraft, 52, im Wahlkampfmodus: Sie verteidigt Steinbrück, warnt vor medialer Hysterie um Halbsätze und glaubt an die Siegchance am 22. September.

SPIEGEL: Frau Ministerpräsidentin, in Berlin sitzt die Kanzlerin viele Probleme aus, sie klagt SPD-Themen, ihr Verhältnis zum Koalitionspartner FDP ist desolat – und doch will die Mehrheit der Menschen Angela Merkel weiterhin als Regierungschefin. Verstehen Sie die Deutschen?

Kraft: Ich bin davon überzeugt, dass die Leute die Partei CDU und die Person Angela Merkel sehr gut auseinanderhalten können. Schwarz-Gelb hat keine Mehrheit mehr. Stark wirkt allenfalls die Person Merkel, aber jetzt, wenn es in der letzten Phase des Wahlkampfs um Inhalte geht, beginnt auch sie zu wackeln.

SPIEGEL: Wo wackelt die Kanzlerin denn? Sie legt in Umfragen eher zu.

Kraft: Wir haben ja noch zehn Wochen Zeit, in denen es endlich um konkrete Politik und nicht um theoretische Debatten gehen wird. Wir werden in diesen Wochen deutlich machen, dass Merkel mit einem „Wünsch dir was“-Wahlprogramm ohne Gegenfinanzierung antritt; und bei dem sie sich die Frage gefallen lassen muss, warum sie es eigentlich in den letzten vier Jahren nicht längst umgesetzt hat. Frau Merkel hat ihre Partei



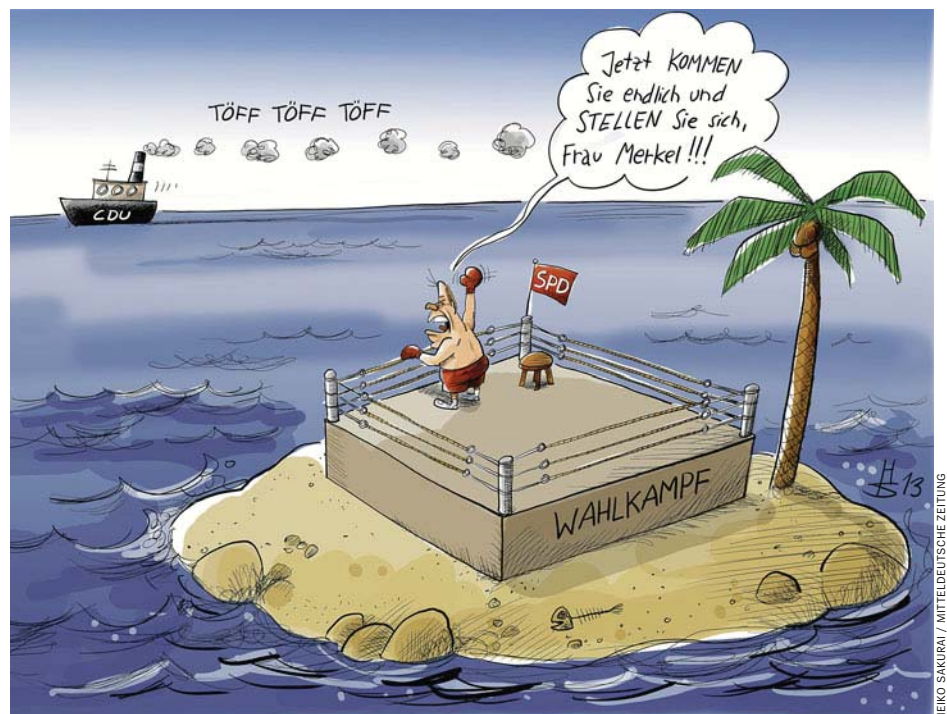
inhaltlich entleert und dabei Positionen so weit verschoben, dass sich gerade im ländlichen Raum viele fragen: Ist das noch das „C“ in der CDU-Politik? Sie hat die Seele ihrer Partei verkauft, um an der Macht zu bleiben.

SPIEGEL: Ihr Furor über die Kanzlerin sei Ihnen gegönnt: An der Tatsache, dass die Werte für die SPD und ihren Kandidaten Peer Steinbrück auf Talfahrt sind, kommen Sie nicht vorbei.

Kraft: Ich habe in Nordrhein-Westfalen 2010 erlebt, was in den letzten Wochen vor einer Wahl geht. Niemand hat uns damals eine Chance gegeben. Ministerpräsident Rüttgers lag vier Monate vor der Landtagswahl bei 51 Prozent Zustimmung, ich bei 38. Aber wir haben an uns geglaubt, wir haben nicht aufgegeben, am Ende lagen wir praktisch gleichauf – und bildeten schließlich mit den Grünen eine Minderheitsregierung, die zwei Jahre lang mit wechselnden Mehrheiten gut regiert hat.

SPIEGEL: Was kann Steinbrück von Ihnen lernen?

Kraft: Umfragen sind Momentaufnahmen. Rückstand in Umfragen kennen wir – nicht nur aus NRW. Darauf darf man nichts ge-



HEIKO SAKURAI / MITTELDEUTSCHE ZEITUNG

ben. In Wahlkampfzeiten wollen Bürgerinnen und Bürger Antworten auf konkrete Fragen: Was geschieht mit den Kita-Plätzen, was tun Sie gegen eine Zwei-Klassen-Medizin, was ist mit der Angleichung meiner Ostrente, was wird aus meinem Sohn, der immer nur zeitlich befristete Verträge bekommt? Was geschieht konkret – für mich, für mein Leben, mein Umfeld?

SPIEGEL: Bislang scheint Steinbrück nicht genügend Antworten gefunden zu haben. Selbst unter SPD-Anhängern wollen ihn nur 63 Prozent als Kanzler.

Kraft: Der Auftakt seiner Kandidatur war nicht gut, das wissen wir ja. Und die öffentliche Debatte darüber hat natürlich erst mal zur Verunsicherung geführt. Aber ich erlebe zunehmend, dass die, die meiner Partei nahestehen oder gar Mitglieder sind, sich hinter Steinbrück versammeln und ganz klar sagen: Er ist der bessere Kanzler, den wollen wir, und dafür arbeiten wir. Denn die SPD kann Wahlkampf, davor hat die CDU Angst.

SPIEGEL: Die öffentliche Wahrnehmung ist die, dass Parteichef Sigmar Gabriel und der Kanzlerkandidat nicht am selben Strang ziehen. Wenn etwa Steinbrück in Berlin eine außenpolitische Grundsatzrede halten will, grätscht ihm Gabriel mit einem langen Interview dazwischen.

Kraft: Aber glauben Sie wirklich, dass so etwas die Bürgerinnen und Bürger interessiert? Ich nenne das mal die Meta-Ebene der Akteure im Politik- und Medienbetrieb.

SPIEGEL: Versuchen wir es mal mit ganz praktischen, bürgernahen Dingen: Peer Steinbrück hat neulich wortreich die Regelungswut der EU angegriffen, darunter auch die Abschaffung der Glühbirne – und dabei verraten, dass er 100 Glühbirnen im Keller gebunkert habe. Die Abschaffung der Glühbirne hat seinerzeit Umweltminister Gabriel explizit gefordert. Können Sie sich da ernsthaft über eine süffisante Kommentierung in den Medien wundern?

Kraft: Haben Sie keine Glühbirnen gebunkert?

SPIEGEL: Nein.

Kraft: Ich hab welche, und ich kenne Hunderte Menschen, die auch welche gebun-



Sozialdemokratin Kraft: „Merkel klebt Etiketten auf leere Flaschen“

kert haben. Aber ich habe jetzt keine Lust, mit Ihnen über Glühbirnen zu diskutieren. Das ist jetzt wieder diese Meta-Ebene.

SPIEGEL: Steinbrücks Vortragshonorare, seine Aussagen zum Kanzlergehalt, sein Plädoyer für guten Wein – alles nur aufgeblasene Themen, die die Bürger für irrelevant halten?

Kraft: Ich will einmal ganz grundsätzlich fragen: Wollen wir wirklich weiter so Politik machen, dass jeder Halbsatz an den Pranger gestellt wird? Was für eine Kultur ist das? Und worüber reden wir eigentlich? Über einen Satz zur Höhe des Kanzlergehalts, das schon von vielen ernstzunehmenden Menschen als vergleichsweise niedrig bezeichnet wurde. Na klar wäre es besser gewesen, wenn Steinbrück noch einen relativierenden Satz zugefügt hätte, der Missdeutungen ausgeschlossen hätte. Wenn wir so wei-

termachen, kommen wir in schweres Fahrwasser, was nicht gut ist für die Demokratie. Und ich verteidige hier nicht nur Peer Steinbrück, ich sehe das so ähnlich bei Guttenberg, bei Wulff, bei etlichen mehr. Damit wir uns jetzt nicht missverstehen: Wenn ein Politiker richtig danebenlangt, wenn er Fehler macht, muss die Presse das aufgreifen und kommentieren. Das ist Ihr Job ...

SPIEGEL: ... und wo liegt die Grenze?

Kraft: Glühbirnen sind lächerlich. Und mal abgesehen davon, dass in Nordrhein-Westfalen unter Genossen eher Bier getrunken wird, sollte die Vorliebe für einen guten Pinot Grigio auch einem Sozialdemokraten zugestanden werden. Ich verdiene als Ministerpräsidentin gut, aber ich glaube, dass ich mich auch glaubhaft für Bürger einsetzen kann, die deutlich weniger verdienen. Was resultiert daraus, dass jeder Halbsatz an einem 14-Stunden-Arbeitstag auf die Goldwaage gelegt wird? Ergebnis ist, dass sich kein erfolgreicher Unternehmer in der Politik engagieren will. Wenn ich sie auf einen möglichen Einstieg in die Politik anspreche, wehren sie ab. Auch weil sie die tagtägliche öffentliche Beobachtung abschreckt.

SPIEGEL: Steinbrück hat sich ihr ausgesetzt. Was muss er persönlich tun, um den Turnaround doch noch zu schaffen?

Kraft: Peer Steinbrück muss so bleiben, wie er ist. Authentisch. Er ist jemand mit Ecken und Kanten, und das mögen die Menschen auch an ihm. Ich habe ihn vorige Woche in Bochum erlebt, da hat er eine grandiose Rede gehalten, so wie auch kurz vorher im Bundestag. Da hat er deutlich gemacht: Er kann Kanzler.

SPIEGEL: Manche in der SPD halten ihm vor, die Kanzlerin nicht hart genug zu attackieren.

Kraft: Wir müssen ihre Politik attackieren, nicht den Menschen Merkel. Sie versucht mit wohl gewählten Begriffen Themen zu besetzen. Diese Begriffe sind aber hohl, sie klebt Etiketten auf leere Flaschen. Lebensleistungsrente, Strompreibremse, Lohnuntergrenze, ich könnte viel aufzählen. Wunderbare Begriffe, die erst mal suggerieren, das ist was ganz Tolles. Es

ist unsere Aufgabe, den Bürgern klarzumachen, welche Zumutungen sich dahinter verbergen und wo die Unterschiede liegen zu Mindestlohn, Bürgerversicherung und Solidarrente. Die Wahl ist zwischen Original und Fälschung.

SPIEGEL: Wir lernen jetzt, dass Streit in den Spitzengremien der SPD, auch wenn er von der Öffentlichkeit wahrgenommen wird, in Wahrheit keine Rolle spielt?

Kraft: Natürlich streiten wir, aber über Inhalte. Das haben wir bei der Erstellung des Regierungsprogramms getan, solche Rangeleien gehören dazu. Und genau deshalb haben wir jetzt ein gutes Programm. Aber nun beginnt die heiße Phase des Wahlkampfs, und da kann nur eines gelten: Der Spitzenkandidat hat das Sagen! Punkt. Ohne Wenn und Aber. Und wenn ihm irgendwo ein Lapsus passiert, dann ist das eben so. Wir alle machen Fehler, mein Gott, wir sind Menschen, keine Maschinen, die Politik roboterhaft abspulen.

SPIEGEL: Welche Wählergruppen muss die SPD für den erhofften Stimmungswechsel besonders ansprechen?

Kraft: Wir müssen die Wähler mobilisieren, die uns schon mal gewählt haben und zuletzt zu Hause geblieben sind. Und mit Peer Steinbrück können wir auch in der Mitte punkten. Der Mindestlohn zum Beispiel ist heute auch für kleine Firmen und Handwerksbetriebe ein Thema: weil sie mit Unternehmen in einem ruinösen Wettbewerb stehen, die unterhalb von Mindestlöhnen Arbeitskräfte beschäftigen. Die Leute sehen auch ein, dass Investitionen in die Bildung, in Kommunen und in die Infrastruktur notwendig sind – und dass man dazu Steuern für wenige erhöhen muss. Und dass die Energiewende miserabel gemanagt wird, sagen sogar Spitzenleute der Wirtschaft ganz offen. Das alles hilft uns. Je vier Prozentpunkte rauf und runter, dann sieht die Welt anders aus. Dann verändert sich die Berichterstattung, und wir kriegen das, was man neudeutsch Swing nennt.

SPIEGEL: Dennoch kann es sein, dass Ihnen der Wähler am 22. September eine Große Koalition aufzwingt, die sich nach den Erfahrungen von 2005 kaum ein Sozialdemokrat wünscht. Wenn Sie eine Koalition mit den Linken ausschließen, müssten Sie dem Wähler nicht auch klar sagen, dass Sie den Pakt mit der Union ablehnen?

Kraft: Ich halte nichts von Ausschließertis. Und ich bin gegen diese virtuellen Koalitionsdebatten, was wäre, wenn. Wir wollen Rot-Grün, sonst nichts. Die Große Koalition will keiner. Und wenn am Wahlabend die Prozentzahlen feststehen, muss man sehen, was nicht allein rechnerisch, sondern vor allem inhaltlich möglich ist. Bis dahin werden Sie von mir kein Wort mehr über Koalitionen hören.

INTERVIEW: BARBARA SCHMID,
ALFRED WEINZIERL



Bundeswehreinsatz gegen
Piraten im Golf von Aden 2009

PIRATERIE

Lauern vor Lagos

Die Westküste Afrikas hat sich zur Hochburg für Piraten entwickelt, die Schäden für deutsche Reeder sind immens. Doch die Bundesregierung zögert, neue Auslandsmissionen zu starten.

Kurz bevor die Männer zuschlagen, kreuzt die „Hansa Marburg“ scheinbar friedlich in den Weiten des Atlantischen Ozeans. Es ist der 22. April dieses Jahres, die Koordinaten des deutschen Containerschiffes der Hamburger Reederei Leonhardt & Blumberg zeigen eine Position rund 130 Seemeilen südwestlich des Hafens von Malabo im zentralafrikanischen Staat Äquatorialguinea; die Küste ist weit weg.

Eigentlich ist die Entfernung zu den Stränden zu groß für einen Angriff mit kleinen Schnellbooten, doch in dieser Nacht kommt es anders. Binnen Minuten entern die Piraten den unter liberianischer Fahne fahrenden Frachter. Sie nehmen vier Geiseln und verschwinden in der Dunkelheit.

Nach quälenden Wochen kann die Hamburger Reederei erst am 24. Mai ver-

künden, dass die vier Schiffsleute freigelassen und wohlauf sind.

Im Kleinkrieg zwischen der internationalen Frachtschiffahrt und afrikanischen Piraten verschieben sich die Fronten. Längst hat der Golf von Guinea im Westen des Kontinents das Horn von Afrika im Osten als Brennpunkt der Piraterie abgelöst (siehe Karte). Während die Bundeswehr im Rahmen der Anti-Piraterie-Mission „Atalanta“ vor der Küste Somalias beachtliche Erfolge feiert, sind die Freibeuter nun vor allem vor der Küste Nigerias aktiv. Allein im ersten Halbjahr kam es in der Region zu 30 Pirateriefällen. Der Höchstwert des Vorjahres wird wohl wieder überschritten. Die Bundesregierung steht nun vor einer schwierigen Entscheidung: Soll sie auch vor der Westküste des Kontinents eingreifen? Möglicherweise sogar militärisch?

Nach dem Überfall auf die „Hansa Marburg“ sind mittlerweile bereits zum zweiten Mal in diesem Jahr auf einem deutschen Schiff Geiseln genommen worden. Noch im April erwischte es auch die „City of Xiamen“ der Emdener Reederei Lauterjung vor der Küste Nigerias. Fünf Crew-Mitglieder bangten tagelang um ihr Leben.

Deutschland ist mittlerweile an die Spitze einer traurigen Statistik aufgerückt. Es ist nach Singapur das Land, das die meisten Überfälle auf Frachtschiffe zu verkrachten hat, neun waren es im ersten Quartal dieses Jahres weltweit.

Die wirtschaftlichen Schäden sind immens: In der Hochphase der Überfälle vor Somalia 2011 schätzte der Verband Deutscher Reeder die jährlichen Kosten, die durch Lösegelder, Schutzausrüstungen, Versicherungen oder gefährliche Umwege entstanden sind, auf 5,3 Milliarden Euro.

Nun fürchtet man, dass am Golf von Guinea die nächste Katastrophe für den ohnehin angeschlagenen Geschäftszweig droht. Und auch die Bundesregierung ist alarmiert. „Wir beobachten sehr genau, wie sich die Lage im Golf von Guinea gestaltet“, sagt der liberale Bundesentwicklungsminister Dirk Niebel. „Organisierte Kriminalität ist immer auch ein Hindernis für Entwicklung und legale Geschäfte.“

Die Bundespolizei kommt in ihrem ersten Quartalsbericht 2013 ebenfalls zu eindeutigen Ergebnissen für die neue Krisenregion. Mit elf Überfällen auf Schiffe verschiedener Nationen war Nigeria einsamer Spitzenreiter in Afrika. Wenn in der kommenden Woche der neue Bericht vorgestellt wird, ist kaum damit zu rechnen, dass sich die Lage gebessert hat. Die jüngsten Überfälle auf die „Hansa Marburg“ und die „City of Xiamen“ tauchen erst dann in der Statistik auf.

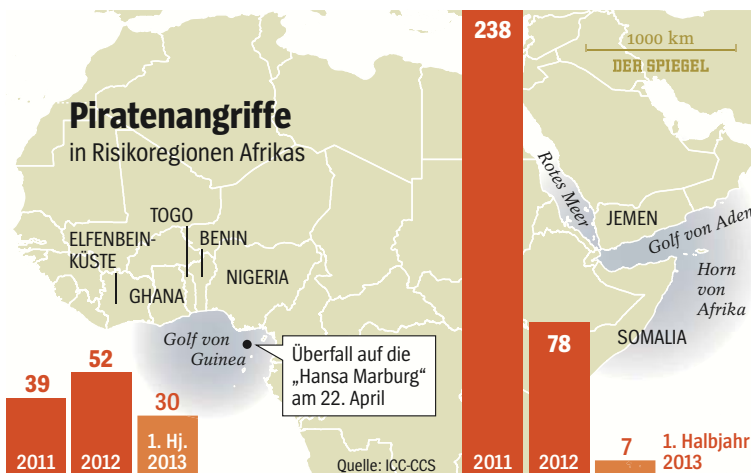
Eine Ursache des neuen Problems ist der wirtschaftliche Aufschwung einst bettelarmer Staaten wie Togo, Ghana oder Nigeria. Je mehr Waren am Hafen der Millionenstadt Lagos umgeschlagen werden, desto mehr Piraten finden sich mit ihren Schnellbooten vor der Küste ein.

Vieles deutet darauf hin, dass sich das Problem noch verschärfen wird. Bereits jetzt stammen 13 Prozent der europäischen Ölimporte aus der Region. Die Zahl der Gasimporte in die Europäische Union soll sich bis 2025 verdreifachen. Der Golf von Guinea ist zur Transitregion für den Rohstoffhandel eines ganzen Kontinents geworden.

Die steigende Bedeutung des Öls hat unter den Piraten ein bemerkenswertes

Spezialistentum gefördert. So gibt es mittlerweile Banden, die sich ganz auf die Entführung von Tankern konzentriert haben, wie die Bundespolizei festgestellt hat. „Im Rahmen von mehrtägigen Entführungen wird die Ladung, bzw. Teile davon, auf andere Fahrzeuge umgepumpt“, so die Beamten in ihrem aktuellen Pirateriebericht. Die Überfälle eint die „hohe Gewaltbereitschaft seitens der Täter“.

Die Vorfälle verlaufen oft nach ähnlichem Muster. Die Piraten nähern sich mit Schnellbooten, wie im Fall der „Hansa Marburg“. Das gekaperte Schiff wird dann an vorher vereinbarte Treffpunkte gebracht, wo der Treibstoff umgeladen



wird. Von dort aus geht es an Land, und ein blühender Handel mit den frisch gestohlenen Waren beginnt. Allein die USA verlören auf diesem Weg vor Nigeria ein Fünftel ihres von dort importierten Öls, heißt es in Regierungskreisen. Auch Deutschlands Wirtschaft riskiert mit jeder Ladung Verluste.

Dennoch hat man im Berliner Kanzleramt kaum Interesse an einem neuerlichen internationalen Kriseneinsatz, in den vielleicht sogar die Bundeswehr hineingezogen werden könnte. Die Situation im Osten und im Westen Afrikas sei nicht miteinander zu vergleichen, heißt es, weil im Westen noch halbwegs intakte Staaten existierten, die sich des Problems selbst annehmen könnten.

Entsprechend hält die Kanzlerin nichts von einem deutschen Engagement vor Nigeria: „Ich sehe jetzt im Augenblick keine Pläne für eine Ertüchtigungsmision“, sagte Angela Merkel, als sie am vergangenen Donnerstag mit der Präsidentin der Afrikanischen Union, Nkosazana Dlamini-Zuma, im Kanzleramt vor die Presse trat.

Die Südafrikanerin konterte trotzig. „Die Piraterie findet zwar vor unseren Staaten statt, aber das ist ein internationales Problem“, sagte sie. Ähnlich sei es schließlich auch mit der Piraterie vor der Ostküste gewesen.

In Referaten von Außen-, Verteidigungs- und Entwicklungsministerium will man sich mit der Zurückhaltung indes nicht abfinden. Seit Monaten arbeiten Experten an Konzepten, wie dem Problem begegnet werden kann.

Auch die Universität der Bundeswehr in München hat sich des neuen Krisenherds angenommen. Die Wissenschaftler kommen in einer Studie zu eindeutigen Ergebnissen: Wenn man weiter abwarte, drohe ein Anstieg von Kriminalität, Terrorismus und ethnischen Konflikten. „Westafrika steht an einem Scheidepunkt“, sagt der Autor, Professor Carlo Masala. „Wenn die Bundesregierung ein Interesse daran hat, dass nicht in einer ganzen Region Anarchie ausbricht, muss sie den betroffenen Staaten helfen.“ Masala empfiehlt unter anderem Aufbauhilfe für Küstenwachen und den Aufbau einer maritimen „Task-Force inklusive Überseeinheiten aus USA und EU“.

Doch obwohl die Vorschläge unter Experten positiv aufgenommen wurden, spielen die politischen Leitungen der betroffenen Ministerien weiter auf Zeit. Eine Entscheidung dürfte erst im Dezember fallen, wenn der Europäische Rat sich mit der „Gemeinsamen

Europäischen Sicherheits- und Verteidigungspolitik“ befasst.

Dann könnte Deutschland sich doch noch zu einer Unterstützung durchringen – wenigstens im Verbund mit anderen Staaten. „Das Beispiel des Horns von Afrika zeigt, wie die internationale Gemeinschaft mit einem integrierten politischen Ansatz erfolgreich gegen Piraterie vorgehen kann“, sagt ein Sprecher des Auswärtigen Amtes. Selbst die Kanzlerin kann sich vorstellen, dass die Bundesregierung sich an europäischen Hilfen mit Beratern beteiligt.

In den Reedereien hat man allerdings keine Zeit mehr, lange auf ein Handeln der Regierungen zu warten. Täglich laufen Schiffe weiter unsichere Häfen an. Den Besatzungen bleibt oft nur die vage Hoffnung, dass alles gutgeht.

Bei der dänischen Reederei Maersk hat man sich nun einen neuen Kniff überlegt, wie die Gefahr von Überfällen minimiert werden kann. Wenn einer der Risikohäfen in Westafrika angelaufen wird, hält man sich den Behörden gegenüber so lange wie möglich bedeckt.

Erst im letzten Moment kündigt der Kapitän über Funk an, wenn er im Hafen vor Anker gehen will. Nur so könne man verhindern, dass sich ungebetene Gäste dem eigenen Schiff näherten.

GORDON REPINSKI

CDU

Der ewige Zweite

Der dienstälteste Minister der Republik will auch nach der Wahl das Finanzressort führen. Wolfgang Schäuble kämpft für die politische Union Europas, doch viele Verbündete hat er nicht mehr. Wird er den Konflikt mit der Kanzlerin riskieren? *Von Michael Sauga*



JOHN THYS / AFP

Das Land ist kleiner als Niedersachsen, es wird von Bären, Luchsen und Wölfen durchstreift und zählt nicht mal zwei Millionen Einwohner. Man kann Estland nicht gerade als das Herz der Euro-Zone bezeichnen, und doch spielt es an diesem strahlenden Sonntag des Jahres 2013 die zentrale Rolle in der Inszenierung von Finanzminister Wolfgang Schäuble. Er will beweisen, dass Europa nicht nur Krise, Frust und Streit bedeutet, sondern auch Freude und Harmonie.

Zwei Dutzend Musiker und Sänger des Baltenstaats hat er deshalb in seinen Berliner Dienstsitz geladen. Sie sollen dem tristen Alltag der Euro-Retter ein wenig Schwung verleihen, und zumindest beim Hausherrn erzielen sie den gewünschten Erfolg. Schäuble wiegt sich selig im Takt der melancholischen Weisen eines Mädchenchors, er berichtet von seiner Liebe zu Bach und Mendelssohn und bekennt fröhlich, dass er in seiner Jugend „ein gefürchteter Geiger“ war. „Europa ist mehr als Geld und Wirtschaft“, ruft er in den Saal, „hört mit dem Jammern auf.“

Es ist ein neuer Schäuble, der sich in diesen Tagen den Deutschen präsentiert. Vor einem Jahr, zu seinem 70. Geburtstag, feierten ihn die Zeitungen als „Staatsdiener“, „Pflichtmenschen“ und „Sisyphos“, als politischen Schmerzensmann, der nicht Kanzler werden durfte und seine Gesundheit für das Gemeinwesen geopfert hat.

Heute müht sich der Minister, das feststehende Bild der tragischen Ikone im Rollstuhl durch anhaltende Attacken guter Laune zu verdrängen. Er besucht Konzerte, Partys und Empfänge, spricht im „Stern“ über Beziehungsfragen („Ich küsse keine Männer“) und leitet Reden neuerdings mit Witzchen über seine Behinderung ein. „Sie müssen stehen“, ruft er den Teilnehmern eines Empfangs im vornehmen Berliner Adlon-Hotel zu – und lässt eine Kunstpause folgen, in der seine Zuhörer ergänzen sollen: „Ich kann sitzen.“

Schäuble ist seit über 40 Jahren Abgeordneter, er hat den Einigungsvertrag verhandelt und den Euro durchs Parlament gepeitscht, er könnte sich jetzt guten Gewissens in sein behindertengerecht ausgebautes Mehrgenerationenhaus in Offenburg zurückziehen und die konservative Ausgabe von Helmut Schmidt geben.

Doch Schäuble will weitermachen. Er will wieder Finanzminister werden, wenn es das Wahlergebnis hergibt. Nicht nur, weil er dann länger Spitzenämter in Parlament und Regierung bekleiden würde als der FDP-Politiker Hans-Dietrich Genscher, sondern auch, weil er zutiefst davon überzeugt ist, dass der Kontinent anders nicht zu retten ist.

„Einer muss den Laden zusammenhalten“, sagt er, und es ist klar, dass er mit „dem Laden“ nicht seinen Etat meint

oder die CDU, sondern die Europäische Währungsunion. Und der eine, das ist er.

Deshalb führt Schäuble sein Haus als Europaministerium mit angeschlossener Haushaltsabteilung, deshalb will er dem zerstrittenen Brüsseler Staatenclub endlich zu jener politischen Union verhelfen, deren Einführung beim Euro-Start versäumt wurde. Die Frage ist nur: Ist er sich wirklich sicher, dass die Kanzlerin am selben Europa baut wie er? Und woher nimmt er die Gewissheit, die Strapazen seines Amtes durchstehen zu können, nach allem, was er in der vergangenen Legislaturperiode erlebt hat?

Hans-Peter Repnik setzt sein strahlendstes Lächeln auf, als er vor die Tür seines Häuschens am Bodensee tritt. Die Buchsbäume im Vorgarten sind akkurat gestutzt, seine Frau hat frischen Kaffee gebrüht, auf dem Esszimmertisch stehen Schinkenbrötchen.

Repnik war jahrzehntelang Schäubles wichtigster Vertrauter. Er war Mehrheitsbeschaffer und Propagandachef, als sein Mentor die Fraktion führte, er beriet ihn in den dunklen Stunden der CDU-Spendenaffäre, und er war dabei, als Schäuble nach dem Attentat zum ersten Mal im Rollstuhl saß, einmal um den Tisch herumkurvte und sagte: „Schau mal, Hans-Peter, es geht schon.“

Vor zweieinhalb Jahren saß Repnik wieder an Schäubles Klinikbett. Der Minister lag seit Wochen im Krankenhaus Marzahn, er wollte zurücktreten, weil eine Operationswunde nicht verheilte. Doch dann, so erzählte er, habe die

Sie sichert ihm das Ministeramt, er verleiht ihrer Günstlingstruppe staatsmännischen Glanz.

Bundeskanzlerin angerufen und gesagt: „Herr Schäuble, ich kann nicht auf Sie verzichten.“

Repnik und Schäuble redeten noch stundenlang, über Europa, die Politik, das Leben. Schäuble sah elend aus, er hatte zehn Kilo abgenommen, aber er sprühte schon wieder vor Ideen. Als Repnik spät in der Nacht die Klinik verließ, nahm er die Erkenntnis mit, dass es der Kanzlerin gelungen war, seinen Freund zutiefst zu beeindrucken. „Für Schäuble ist es gut“, sagt Repnik, „wenn er das Gefühl bekommt, gebraucht zu werden.“

Merkel und Schäuble, das ist die wohl kühnste wie komplizierteste Zweierbeziehung der Berliner Republik. Sie treffen sich alle paar Monate zu langen Gesprächen im Kanzleramt oder bei Merkels Lieblingsgriechen im Berliner Westen, aber sie sitzen einander noch immer.



Politik betreiben beide als Schachspiel, voll überraschender Eröffnungen, taktischer Finten und schneller Rochaden; nur wissen mitunter selbst Eingeweihte nicht, ob sie nun gerade gegen- oder miteinander spielen. Eine lange Geschichte gegenseitiger Verletzungen verbindet sie genauso wie der hohe Respekt voreinander. „Der schwerste Fehler, den man machen kann“, pflegt der Minister seinen Abteilungsleitern einzubläuen, „ist es, Frau Merkel zu unterschätzen.“

Im Kern beruht ihr Verhältnis auf einer nüchternen Geschäftsbeziehung. Sie sichert ihm das wichtigste Ministeramt der Regierung, er verleiht ihrer Günstlingstruppe der Pofallas, Gröhes und Hintzes staatsmännischen Glanz. Sie nimmt ihn in Schutz, wenn sich die Fraktion mal wieder über seine endlosen vernuschelten Euro-Vorträge beklagt, er verteidigt ihren Modernisierungskurs in der Gesellschaftspolitik.

Als sich im CDU-Streit um die Homoehe ein Aufstand des konservativen Parteiflügels anbahnt, ist es Schäuble, der seine alten Gefolgsleute auf Linie bringt. „Früher wurden Menschen, die anders leben wollten, diskriminiert. Das wollen wir nicht mehr“, sagt er und schreibt einen langen Besinnungsaufsatz über das „Prinzip wertebegründeter Politik“ im konservativen Hausblatt, der „FAZ“.

So füllt Schäuble nicht nur das intellektuelle Vakuum, das die Merkel-CDU kennzeichnet, er festigt auch seine Stellung als Chefminister im Bundeskabinett. Schäuble war schon immer überzeugt, dass er seinen Regierungskollegen turmhoch überlegen ist.

Anders als früher aber drückt sich das nicht mehr in schneidender Arroganz aus, sondern in geradezu großväterlicher Milde, vor allem gegenüber den weiblichen Ressortchefs. Schäuble sitzt neben Kristina Schröder, wenn sie die Ergebnisse einer gemeinsamen Regierungsstudie zur Familienpolitik schönredet. Und als Arbeitsministerin Ursula von der Leyen im Streit um die Frauenquote den Großteil der Fraktion gegen sich aufbringt, warnt Schäuble sie, den Bogen nicht zu überspannen. Sie solle bloß nicht auf die Idee kommen, rät er, auch noch im Bundestag zu reden.

Schäuble kann noch immer scharf und verletzend sein, wenn es darauf ankommt. Aber genauso gern gibt er inzwischen den guten Onkel des Bundeskabinetts.

Neulich sitzt er gemeinsam mit der Arbeitsministerin auf einem Podium zur Euro-Krise, im Publikum französische Studenten. Von der Leyen glüht vor Ehrgeiz und Ambition, sie will um jeden Preis gefallen und hält eine ihrer berühmten Wir-können-es-schaffen-wenn-wir-nur-wollen-Reden. Schäuble dagegen buchstabiert trocken die Vokabeln deut-

scher Rettungspolitik herunter, von „Wettbewerbsfähigkeit“ bis „Strukturreformen“. Es ist der Auftritt „routinierter Krisen-diplomat gegen aufgeregte Marketingchefin“, und doch vermittelt das Rollenspiel noch eine zweite, nicht weniger wichtige Botschaft. Von der Leyen kann noch Kanzlerin werden, aber Schäuble nicht mehr Kanzler.

Es gehört zur kalten Logik der Macht, dass das Gewicht eines Politikers nicht nur davon abhängt, was er ist, sondern auch davon, was er noch werden kann. Ursula von der Leyen ist nicht am Ende ihrer Karriere, Wolfgang Schäuble dagegen kommt schon aus Altersgründen nicht mehr als Merkels Nachfolger in Frage, das macht für die Kanzlerin ja gerade seinen Wert aus.

Zugleich schwächt es seine Position in der Europapolitik, seinem Lieblingsthema. Die Krise der Währung ist die Chance für Europas politische Union, glaubt Schäuble, er stellt sie sich vor wie das Brüsseler Atomium. Ein Staatenkern aus Deutschland, Frankreich und weiteren Ländern schließt sich zu einem neuen Gemeinwesen mit eigenem Parlament und demokratisch gewählter Regierung zusammen, die übrigen Nationen gruppieren sich mit unterschiedlichem Abstand darum herum. So hat er es sich bereits in den neunziger Jahren ausgemalt, so will er es noch heute.

Es ist ein schöner Traum, den Schäuble träumt, es spricht nur wenig dafür, dass er Wirklichkeit wird.

Ein Dienstag im Mai, den Finanzminister erwartet das übliche Krisenprogramm: Weckerklingeln mitten in der Nacht, Abflug nach Paris um 6.30 Uhr, Gespräche mit Präsident François Hollande und Finanzminister Pierre Moscovici, Arbeitsessen, Interviews, Konferenzen, dazwischen wilde Blaulichtjagden durch den Pariser Berufsverkehr.

Es ist später Nachmittag, als Schäuble wieder durch den schmalen Gang in seinem Regierungsjet rollt und auf die Frage, ob sein Besuch die deutsch-französischen Beziehungen vorangebracht habe, mit einem langgezogenen „Pffft“ antwortet.

„Pffft“ ist ein Laut aus Schäubles umfangreichem Katalog politischer Laute, zu denen zum Beispiel auch ärgerliches Knurren („Arrgn“) oder empörtes Stottern („Pop-pop-pop“) gehören. „Pffft“ bedeutet, dass er auf die Frage nach den deutsch-französischen Beziehungen jetzt nichts Artikulierte antworten will, aber dass es schon mal besser lief.

In Wahrheit ist die Lage verzweifelt. Frankreichs kränkelnde Wirtschaft droht die gesamte Euro-Zone in den Abgrund zu reißen, der Staatshaushalt ist außer Kontrolle, die Regierung wird von Flügelkämpfen erschüttert, und über allem schwebt ein Präsident, der gegen die not-

Wolfgang Schäuble

1942

In Freiburg geboren; sein Vater ist der spätere badische CDU-Landespolitiker Karl Schäuble

1961

Eintritt in die Junge Union

1961 bis 1966

Studium der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, RCDS-Vorsitzender in Hamburg und Freiburg

seit 1972

Mitglied des Bundestags als direkt gewählter Abgeordneter des Wahlkreises Offenburg und somit dienstältester Parlamentarier

ab 1981

Parlamentarischer Geschäftsführer der CDU/CSU-Fraktion

ab 1984

Kanzleramtschef unter Helmut Kohl

1989 bis 1991

Bundesinnenminister

1990

Leitete die Verhandlungen der Bundesrepublik beim Einigungsvertrag mit der DDR

1990

Attentat während einer Wahlkampfveranstaltung, Schäuble ist seitdem querschnittsgelähmt

ab 1991

CDU/CSU-Fraktionsvorsitzender

1998

Nach der Niederlage bei der Bundestagswahl folgt Schäuble Kohl als CDU-Vorsitzender

1999/2000

CDU-Spendenaffäre: Schäuble macht widersprüchliche Aussagen zu Geldspenden; Rücktritt von Partei- und Fraktionsvorsitz

ab 2002

Stellvertretender Fraktionsvorsitzender

ab 2005

Bundesinnenminister im Kabinett Merkel

seit Oktober 2009

Bundesfinanzminister

wendigen Reformen Wahlkampf geführt hat und nun nicht weiß, wie er das Chaos bändigen soll. Vor allem aber hält er nichts von Schäubles Atomium-Modell. Europa, das ist für Hollande der Club der Regierungschefs, und dem Volkswillen wird am besten dadurch Genüge getan, dass sich die Franzosen so weit wie möglich durchsetzen.

Es ist ein Alptraum. Doch Schäuble wäre nicht Schäuble, wenn er dem Ganzen nicht auch etwas Positives abgewinnen würde. Seine Challenger nähert sich gerade dem Rhein, dem deutsch-französischen Schicksalsfluss, als der Finanzminister seinen Klapptisch zurechtrückt und feststellt: „Die Franzosen wissen, was sie

tun müssen, es ist in Frankreich nur etwas schwerer als anderswo, dies den Wählern beizubringen.“

Das Prinzip Hoffnung war für Schäuble schon immer das Prinzip Europas; das Problem ist nur, dass er für seine Position kaum noch Verbündete findet. Die meisten seiner Vertrauten, vom portugiesischen Finanzminister Vítor Gaspar bis zu seiner früheren französischen Amtskollegin Christine Lagarde, haben die Brüsseler Bühne verlassen, selbst europafreundliche Staaten wie die Niederlande gehen

auf EU-Distanz, und auch der Rückendeckung der Kanzlerin kann sich Schäuble nicht sicher sein. Merkel will mehr Europa, solange es ihr nutzt. Gibt es daran Zweifel, will sie eher ein bisschen weniger.

Schon in der laufenden Legislaturperiode fanden die Kanzlerin und ihr Finanzminister deshalb oft nur mühsam eine Linie, ganz anders als zu Zeiten der Großen Koalition. „Merkel und Steinbrück konnten sich in fünf Minuten einigen“, sagt einer, der das beurteilen kann. „Merkel und Schäuble reden eine Stunde lang, und es ist immer noch nicht klar, was Sache ist.“

Entsprechend lang ist die Liste ihrer Kon-

flikte. Schäuble wollte für die Rettungspolitik einen Europäischen Währungsfonds gründen, Merkel drängte auf den IWF. Schäuble wollte zeitweise, dass Griechenland die Euro-Zone verlässt, Merkel war fürs Bleiben. Schäuble wollte bei der Zypern-Rettung Kleinsparer heranziehen, Merkel war dagegen. So häufig liegen die Vorstellungen der beiden auseinander, dass es bei den Brüsseler Nacht-sitzungen inzwischen zum Running Gag geworden ist, wenn nach dem Vortrag des deutschen Delegierten einer in der Runde die Frage stellt: „War das nun die Auffassung des Kanzleramtes oder des Finanzministeriums?“

Mitunter ist selbst kundigsten Beobachtern der Brüsseler Szene nicht mehr klar, wer gerade welche Position vertritt. Mal versucht Merkel, im Rat der Staats- und Regierungschefs eine Idee Schäubles zu hintertreiben. Dann wieder ist es der Finanzminister, der in seinen Ressortgesprächen Zusagen der Kanzlerin zurückdreht. Anschließend treten beide wie selbstverständlich vor die Kameras und erklären, sie lägen voll auf einer Linie.

JAN BAUER



Schäuble, de Maizière und Krause nach Unterzeichnung des Einigungsvertrags in Ost-Berlin

ULLSTEIN



Zeuge vor dem Parteispenden-Untersuchungsausschuss

DER SPIEGEL



Politiker Merkel, Schäuble: Komplizierteste Zweierbeziehung der Berliner Republik

Bislang betrafen ihre Konflikte vor allem die alltägliche Rettungspolitik, doch inzwischen geht es ums Grundsätzliche. In einem SPIEGEL-Gespräch (23/2013) hat sich Merkel kürzlich gegen so gut wie alles ausgesprochen, was dem Finanzminister für sein Kerneuropa wichtig ist: gegen die Direktwahl des Kommissionspräsidenten, gegen neue Befugnisse fürs EU-Parlament, gegen mehr Kompetenzen für Brüssel.

Es war eine Verbeugung vor den Euro-Skeptikern in der CDU, ein Angebot an Hollande und eine Absage an ihren Finanzminister. Herr Schäuble, so lautete die knappe Botschaft, Ihr Kerneuropa können Sie vergessen. Noch vor der Wahl zum EU-Parlament im nächsten Frühjahr will die Kanzlerin ihren neuen Kurs von der Partei absegnen lassen.

Merkel ist nicht mehr die Einheits-Europäerin, die sie noch vor einem Jahr war. Sie ist jetzt vor allem Therapeutin, sie muss mit diesem verunsicherten Herrn im Elysée-Palast klarkommen. Kürzlich hat sie mit ihm ein gemeinsames Papier verfasst. Wichtigster Punkt war, einen hauptamtlichen Chef der Euro-Gruppe einzusetzen, eine Idee, die Schäuble bislang immer abgelehnt hat.

Für den Finanzminister ist Merckels Schwenk eine bittere Nachricht. Er ist einer der populärsten Politiker der Republik, er ist gesundheitlich so fit wie lange nicht, und doch ist seine Kanzlerin dabei, ihm jenes Thema zu entreißen, das er zu seinem politischen Vermächtnis machen wollte. Muss er das hinnehmen, oder soll er den Aufstand wagen, und vor allem: Wie weit kann er dabei gehen?

Schäubles politisches Credo lautet: „Ich bin grundsätzlich loyal“, was bei ihm zugleich bedeutet: Die Loyalität zur Person ist ihm wichtiger als die Loyalität in der Sache. So war es unter Helmut Kohl, dem er bis zum Schluss diente, so ist es unter Merkel.

Schäuble wird für sein Europa kämpfen mit allen Tricks des Politik-Routiniers, er wird Bündnisse schließen, falsche Fährten legen und über Bande spielen, doch am Ende wird er einlenken. Europa ist ihm wichtig, aber noch wichtiger ist ihm, im politischen Geschäft zu bleiben, weiter mitzumischen, eine öffentliche Rolle zu spielen. Er ist der ewige Zweite der deutschen Politik.

Schäuble sitzt in seinem Rollstuhl in einem Hörsaal der Pariser Elite-Hochschule Sciences Po. Er soll gleich auf einem Kongress zur Jugendarbeitslosigkeit sprechen, um ihn herrscht ein fürchterliches Getümmel. Fotografen drängeln zur Bühne, Bodyguards halten Zuschauer zurück, dazwischen wieselt Karstadt-Investor Nicolas Berggruen durch die Menge, der Veranstalter des Spektakels, der den Europäern gerade einzureden versucht, ihre Krise lasse sich mit Regierungsprinzipien aus China lösen.

Plötzlich öffnet sich eine Seitentür, und eine Prozession älterer Herren schlurft in den Saal, alle wie magisch angezogen vom Rollstuhl des deutschen Finanzministers. Ex-Kommissionspräsident Jacques Delors humpelt heran, mit ihm hat Schäuble vor 23 Jahren die deutsche Einigung verhandelt. Ex-Bundesbank-Direktor Otmar Issing beugt sich über den Minister, er hat mit Schäuble über die Euro-Einführung gestritten. Der italienische Ex-Premier Mario Monti schüttelt ihm die Hand, er war Schäubles wichtigster Verbündeter nach dem Rücktritt Silvio Berlusconis.

Es ist ein Defilee der Ehemaligen, eine Ehrenformation der Abgetretenen und Ausgemusterten, die an ihm vorbeizieht wie in einer Revue über sein politisches Leben. Manche von ihnen sind jünger als Schäuble und waren nicht einmal halb so lange im Amt. Doch jetzt sind sie weg, auf dem Weg ins Geschichtsbuch oder ins Vergessen, nur Schäuble ist noch da, geduckt in seinem Rollstuhl, den Kopf in die Hände gestützt.

Dann gibt es ein Zeichen, und die Menge zerstreut sich. Die Zuhörer streben zu ihren Plätzen, Schäuble wird mit einem Behindertenaufzug auf die Bühne gehievt. Die Zuhörer schalten ihre Übersetzungscomputer ein, Schäuble rollt zum Rednerpult.

Er drückt auf den Mikrofonknopf, und damit stellt sich jenes Machtgefälle ein, das Schäuble so wichtig ist wie kaum etwas anderes. Er darf reden, die anderen müssen zuhören. Wäre es anders, wäre sein Leben zu Ende. ♦

ARBEITSMARKT

Luftballons statt Noten

Bei der Besetzung von Lehrstellen legen Unternehmen immer weniger Wert aufs Zeugnis; die kleinen aus Not, die großen wollen kein Talent übersehen.

Der Morgen ist Stress pur. In der Bäckerei am Freiburger Hauptbahnhof stehen die Pendler in einer langen Schlange vor dem Tresen. Unmissverständlich geben sie zu verstehen, dass sie nicht länger als eine Minute auf Kaffee und Brötchen warten wollen – auch nicht um sieben Uhr morgens.

Xenia Mahler lächelt trotzdem. Die 22-Jährige schmiert Brötchen und kocht Kaffee, schiebt sich flink an den Kolleginnen vorbei und sorgt für Nachschub in den Brotkörben.

Eigentlich hatte sie kaum eine Chance auf eine Lehrstelle. „Die Noten waren richtig schlecht“, sagt sie. In fast allen Fächern tat sie sich schwer, bereits in der Grundschule musste sie eine Klasse wiederholen. Bei der Bäckereikette K & U bekam sie dennoch eine Chance. Mittlerweile ist sie Bäckereifachverkäuferin.

Das Unternehmen hat rund 4800 Mitarbeiter, seit zehn Jahren werden sie ähn-

lich ausgewählt wie Xenia Mahler. „Bei uns zählen Motivation, Zuverlässigkeit, Teamfähigkeit und Dienstleistungsmentalität“, sagt Ausbildungsleiterin Corinna Krefft-Ebner. Schulnoten spielen dagegen eine untergeordnete Rolle, stattdessen müssen alle Bewerber einen „Potentialtest“ machen.

Überall in der Republik legen Unternehmen weniger Wert aufs Schulzeugnis, wenn sie Ausbildungsstellen zu besetzen haben. Die einen zweifeln, ob die Note über die Qualität ihrer Bewerber wirklich etwas aussagt. Die anderen können freie Stellen anders kaum noch besetzen. Laut Deutschem Industrie- und Handelskammertag blieben 2012 70 000 Ausbildungsstellen unbesetzt.

Das Problem wird sich verschärfen. Bis 2025 wird die Zahl der unter 30-Jährigen um 2,7 Millionen sinken. Zugleich aber verlassen noch immer rund 50 000 Jugendliche jedes Jahr ohne Abschluss die Schule.

Entsprechend verändern sich die Auswahlkriterien. Wer früher aufgrund seines Zeugnisses als Versager abgestempelt wurde, gilt heute als mögliches Talent. Und es sind nicht nur die Mittelständler, die aus Personalnot die Anforderungen herunterschrauben. Auch die großen Konzerne denken um.

Die Deutsche Bahn AG kann über einen Mangel an Interessenten nicht klagen: Auf gut 4000 Plätze für Schulabgänger kommen rund 50 000 Bewerber pro Jahr. Dennoch hat die Bahn entschieden, Schulnoten ab sofort generell weniger wichtig zu nehmen. Seit Juli werden alle Bewerber ohne Vorauswahl zu einem On-

line-Test zugelassen. Je nach Berufswunsch – ob Gleisbauer oder Informatiker – bekommen die Jugendlichen spezielle Fragebögen per E-Mail zugeschickt. Vom Ergebnis hängt ab, ob der Kandidat für einen Lehrberuf zum Einstellungsgespräch oder für ein duales Studium zum Assessment-Center eingeladen wird. Erst dabei werden die Testergebnisse mit den Schulnoten abgeglichen.

„Wir wollen nicht die Besten ermitteln, sondern diejenigen, die den jeweiligen Berufsanforderungen am besten entsprechen“, sagt Personalvorstand Ulrich Weber. Für einen Lokführer oder Fahrdienstleiter sei Pflichtbewusstsein wichtiger als Mathe-Noten. „Vielleicht fördert der Online-Test unentdeckte Talente zutage, die uns sonst verborgen geblieben wären“, sagt Weber.

Die Bahn ist nicht allein. Auch beim Automobilbauer Daimler sollen Noten für den Ausbildungsjahrgang 2014 kein Ausschlusskriterium bei einer Bewerbung mehr sein. Siemens hat sein Testverfahren bereits umgestellt. Alle Bewerber absolvieren daheim einen Online-Test, angepasst an den jeweiligen Traumjob. Wer Feinmechaniker werden möchte, braucht beispielsweise ein gutes Koordinationsvermögen. Im Test fliegen deshalb Luftballons über den Bildschirm, die der potentielle Azubi anklicken muss.

Wissenschaftler raten seit Jahren zu Eignungstests für Bewerber. Erstens seien Noten zwischen Schulen oder Bundesländern oft nicht vergleichbar, zweitens seien sie vielfach nicht objektiv. „Mädchen erhalten bei gleicher Fähigkeit zum Teil bessere Noten – weil Jungs vielleicht aus disziplinarischen Gründen abgewertet wurden“, sagt der Psychologe Matthias Ziegler.

Zudem lässt sich etwa an der Deutsche Note nicht unbedingt ablesen, ob der Kandidat Orthografie beherrscht. In dem Fach geht es eben auch um die Interpretation von Gedichten. „Wenn fehlerfreie Rechtschreibung für den Job Voraussetzung ist, sollte ein eigener Test dazu durchgeführt werden“, sagt Annalisa Schnitzler vom Bundesinstitut für Berufsbildung.

Komplett auf die Berücksichtigung von Noten werden die Unternehmen aber nicht verzichten. Schließlich können Zensuren in der Schule sehr wohl eine Aussage darüber treffen, ob der Bewerber etwa über Selbstdisziplin verfügt.

Die Angst vieler Chefs, schlechte Schüler als Azubis könnten die Versagerquote hochtreiben, ist jedoch unbegründet. Die süddeutsche Bäckereikette K & U hat eine andere Erfahrung gemacht, wie Ausbildungsleiterin Krefft-Ebner bestätigt: „Bei uns ist die Abbrecherquote in den zehn Jahren von 22 auf 8 Prozent gesunken.“

MARKUS DETTMER, TOBIAS SCHULZE,
MICHAEL STÜRZENHOEFER



ULSTEIN BILD

Ausbildung bei der Bahn: Gesucht wird, wer den Anforderungen am besten entspricht

Zürich, Hamburg, Mallorca

Benachteiligt Air Berlin gezielt Frühbucher? Manche von ihnen gelangen erst auf Umwegen ans Ziel – obwohl sie ursprünglich einen Direktflug gebucht hatten.

Als der Schweizer Unternehmer Bernd R., 49, vergangenen Sommer mit seiner Familie in die Ferien nach Mallorca aufbrach, war er wirklich urlaubsreif. Das lag nicht nur an seinem anstrengenden Job, sondern auch an der Airline, die er für den Trip gewählt hatte: Air Berlin. Was Deutschlands zweitgrößte Fluggesellschaft dem Inhaber einer silbernen Vielfliegerkarte zugemutet hatte, war in der Tat ein starkes Stück.

Der Familienvater hatte für sich, seine Frau, seine sechs Sprösslinge, das Kindermädchen und zwei Hunde schon Monate zuvor die Passage von Zürich nach Palma de Mallorca bestellt und auch bezahlt. Doch zwei Wochen vor Abflug teilte Air Berlin dem Top-Kunden mit, für seine kleine Truppe sei in der Maschine leider kein Platz. Er müsse mit Kind und Kegel einen Umweg über Hamburg fliegen, dort einen längeren Zwischenstopp einlegen und von da aus nach Mallorca reisen.

Bernd R. schaltete den Bad Berleburger Anwalt Frank Henk ein. Im letzten Moment kam er mit seiner Familie schließlich doch noch an Bord – wohl auch, weil sich ein befreundeter Touristik-Top-Manager für ihn einsetzte.

„Das ist systematischer Vertragsbruch gegenüber Frühbuchern“, empörte sich Henk und reichte Klage auf Erstattung der Anwaltskosten seines Mandanten ein – mit Erfolg. Kürzlich signalisierte Air Berlin Entgegenkommen und übernahm die Gebühren des erbosten Kunden.

Der Unternehmer aus dem Großraum Zürich ist nicht das einzige Opfer solcher überraschender Umbuchungen. Im Internet findet sich eine Vielzahl ähnlicher Beschwerden: So sollte ein Direktflug von Zürich nach Ibiza plötzlich über Berlin führen. Eine Gruppe von Düsseldorfer Ibiza-Pendlern klagt, die Fluglinie habe sie gezielt mit Nonstop-Flügen gelockt, dann aber jedes Mal über das Air-Berlin-Drehkreuz in Palma umgeleitet.

Könnte es sein, fragen sich deshalb etliche der düpierten Air-Berlin-Kunden, dass die finanziell angeschlagene Fluggesellschaft Frühbucher mit günstigen Tickets für Direktverbindungen gezielt auf Umsteigestrecken verfrachtet, wenn die



Air-Berlin-Kunden Tietje mit Kindern: Gutscheine über 100 Euro

Nachfrage auf den begehrten Nonstop-Strecken anzieht und sich die Plätze kurz vor dem Start teuer verkaufen lassen?

Eine Unternehmenssprecherin weist den Verdacht empört zurück. „Im Zuge der Optimierung des Air-Berlin-Flugplans“ sei es allerdings „an mancher Stelle leider unumgänglich, auch Anpassungen im laufenden Flugplan oder im Einsatz der Fluggeräte vorzunehmen“. Im Klartext: Die betroffenen Passagiere leisteten tatsächlich ungewollt einen Beitrag zur Sanierung der Fluggesellschaft.

Rein rechtlich sind die Praktiken von Air Berlin zulässig – noch. Aber sie zeigen vor allem eins: wie wichtig weitere Verschärfungen im Reiserecht sind.

Seit Jahren behalten sich große Veranstalter, aber auch viele Airlines in ihren allgemeinen Geschäfts- oder Beförderungsbedingungen vor, die Abflugzeiten oder Routen bei Bedarf kurzfristig zu ändern. Was unter Bedarf zu verstehen ist, legen die Anbieter allerdings selbst fest.

Bereits im vergangenen Jahr mahnte der Bundesverband der Verbraucherzentralen deshalb gut ein Dutzend Touristikfirmen und Fluglinien ab und verklagte einen Großteil von ihnen, darunter auch TUI oder Air Berlin. Mehrere Gerichte entschieden daraufhin, dass die Unternehmen Flugzeiten nur noch aus triftigen Gründen ändern dürfen und ihre Kunden genau aufklären müssen.

Die neuen Regeln sind jedoch noch nicht rechtskräftig, weil die Firmen Beschwerde eingelegt haben. Derweil steigt die Zahl der Leidtragenden solcher Willkür weiter, auch bei Air Berlin.

Vor kurzem traf es den Ingenieur Kai Tietje, 41, und seine Frau Kirsten, 40, von

Beruf Heilpraktikerin. Das Ehepaar aus dem Raum Augsburg hatte für sich und seine drei Kinder, darunter ein Kleinkind, schon im Oktober 2012 Direktflüge von München nach Ibiza für die Pfingsttage gebucht und die Rechnung, wie gefordert, sofort beglichen. Das Drohpotential, die Zahlung bei Flugänderungen zu verweigern, fiel bei ihnen also weg. Gegen die Vorauszahlungspraxis geht die Verbraucherzentrale Nordrhein-Westfalen neuerdings vor.

Vier Wochen vor dem geplanten Start erfuhren die Tietjes, dass die Familie auf dem Weg in den Süden zunächst im norddeutschen Hamburg Station machen sollte, wo zu dieser Zeit, anders als in München, keine Schulferien waren. Der ursprüngliche Flug sei leider ausgebucht, das „System“ vollziehe die Umbuchung in solchen Fällen quasi automatisch, erklärte ihnen eine Service-Mitarbeiterin. Eine Air-Berlin-Sprecherin wird auf Anfrage konkreter: Es habe „leider ein kleineres Fluggerät als ursprünglich geplant eingesetzt werden“ müssen.

Am Ende flogen die Tietjes einen Tag später – mit der Air-Berlin-Direktmaschine, verloren dadurch aber einen vollen Urlaubstag. Als Trostpflaster erhielten sie einen Gutschein über 100 Euro. Das Ehepaar erwägt nun, juristische Schritte gegen Air Berlin einzuleiten.

Der Schweizer Bernd R. hat unterdessen noch ganz andere Konsequenzen aus seinen Erfahrungen mit Air Berlin gezogen. „Nach Mallorca fliege ich neuerdings nur noch mit Swiss“, erzählt er. Die Lufthansa-Tochter sei zwar etwas teurer als Air Berlin, habe aber einen gewaltigen Vorteil: „Die würden sich so etwas nie erlauben.“

DINAH DECKSTEIN

IMMOBILIEN

Villa Salami

Seit Jahren sanieren Handwerker ein Anwesen von Siemens-Chef Peter Löscher. Es wird erheblich umgestaltet – obwohl es unter Denkmalschutz steht.

Was wirklich geschieht auf dem 4880 Quadratmeter großen Grundstück am westlichen Isarhochufer, ist selbst den Nachbarn ein Rätsel. Hier im feinen Münchner Süden wohnen Familien mit Geschichte und Geld. Große Gärten, mächtige Laubbäume und dicke Villenmauern schaffen Abstand.

Doch unter den Bewohnern des herrschaftlichen Viertels wächst der Unmut über eine Dauerbaustelle in ihrer Mitte. Planen und Bretterzäune versperren den Blick auf ein Landhaus, das der renommierte Architekt Max Littmann Anfang des 20. Jahrhunderts im Tudorstil entworfen hat. Mehrere Reihen Stacheldraht und ein massiver Zaun wehren Eindringlinge ab. Ein Schild fordert Handwerker auf, sich vor Betreten der Baustelle beim Sicherheitsdienst zu melden.

Die Vorkehrungen gelten der Sicherheit des bekannten Bauherrn. Siemens-Vorstandschef Peter Löscher will hier ein-

mal mit seiner Familie einziehen. Doch Anwohner mutmaßen, die Geheimnistuerei habe einen weiteren Grund: Es solle verborgen bleiben, dass Löscher die Villa stark verändern lasse.

Der Gartenhang über der Isar, der im Landschaftsschutzgebiet liegt, wurde mit mächtigen Trockenmauern abgestützt. Normalerweise verbieten Behörden bei Gebäuden unter Denkmalschutz schon Solaranlagen auf dem Dach. Doch der Konzernboss, so klagen die Anwohner, dürfe wohl die Regeln nach seinen Bedürfnissen auslegen. So wurde das Anwesen untergraben, um Raum für vier Garagenplätze zu schaffen. Im Keller entstand ein Schwimmbad.

Die Nachbarschaft stört auch die lange Bauzeit. Löscher erwarb die Villa im Herbst 2007, wenige Monate nach seiner Berufung an die Siemens-Spitze. Seitdem wird saniert, erweitert und umgebaut. Tieflader und Lieferanten donnern über enge Zufahrtsstraßen. Löscher bewohnt derweil ein Loft in der City. „Villa Salami“ heißt der Löscher-Besitz inzwischen in den Münchner Baubehörden, denn die Metamorphose des englischen Landhauses in einen schicken Familiensitz lässt sich wohl nur schleichweise umsetzen.

Die Freien Wähler im Bayerischen Landtag fragten im März beim für den Denkmalschutz zuständigen Wissenschaftsminister an, ob „für bestimmte Gebäude besondere Spielregeln gelten“ und wie das Genehmigungsverfahren verlaufen sei.

Zwei Monate dauerte es, bis das Ministerium einen Zwischenbericht schickte, ein Abschlussbericht soll später folgen. Es sei langwierig, Unterlagen der Denkmalbehörde zu beschaffen, hieß es. Der Zwischenbericht scheint die misstrauischen Nachbarn zu bestätigen. Die Chronologie der Bauplanung lässt den Eindruck aufkommen, dass Löschers Architekten die Denkmalschützer durch ständige Umplanung weichgekocht haben.

2007 erlaubten die Denkmalschutzbehörden eine Gesamtinstandsetzung der Villa, die Maßnahme sollte sich im Wesentlichen „auf den Bestand“ erstrecken, eine Erweiterung war nicht vorgesehen. Wochen später stellten Löschers Planer einen Antrag auf Einbau eines Schwimmbads, einer Tiefgarage sowie einer neuen Fluchttreppe. Das Landesamt für Denkmalpflege und der Stadtheimatspfleger reagierten skeptisch. Sie hätten sich hinsichtlich „der Bewahrung der Denkmalswerte kritisch geäußert“ und eine Umplanung gefordert, schreibt das Ministerium.

Die Architekten zogen den Antrag im Sommer 2008 zurück, reichten aber gleich einen neuen ein. Die Tiefgarage war etwas kleiner, eine Aufzugsanlage wurde vergrößert. Der Entwurf enthielt nun große Atelierfenster in der Dachfläche, die neue Wendeltreppe sollte außen bis unter das Dach führen und eine Flucht von dort in den Garten ermöglichen. Kurz vor Weihnachten 2008 lehnten die Denkmalschützer eine höhere Wendeltreppe, die größere Aufzugsanlage und zusätzliche Dachflächenfenster ab. Der Architekt strich diese Elemente per Hand aus dem Plan, die Stadt erteilte die Genehmigung.

Doch auch dieser Antrag wurde ein halbes Jahr später von Löschers Planern geändert. Im Sommer 2009 wollte der Bauherr den Grundriss der Villa verändern. Die Pläne, äußerten Denkmalschützer, hätten tief in die Struktur des Gebäudes eingegriffen. Sie lehnten ab.

Schließlich schlossen Behörden und Architekten einen Kompromiss. Wie der genau aussieht, schrieb das Ministerium nicht.

Die Lokalbaukommission gibt an, der Genehmigung sei ein detaillierter Prozess vorangegangen, jede Änderung sei einzeln geprüft und genehmigt worden, ein längerer Ablauf sei bei komplexen Denkmalobjekten normal. Bauherr Löscher möchte die Arbeiten an der Villa nicht kommentieren.

Merkwürdig bleibt, dass sich im Dach nun wieder Atelierfenster finden, obwohl die Dachverglasung aus den Plänen gestrichen worden war. Die Freien Wähler stellten erneut eine Anfrage im Landtag, ob die Einhaltung der Baugenehmigung kontrolliert werde. Eine Antwort erhielten sie bisher nicht. Nach Auskunft der Stadt wurde das Bauvorhaben bisher vollständig genehmigungskonform errichtet.

CONNY NEUMANN



Löscher-Heim in München: Tieflader donnern über enge Zufahrtsstraßen



Regierungschef Juncker

WIKTOR DABKOWSKI

KARRIEREN

Kohls bester Schüler

Luxemburgs Premier Juncker will sich trotz einer Geheimdienstaffäre nicht aus der Politik zurückziehen. Er stellt sich wieder zur Wahl und könnte am Ende auf einem EU-Spitzenposten landen.

Der hagere Mann mit dem schütterten Haar weiß nicht so recht, ob er lachen oder weinen soll. Um ihn herum, im Kulturzentrum von Hesperingen, stehen die luxemburgischen Christsozialen und applaudieren ihrem frisch gekürten Spitzenkandidaten Jean-Claude Juncker. Der Mann in der ersten Zuschauerreihe ist Junckers Finanzminister Luc Frieden, 49, seit 15 Jahren Kabinettsmitglied und seit einer gefühlten

Ewigkeit als Nachfolger des Langzeit-Premiers gehandelt. Seit vergangener Woche weiß Frieden, dass sich an diesem Status fürs Erste nichts ändern wird.

Das Verhältnis Juncker/Frieden erinnert ein wenig an die Art, wie Helmut Kohl in den neunziger Jahren mit seinem Kronprinzen Wolfgang Schäuble umging. Erst rief der Kanzler ihn zu seinem Wunschnachfolger aus, dann trat er doch noch mal an, verlor und schickte Schäu-

ble in die Opposition. Der Unterschied zu Juncker ist der, dass derzeit noch nicht feststeht, wie das Experiment ausgeht.

Eigentlich schmeichelt es Juncker, in eine Reihe mit dem Altkanzler gestellt zu werden. Kohl hat den Luxemburger stets als seinen politischen Ziehsohn betrachtet, und Juncker wird nicht müde zu betonen, wie respektvoll sich der Alte, im Vergleich zu Angela Merkel, gegenüber den kleinen EU-Ländern verhalten habe.

Aber auf den Verweis, Kohl habe es in den 16 Jahren seiner Regentschaft verpasst, den richtigen Zeitpunkt zum Absprung zu finden, reagiert Luxemburgs Patriarch unwirsch. „Ich habe es immerhin schon 18 Jahre geschafft“, entgegnete Juncker vor vier Monaten in einem SPIEGEL-Gespräch (11/2013). Er wisse schon, wann der richtige Zeitpunkt für den Ruhestand gekommen sei.

Weiß er das wirklich? Die Frage stellt sich seit vergangener Woche schärfer

„Eine geheimnisvolle Welt“

Wie Jean-Claude Juncker in eine groteske Affäre schlitterte

Der Blick des Großen auf den Kleinen ist selten frei von Herablassung. Wie sonst ließe sich erklären, dass deutsche Medien und Kommentatoren, Marietta Slomka im „heute journal“ zum Beispiel, die Vorgänge im Nachbarstaat Luxemburg „possierlich“ nennen? Das Großherzogtum hat einen Geheimdienst? Mit 60 Beamten? Oder soll man sagen: Agenten? Zum Totlachen!

„Luxemburg als solches zählt nicht“, mit dieser Feststellung hat die luxemburgische Zeitung „tageblatt“ die „Juncker-Tragödie“ kommentiert, die jenseits von Maas und Mosel natürlich nur als Komödie aufgefasst wird. Noch nicht einmal im Skandal wird der Kleinstaat (bitte, manche sagen sogar „Zwergstaat“) ernst genommen. Zu Unrecht.

Luxemburgs Premier Jean-Claude Juncker ist über eine Affäre zu Fall gekommen, die ihm der Nachrichtendienst des Landes, der Service de Renseignement de l'Etat luxembourgeois (SREL), beschert hat. Dieser Dienst, der sich um die äußere Sicherheit, aber auch um terroristische Gefahren kümmern soll, untersteht dem Regierungschef direkt. Deshalb trägt Juncker die politische Verantwortung für das Eigenleben, das Beamte des SREL mit illegalen Operationen jahrelang entfalteten. Das stellte ein Untersuchungsausschuss des Parlaments auf 141 Seiten fest. Ausführliche Einsprengsel auf Luxemburgisch im ansonsten französisch verfassten Dokument sorgen dafür, dass es keiner weiteren Verschlüsselung bedarf, um es für Außenstehende schwer zugänglich zu machen.

Jean-Claude Juncker, das geht aus dem Untersuchungsbericht deutlich hervor, nahm den Nachrichtendienst, den er kraft Gesetz hätte kontrollieren müssen, schlicht nicht ernst. Meistens wollte er gar nicht so genau wissen, was lief, beließ es bei Andeutungen und gab eher Hinweise als Instruktionen.

Wie das vor sich ging, zeigt zum Beispiel ein Gespräch, das der damalige Direktor des SREL, Marco Mille, am 31. Januar 2007 mit Juncker führte. Ohne Wissen des Premiers zeichnete Mille die Unterredung mit einer präparierten Armbanduhr auf. Die beiden sorgten sich um Gerüchte über illegale Lauschaktionen, die Unruhe in der Öffentlichkeit stiften könnten.

„Wir sind sehr verletztlich gegenüber Leuten“, so Mille auf Luxem-

ben 300 000 Karteikarten im Keller liegen.“

Luxemburg hat 525 000 Einwohner. Auch wenn die von Mille genannte Zahl übertrieben war, zeigt der Dialog der beiden, wie sehr sich der Premier im Ungefähren bewegte.

Ganz ähnlich verhielt er sich, als der Nachrichtendienst ihn unterrichtete, es gebe Hinweise, dass Generalstaatsanwalt Robert Biever in „schlimme Tätigkeiten“ pädophiler Milieus verwickelt sein könnte. Als Juncker den Generalstaatsanwalt später mal darauf ansprach, juxte er nach Aktenlage nur: „Weißt du überhaupt, dass du einen Puff in Esch hast?“ In Esch, der zweitgrößten Stadt des Großherzogtums, sollten sich besagte schlimme Tätigkeiten im Schwulenmilieu abgespielt haben.

Auf derart unkonventionelle Weise über den angeblichen Verdacht gegen sich in Kenntnis gesetzt, hätte Biever am liebsten derbe geantwortet, wie er später zu Protokoll gab: „Du Rindvieh.“

Mal Mr. Euro, mal Mr. Rindvieh – zwischen diesen Extremen schwankt nun Junckers Bild. Auf insgesamt 13 Punkte kam der Vorsitzende des Untersuchungsausschusses, der Grünen-Abgeordnete François Bausch, als er im Parlament den Bericht über die Missstände im SREL zusammenfasste: Abhöraktionen, Ausspähungen, Mauseheleien, Akten über politische Gegner, Vorteilsnahme.

„Juncker wollte eingreifen, hatte aber zu wenig Zeit“, so Bausch. SREL-Chef Mille und der Premier hätten das Parlament „oft gar nicht oder lückenhaft informiert“.

Bereitwillig gab Juncker, Ex-Chef der Euro-Gruppe, zu, dass die „geheimnisvolle Welt des Geheimdienstes“ nicht seine erste Priorität gewesen sei: „Ich hatte damals und habe heute noch viele andere wichtige Themen, die mir am Herzen liegen.“

Es gilt ja auch noch, den Euro zu retten.

ROMAIN LEICK



burgisch, „die sagen, der Geheimdienst macht hier und da, sie arbeiten über den Premier, über den Palast (des Großherzogs), über Gott weiß wen. Das ist für uns wichtig.“

Darauf Juncker: „Die sogenannte politische Spionage, die machen wir doch sowieso nicht mehr. Die ist aber früher massiv gemacht worden in der Zeit ...“ Mille: „Ja, in der Zeit vor 1990, also im Kalten Krieg, na ja, da war der Geheimdienst, das war seine einzige Kundschaft, das war die russische Botschaft, die kommunistische Partei, am Anfang die Grünen ...“ Juncker: „Aber ohne Grund, finde ich.“ Mille: „Ja, aber dann, aus heutiger Sicht, mit deiner philosophischen Einstellung – was ja auch meine ist – aber ...“ Juncker: „Es gibt ja keinen Grund, für die Grünen ...“ Mille: „Aber wenn du schaust, wie damals die Leute gedacht haben ... Da war ja alles, was nicht stramm konservativ war, war staatsgefährdend ... Wir ha-

denn je. In ein paar Jahren wird man wissen, ob am 11. Juli 2013 das Ende einer der beeindruckendsten politischen Karrieren Europas eingeläutet wurde. Es könnte aber auch der Beginn eines unerwarteten Comebacks werden.

Fest steht, Europas dienstältester Regierungschef hat in den vergangenen Wochen mit sich gerungen. Er tauchte tagelang ab und war nur für engste Vertraute zu sprechen. Die wenigen Menschen, die er empfing, berichten von einem Politiker, der zwischen tiefer Melancholie und trotzigem Kampfgeist hin- und herschwankte.

Es zeichnete sich seit längerem ab, dass ein Untersuchungsausschuss Juncker die politische Verantwortung für eine Geheimdienstaffäre anlasten würde (siehe Kasten). Sein Koalitionspartner, die Sozialistische Arbeiterpartei, ging auf Distanz, seine Regierungsmehrheit im Parlament war gefährdet.

Er habe, erzählt Juncker am vergangenen Freitag, in letzter Zeit oft an den ehemaligen deutschen Innenminister Rudolf Seiters gedacht. Der trat 1993 zu-

Politik ist Junckers Lebensinhalt, er hat nicht viel mehr, keine Enkel, keine großen Hobbys.

rück, nachdem bei einem Polizeieinsatz ein GSG9-Beamter und ein gesuchter RAF-Terrorist ums Leben gekommen waren. Sein Rücktritt wäre wie ein Schuldgeständnis gewesen, sagt Juncker. „Ich habe mir aber in der Sache nichts vorzuwerfen.“

Und was ist mit der politischen Verantwortung? „Wenn ich die Verantwortung für etwas übernehme, was Beamte hinter meinem Rücken angestellt haben, dann hätte jeder Beamte die Macht, einen Politiker zu stürzen“, antwortet Luxemburgs Premier.

Er reagiert trotzig, klammert sich an die Macht. Politik ist sein Lebensinhalt, er hat nicht viel mehr, keine Kinder, keine Enkel, keine großen Hobbys. Politik wird für Leute, die so lange ganz oben mitmischen, zur Droge. Zwar behauptete Juncker kürzlich, „im höchsten Regierungsamt“ müsse man „jederzeit absprungbereit sein“, aber es gehört zum Wesen der Sucht, dass der Süchtige ihre Existenz abstreitet.

Also entschied er sich am Ende für Angriff. Er trat vor sein Parlament und schlug vor, vorzeitige Neuwahlen abzuhalten. Er entging dadurch der Schmach eines Misstrauensvotums und musste nicht einmal offiziell zurücktreten. Es war eine List, wie sie sich Helmut Kohl nicht besser hätte ausdenken können.

Er ist feinsinniger als der deutsche Altkanzler, aber es gibt auch viele Ähnlichkeiten, sein jovialer Führungsstil gehört dazu. Juncker ist in Brüssel berüchtigt für seine brutal-herzlichen Einfälle. Den spanischen Wirtschaftsminister würgte er einmal spaßeshalber am Hals, dem österreichischen Kanzler haute er kürzlich zur Begrüßung vor laufenden Kameras einen Stoß Papiere über den Kopf.

Es schmerzt ihn, dass die anderen Staats- und Regierungschefs seinen Rat immer seltener hören wollen. Deutschland und Frankreich machen das meiste unter sich aus, seine Vermittlerrolle hat Juncker eingebüßt, sein Verhältnis zu Angela Merkel und François Hollande gilt als angespannt. Seit er nicht mehr die Gruppe der Euro-Finanzminister leitet, ist er am Brüsseler Verhandlungstisch nur noch einer von vielen.

Es ist nicht so, dass ihm seine Karriere zu Kopf gestiegen wäre, er weiß, dass er nur ein Land von der Größe einer deutschen Großstadt regiert. Aber die lange Zeit an der Macht hat dazu geführt, dass er sich nicht mehr darum schert, was die anderen von ihm denken. Wenn er während eines Gipfels mal rausmüsse zum Pinkeln, gehe er auf die Damentoilette, weil ihm die Herrentoilette zu schmutzig sei, erzählt Juncker und feixt.

Mit der Entscheidung für Neuwahlen ist nun ungewiss, wie lange Juncker noch am Tisch der EU-Staats- und Regierungschefs sitzt. Zwar dürften die Christsozialen wieder stärkste Partei werden, aber ob der Patriarch so einfach einen Koalitionspartner findet, ist offen.

Nach der Geheimdienstaffäre sind die bislang mitregierenden Sozialisten enger an die oppositionellen Liberalen und Grünen herangerückt. Es ist nicht ausgeschlossen, dass es in Luxemburg nach den Neuwahlen zum ersten Mal ein Drei-Parteien-Bündnis geben wird. Anders als die Christsozialen haben die Sozialisten einen Generationswechsel vollzogen, der langjährige Außenminister Jean Asselborn tritt nicht mehr als Spitzenkandidat an, sondern macht den Weg frei für einen jüngeren Parteifreund.

Doch selbst wenn Juncker in seiner Heimat nicht zum Zuge kommt, muss seine Karriere nicht zu Ende sein. In der Europäischen Volkspartei suchen sie dringend einen Spitzenkandidaten für die Europawahl im Mai 2014. Juncker wäre der ideale Kandidat, europaweit bekannt und vieler Sprachen mächtig.

Dem Wahlsieger winkt einer der führenden EU-Posten. So könnte Juncker Präsident der EU-Kommission oder des Europäischen Rats werden – auch wenn er selbst, natürlich, jede Ambition dementiert. Er wolle in Luxemburg bleiben, sagt Jean-Claude Juncker. „Ich kandidiere für meine eigene Nachfolge.“

CHRISTOPH SCHULT

Der digitale SPIEGEL

Jetzt testen:
Der digitale SPIEGEL
5 Ausgaben
für € 9,90
spiegel.de/
digitaltesten



In dieser Ausgabe:

Strafprozess

Video über Jonathan Meeses Hitlergruß

Seniorenstudie

Animation zur Situation alter Menschen in Deutschland

Sprachkenntnisse

Video über das Bayern-Training mit Pep Guardiola

Die neue Art zu lesen.

- Mit zusätzlichen Hintergrundseiten.
- Mit exklusiv produzierten Videos.
- Mit 360°-Panoramafotos, interaktiven Grafiken und 3-D-Modellen.
- Alles immer schon ab Sonntag 8 Uhr!



Einfach scannen und
Testangebot sichern –
Nutzen Sie dafür unsere
App DER SPIEGEL mit
integriertem QR-Code-
Scanner

DER
SPIEGEL



Pflanzaktion auf Dortmunder Spielplatz
Über die Kinder die Eltern erreichen

Zoerner. Die Stadt Dortmund will nicht die Fehler der Vergangenheit wiederholen, als Hunderttausende Gastarbeiter ins Land strömten und sich selbst überlassen blieben.

Stefan Burcea stammt aus Tirgu Mureș, er hatte 1993 in Deutschland Asyl beantragt, ohne Erfolg. Nach Rumäniens EU-Beitritt stand seinem Traum vom Leben in der Bundesrepublik nichts mehr im Weg. Er kam ein zweites Mal, sammelte hier Schrott, um seine Familie zu ernähren.

Burcea zählt damit zu jenen Menschen, mit denen Jürgen Walther sich von Amts wegen beschäftigt. Der Abteilungsleiter für Sicherheits- und Ordnungsangelegenheiten sitzt in einem sehr aufgeräumten Eckbüro im dritten Stock des Dortmunder Stadthauses. In der Ferne kann er die Nordstadt sehen.

Vor drei Jahren sei die Situation eskaliert, sagt Walther, das anfällige soziale Gefüge in der Nordstadt sei ins Wanken geraten. Schrotthändler hätten Kühlschränke an den Straßenecken ausgeschlachtet, Hunderte Prostituierte seien auf den Strich an der Ravensberger Straße gedrängt. Walther: „Manche hatten Schilder um den Hals: ‚Ficken 5 Euro‘.“

Die Zahl der Einbrüche stieg, illegale Zockerhöhlen machten auf, Kneipen blieben rund um die Uhr geöffnet. Manche Wohnhäuser waren hoffnungslos überfüllt. Einige Zuwanderer verrichteten ihre Notdurft im Keller, verheizten die Türzargen, der Müll türmte sich in den Höfen. Als Anwohner aller Herkunftsländer protestierten und die ersten wegzogen, handelte die Stadt. Im Mai 2011 verbot die Verwaltung den Straßenstrich in der Nordstadt und setzte eine Task Force zur Kontrolle ein.

Mitarbeiter des Ordnungsamts gehen seitdem zusammen mit Polizisten auf Streife, achten auch auf den Zustand der Häuser: „Erst vor kurzem mussten wir einen Hausbesitzer auffordern, einen Kammerjäger gegen Kakerlaken zu schicken und die Strom- und Wasserversorgung wiederherzustellen.“

Walther ließ Häuser schließen oder setzte deren Renovierung durch. Das Jugendamt nahm Kinder in Obhut, wenn deren Gesundheit akut gefährdet war. Die Stadt begann, den Zuwanderern zu helfen – indem sie etwa Beratungsstellen schuf. Das Dortmunder Gesundheitsamt bietet nun Sprechstunden für Kinder und Frauen an, die nicht krankenversichert sind.

EUROPA

Gekommen, um zu bleiben

Gastarbeiter waren früher sich selbst überlassen. Diesen Fehler will Dortmund nicht wiederholen: Die Stadt ringt um die Integration der neuen Zuwanderer.

Die Eingangstür des Dortmunder Mietshauses steht offen, ebenso manche Wohnungstür. An den Briefkästen fehlen Namensschilder, im Treppenhaus blättert die Farbe von den Wänden. Im zweiten Stock tritt Stefan Burcea auf den Flur. Der 49-Jährige knöpft rasch sein dunkles Hemd zu und ordnet sein Haar, dann bittet er in das spärlich möblierte Wohnzimmer.

Zwei Sofas stehen über Eck, an der Wand hängt ein Zinnteller mit Wappen deutscher Bundesländer und der Aufschrift „Einigkeit, Recht, Freiheit“. Burcea sagt: „Wir sind gekommen, um hier zu arbeiten und zu leben.“

Burcea siedelte vor zweieinhalb Jahren aus Siebenbürgen nach Deutschland. Wenn Innenminister Hans-Peter Friedrich über Einwanderer aus Rumänien und Bulgarien spricht, geht es meist um jene, die schwarz arbeiten oder Sozialleistungen erschleichen wollen. Diese will der CSU-Mann ausweisen – und eine Einreiseperrre für sie verhängen, damit man sie „ohne großes Federlesen wieder rausschmeißen“ könne, wie Friedrich im

Juni auf einem Treffen der EU-Innenminister sagte.

In Dortmund sind etwa 3500 Zuwanderer aus Rumänien und Bulgarien gemeldet. Das sind sechsmal so viele wie vor der Aufnahme der beiden Staaten in die Europäische Union; in der Nordstadt, wo Stefan Burcea wohnt, sind es gleich 20-mal mehr. Das traditionsreiche Arbeiterviertel hinter dem Dortmunder Hauptbahnhof gilt als sozialer Brennpunkt mit hohem Migrantenanteil. Die Arbeitslosenquote liegt bei 26 Prozent.

Viele der rumänischen und bulgarischen Neuankömmlinge – die meisten sind Roma – stellen die Stadt vor zusätzliche Probleme. „Fast keiner der Zuwanderer verfügt über eine berufliche Qualifikation, die Analphabetenquote ist sehr hoch“, sagt Birgit Zoerner, die Sozialdezernentin der Stadt. Auf dem Arbeitsmarkt hätten sie kaum eine Chance. In Dortmund seien nur 13 Prozent von ihnen sozialversicherungspflichtig beschäftigt. Als Erfolg gilt bereits, wenn Eltern ihre Kinder in die Schule schicken. „Wer den ganzen Tag mit dem Überleben beschäftigt ist, denkt nicht an die Zukunft“, sagt Zoerner.

Rund sechs Millionen Roma leben in der Europäischen Union. Die EU-Kommission forderte schon im Jahr 2011 die Mitgliedstaaten auf, die Lebenssituation der Roma zu verbessern. Doch die Probleme in den Herkunftsländern sind noch groß. Daher gebe es „zur Integration keine Alternative“, sagt



Migrant Burcea
„Wir sind gute Zigeuner“

„Es ist erschreckend, mit wie wenig Wissen die Menschen zu uns kommen“, sagt die Leiterin des Gesundheitsamts, Annette Dusterhaus. Dass die Antibabypille täglich genommen werden muss und manches Medikament auch nach Abklingen der Beschwerden, sei schwer zu vermitteln: „Man redet gegen eine Wand.“ Einigen Tuberkulosekranken habe sie mit einer Zwangseinweisung drohen müssen, damit sich die Patienten regelmäßig untersuchen lassen.

Quartiersmanager helfen den Menschen in der Nordstadt. David Grade lädt einmal pro Woche Roma-Kinder auf den Spielplatz an der Düppelstraße ein. Vor kurzem hat er mit ihnen dort einen Garten angelegt. Oft findet Grade nur über sie Kontakt zu den Eltern. Im Winter wollte er die Aktivitäten ins Gemeindehaus verlegen, doch niemand sei gekommen. Grade lernte, dass die Menschen, die er unterstützen will, jeden formellen Rahmen fürchten.

Die Konfrontation mit der Armut sei manchmal schwer zu ertragen, sagt der Quartiersmanager, schlimmer sei nur, wenn er nicht helfen könne. Dortmund hat wenig Geld und kann sich zusätzliche Sozialarbeit, Vorbereitungsklassen und Sprechstunden eigentlich nicht leisten.

„Die Bundesregierung hat den Beitritt Rumäniens und Bulgariens mitbeschlossen, wir aber müssen die Folgen bezahlen“, beklagt Sozialdezernentin Zoerner, die auch eine entsprechende Arbeitsgruppe des Deutschen Städtetags leitet. In einem Brief bat sie die Bundesregierung um Unterstützung. Bislang habe sie keine Antwort erhalten, die weiterhelfe.

„Das erste Jahr war schwierig“, sagt Stefan Burcea. So lange brauchte er, bis er alle Papiere beisammen hatte; Freizügigkeitsbescheinigung, Gewerbeanmeldung, Steuernummer, Meldebescheinigung. Jetzt arbeitet er selbstständig auf dem Bau, gemeinsam mit seinem Sohn. Eine Krankenversicherung hat Burcea nicht. „Ich müsste mehrere Monatsbeiträge rückwirkend bezahlen, das kann ich nicht“, sagt er.

„Wir sind gute Zigeuner“, betont Burcea. Er trinke keinen Alkohol, er rauche nicht, er stehle nicht und schlage niemanden. „Trotzdem sind wir angeblich immer an allem schuld.“ Burcea lebt mit seiner Frau, drei Kindern und fünf Enkeln in dem Mehrfamilienhaus mit den offenen Türen. In allen sechs Wohnungen leben Verwandte. Die älteste Enkelin ist acht Jahre alt, sie kommt jetzt in die Schule. Vorher durchlief sie ein Jahr lang eine Vorbereitungsklasse, die von der Stadt angeboten wird.

„Gebt unseren Kindern eine Chance“, bittet Burcea. „Was soll ein junger Mann machen, der Verantwortung für seine Familie hat, aber keine Arbeit?“

ANDREAS ULRICH



Bewegende Momente festhalten und teilen.

Zeigen Sie uns, wie Sie sich mit Bewegung fit halten und gewinnen Sie Woche für Woche tolle Preise – von der Action-Kamera GoPro Hero 3 bis zum Apple iPad! Bei der großen TK-Foto-Aktion auf: www.tk-bewegt.de



Immer ein Gewinn: über 10.000 Leistungen für Ihre Gesundheit. Zum Beispiel:

► Sportmedizinische Untersuchung

Die TK erstattet ihren Versicherten 80 Prozent der Kosten

Wir beraten Sie gern ausführlich über weitere TK-Leistungen.

Tel. 0800 - 285 85 85

(gebührenfrei innerhalb Deutschlands, 24 Stunden an 365 Tagen im Jahr)

www.tk.de

Jetzt zu mehr Leistung wechseln und **TK-Dividende** für 2013 sichern!

„Wer sich bewegt, gewinnt!“

Magdalena Neuner, erfolgreichste Biathletin aller Zeiten



MEDIZIN

Das fremde Kind

Bianca G. wird dank künstlicher Befruchtung schwanger und bekommt einen Sohn. Fünf Jahre später erfährt sie: Sie ist nicht die Mutter, der Vater nicht der Vater.

Die Medizin kann Wunderbares leisten. Ärzte retten Leben, indem sie Krankheiten besiegen, Ärzte schenken Leben: Sie machen Frauen, die auf natürlichem Weg keine Kinder bekommen können, zu Müttern.

Doch die Medizin kann auch Furchtbares bewirken. Bianca G. aus Hessen hat beides erfahren, zuerst das Glück und dann den Schrecken. „Ich bin so wütend auf diese Ärzte, so unfassbar wütend“, sagt die 38-Jährige, die ihre Wut in leise Worte packt.

Bianca G. hatte sich Eizellen entnehmen lassen, die mit dem Samen ihres Ehemanns befruchtet und dann in ihre Gebärmutter eingesetzt wurden. Das glaubte sie jedenfalls, fünf Jahre lang. Dann stellte sich heraus, dass das Reproduktionsmedizin-Zentrum Jena einen Fehler gemacht hatte. Bianca G. hatte eine fremde Eizelle in sich getragen, befruchtet mit fremdem Samen.

Jede Gewissheit war dahin: Die Mutter war nicht mehr die Mutter, der Vater nicht der Vater, ihr Sohn nicht ihr Sohn.

Der Schock traf Bianca G. so schwer, dass sie bis heute in psychologischer Behandlung ist. „Ich liebe mein Kind über alles“, sagt sie, aber oft fühle sie sich „als Mutter beraubt, wenn ich Jonas anucke und sehe, dass er nicht meine Nase und meine Augen hat“. Und sie leide, wenn wieder jemand sage, dass „mir mein Sohn so gar nicht ähnlich sieht“.

Wie kann so etwas passieren? Wie gut sind die 128 deutschen Zentren für Reproduktionsmedizin, wie sicher können sich Frauen sein, dass die eigenen Keimzellen befruchtet werden und nicht fremde? Es gibt Berichte über Fälle, in denen der Samen des Vaters vertauscht wurde (SPIEGEL 27/2012). Eine Verwechslung von Eizellen war bisher nicht bekannt.

Bianca G. und ihr Mann waren seit acht Jahren zusammen, als sie eine Familie gründen wollten. Fünf Jahre lang klappte es nicht mit der Schwangerschaft. Im Jahr 2005 diagnostizierte ein Gynäkologe eine Schädigung des Eileiters, daraufhin entschloss sich das Ehepaar zu einer künstlichen Befruchtung.

Ihre Frauenärztin riet Bianca G., die Behandlung in Jena durchführen zu lassen, das Zentrum für Reproduktionsmedizin habe einen guten Ruf. Auf der

Homepage des Zentrums steht: „Die Zufriedenheit des Patientenpaares hat bei uns oberste Priorität!“

Bianca G. machte eine Hormonkur, 13 Eizellen reiften heran, sie wurden in Jena unter Narkose entnommen. Mehrere Zellen wurden mit den Spermien ihres Mannes befruchtet. Er war dabei, als eine

Monat der Schwangerschaft verließ Bianca G. das gemeinsame Haus in Thüringen und zog später nach Hessen, wo ihre Eltern wohnen.

Im Juli 2006 kam Jonas zur Welt. Er wuchs bei seiner Mutter auf; der Vater sah sein Kind an vielen Wochenenden. Die Eltern stritten weiter, Bianca G. spricht von einer „Schlammschlacht“. Irgendwann habe ihr Ex-Mann sie beschuldigt, ihm ein Kuckuckskind untergeschoben zu haben: Vielleicht sei sie nicht durch eine künstliche Befruchtung schwanger geworden, sondern fremdgegangen.

Was ihren früheren Mann zu diesem Vorwurf trieb, weiß Bianca G. nicht. Sie vermutet, dass es Jonas' Aussehen war. Der Sohn hat rötliche Haare und blasse Haut, Bianca und ihr ehemaliger Partner sind dunkelhaarig.



Mutter Bianca G., Sohn Jonas: „Ich fühle mich beraubt“

Gynäkologin zwei Embryonen in die Gebärmutter verpflanzte. Vier befruchtete Eizellen wurden eingefroren, als Reserve.

Das Glück schien mit Bianca G. zu sein. Mehr als zwei Drittel der rund 80 000 Behandlungen, die pro Jahr in Deutschland registriert werden, münden nicht in eine Schwangerschaft. Bei Bianca G. war gleich der erste Versuch erfolgreich.

In ihrem Bauch wuchs ein Kind heran. Das Paar aber zerstritt sich, im vierten

Bianca G. hielt den Vorwurf für absurd, aber auch ihr kamen Zweifel. Sie schaute auf die Blutgruppen: Sie hat Blutgruppe A, ihr geschiedener Mann B, Jonas O. Ihr Kinderarzt klärte sie auf, dass diese Kombination selten, aber möglich sei. Ihr Vater erzählte, dass auch sein Bruder rote Haare gehabt hatte. Schließlich beruhigte sie ein Anruf in Jena. Sie solle sich keine Sorgen machen, sagte ihre Ärztin, der hohe Qualitätsstandard der Praxis schließe jede Vertauschung aus.

Ihr Ex-Mann aber machte über das Internet einen Vaterschaftstest. Das Ergebnis: Er ist nicht Jonas' Vater. Als sie das gehört habe, sagt Bianca G., „war es, als schlug mir jemand ins Gesicht“.

Mit jenem Tag wurde Jonas' Herkunft zum juristischen Streitfall. Der Anwalt ihres Ex-Manns forcht die Vaterschaft an. Das Familiengericht ordnete DNA-Tests von Vater, Mutter und Sohn an. Nach drei Monaten hatte der Sachverständige ein „molekulargenetisches Abstammungsgutachten“ erstellt. Tatsächlich war der Ex-Partner von Bianca G. nicht der Vater des Kindes.

Die zweite Nachricht des Sachverständigen: Die Untersuchungen hätten auch ergeben, dass die „befruchtete Eizelle nicht von Frau G. stammt“.

Bis dahin hatte Bianca G. ihren Alltag als alleinerziehende Mutter gemeistert.

Monate lang nicht ausüben können, sagt Bianca G., sie sei kurz vor der Einweisung in eine psychiatrische Klinik gewesen.

Ihr Anwalt Jochen Kreissl erklärte ihr, dass eine Frau, die ein Kind geboren habe, nach dem Gesetz die leibliche Mutter sei, und er forderte Schadensersatz vom Reproduktionsmedizin-Zentrum in Jena. Bianca G. sagt, sie habe 20 000 Euro erhalten. Im Dezember 2011 ließen die Ärzte aus Jena und deren Versicherung eine Vereinbarung entwerfen, in der sie sich zudem verpflichteten, die Unterhaltsleistungen für Jonas so lange wie nötig zu übernehmen. Damit sollten alle „Ansprüche für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ abgegolten sein.

Bianca G. unterschrieb den Vertrag nicht. Sie störte sich besonders an einer Klausel, nach der sie „über die Verwechslung der Keimzellen“ Stillschweigen be-

Bianca G., dass die Verwechslung „für immer mein Leben begleiten wird“. Ihre engsten Verwandten und Freunde kennen die Geschichte des Kindes.

Von den Ärzten hatte sie eine Erklärung erwartet, wie es zu der Verwechslung kommen konnte, auch eine Entschuldigung für den Fehler. Stattdessen sollte „das Problem wohl unter den Teppich gekehrt werden“, sagt Bianca G.

Verwechslungen von Zellen sind für die deutsche Reproduktionsmedizin ein Desaster. Das Geschäft mit kinderlosen Paaren ist lukrativ, aber die deutschen Kliniken und Praxen konkurrieren mit Anbietern in Tschechien, Österreich oder Spanien, die umfangreichere Leistungen zu niedrigeren Preisen versprechen. Die deutschen Zentren werben mit ihren hohen Qualitätsstandards. Tatsächlich sind die Gesetze, Verordnungen und Richtlinien in Deutschland so zahlreich wie streng, aber es gibt keine effektiven Kontrollen.

Nun streiten sich Bianca G. und das Zentrum. Anwalt Kreissl stellte Forderungen auf, die sich auf rund 200 000 Euro addieren: Unterhalt, Schadensersatz, Schmerzensgeld, Rückzahlung des damaligen Honorars. Als er mitteilte, dass nach zwei Jahren ergebnislosen Schriftwechsels eine Klage unabdingbar sei und seine Mandantin auch vor einer Veröffentlichung ihres Falls nicht zurückschrecke, reagierte der Anwalt der Ärzte schroff.

Mehr Geld werde nicht gezahlt, und die „Inaussichtstellung der Presseveröffentlichung“ könne als „Nötigung oder gar Erpressung qualifiziert“ werden. Die journalistische Pointe dieses Falls liege nicht „in dem bedauerten Organisationsfehler“, sondern in der Erpressung durch Bianca G. und ihren Anwalt. „Über solche Niedertracht wird in den Medien oft und gerne berichtet“, hieß es in dem Schreiben.

Auch der SPIEGEL erhielt Post von der Kanzlei. Vor einer Veröffentlichung sei zu warnen, der Vorwurf der Erpressung sei inzwischen bei der Staatsanwaltschaft Gera angezeigt worden.

Wer Jonas' biologische Eltern sind, weiß Bianca G. bis heute nicht. Das Reproduktionsmedizin-Zentrum sah sich außerstande, Bianca G. mitzuteilen, wer die Samen und die Eizellen gespendet hatte. Das lasse sich nicht mehr feststellen. Und die seinerzeit eingefrorenen Keimzellen des Ehepaars G. sind mittlerweile vernichtet worden. Bianca G. geht davon aus, dass die Embryonen verwechselt wurden und ihr Kind von einer anderen Frau ausgetragen wurde.

Was würde es auslösen, wenn die anderen Eltern davon erführen? Litten sie so sehr wie sie selbst? Bianca G. kennt die Namen der Frauen, denen die Jenaer Ärzte am selben Tag eine Eizelle einsetzten. Sie will sie lieber nicht anrufen.

UDO LUDWIG



PHANIE / SUPERBILD

Künstliche Befruchtung einer Eizelle: Geschäft mit kinderlosen Paaren

Nun kam es ihr vor, als hätte jemand die Pfeiler zerstört, auf denen ihr Leben geruht hatte. Wenn Bianca G. ihren Jonas ansah, wirbelten ihr die Gedanken durch den Kopf: „Das ist nicht meins, das sind nicht meine Gene.“

Bianca G. war in Panik. Würde sie ihr eigenes Kind adoptieren müssen, um es zu behalten? Und was geschähe, wenn die biologischen Eltern Ansprüche anmeldeten? Die Unsicherheit quälte sie. Ihre Arbeit als Pharmareferentin habe sie drei

wahren sollte. Bianca G. hatte Zweifel, dass Schweigen die richtige Lösung ist – für sich selbst, für ihren Sohn, für andere Paare.

Sie habe „reinen Tisch machen wollen“, um den Schock der Verwechslung zu verarbeiten. An manchen Tagen habe sie nicht mit Jonas kuscheln können, sagt sie, in ihrer ersten Mutter-Kind-Kur habe sie stundenlang geheult. Sie sei wegelaufen, als der Psychologe zu sehr „in der Tiefe gewählt hat“. Inzwischen akzeptiert

Was war da los, Herr Mulder?

Jaap Mulder, 63, Biologe aus Leiden, über seltene Gäste: „Seit 150 Jahren hat hier in den Niederlanden niemand mehr einen Wolf gesehen. Jetzt haben wir einen, aber leider ist er tot. Der Autofahrer, der ihn überfahren hat, dachte, er habe einen großen Hund erwischt. Das Tier, dessen Fell mein Kollege in den Händen hält, hatte aber einen Biber im Magen. Die Zähne sind perfekt, ohne Fehlstellungen, und in seinem Ohr war kein Chip. Ein sehr schönes Tier. Wir warten auf die DNA-Analyse, aber wahrscheinlich haben wir eine junge Wölfin gefunden, die aus Deutschland kam. So ein Tier kann in ein paar Wochen locker tausend Kilometer laufen. Es wollte vielleicht einen Partner finden. Jetzt liegt es im Museum für Naturgeschichte in Leiden. Wir haben in den Niederlanden Platz für fünf bis sieben Rudel. Vielleicht hat die Wölfin ja ein paar Artgenossen mitgebracht.“



Mulder (r.), Kollege

GUUS SCHOONEWILLE / DPA

Kann man sein digitales Leben sichern, Herr Selzer?

Jochim Selzer, 44, ist Datenschutzbeauftragter bei der evangelischen Kirche in Bonn und Internetaktivist.

SPIEGEL: Verzweifeln Sie als Datenschützer gerade? Nach den Enthüllungen der vergangenen Wochen werden E-Mails noch immer so versendet, dass sie jeder mitlesen könnte.

Selzer: Alles andere ist ja auch sehr kompliziert. Man kann E-Mails seit langem zwar verschlüsseln, also mit Hilfe von Programmen in eine Art Geheimtext verwandeln. Zusätzlich müssen die Programme sogenannte Schlüssel erzeugen, kleine Dateien, mit deren Hilfe man die Mails später wieder lesbar machen kann. Um jemandem zu schreiben, brauche ich dessen Schlüssel, und damit der Empfänger meine digitale Unterschrift prüfen kann, braucht er meinen.

SPIEGEL: Das klingt nach Aufwand.

Selzer: Ich tausche mit 10, 15 Leuten verschlüsselte Mails aus. Das ist ein winziger Teil meines Adressbuchs.

SPIEGEL: Selbst Datenschützer machen sich die Mühe nicht?

Selzer: Auf einer Konferenz vom Chaos Computer Club habe ich gefragt, wer einen Teil seiner Mails verschlüsselt. Da haben sich kaum Leute gemeldet. Aber wir werden das Problem technisch nur zum Teil lösen können.

SPIEGEL: Wie dann?

Selzer: Gegen Wohnungseinbrüche sollte man sich mit Schlössern schützen, auch wenn es umständlicher ist, als die Tür offen stehen zu lassen. Einbrüche

sind allerdings auch verboten. Wir brauchen Gesetze, die das wilde Ausspähen von Daten einschränken.

SPIEGEL: Auf Facebook verschenken die Nutzer nach wie vor ihre Daten.

Selzer: Die meisten Leute, ich einbezogen, empfinden soziale Medien als Bereicherung. Wir sind bereit, einen Handel einzugehen, zu riskieren, dass auch die Falschen etwas über uns erfahren. Ich bin auf Twitter. Man kann über die Tweets sehen, wann ich wach bin, wann ich im Urlaub bin und wo – sobald ich ein Foto hochlade. Wahrscheinlich bin selbst ich zu sorglos.

SPIEGEL: Kann man sein digitales Leben überhaupt sichern?

Selzer: Es gibt fünf Dinge, über die man nachdenken sollte: Wie gut sind meine Passwörter? Sollte ich lieber anonym kommunizieren? Wie sichere ich die Festplatte meines Rechners, meine Chats, meine E-Mails?

SPIEGEL: Was ist am einfachsten?

Selzer: Die Festplatte zu verschlüsseln. Das ist mittlerweile fast idiotensicher.



TIMUR EMEK / DAPD

Schuss ins Blaue

IN VIDEO UND SEINE GESCHICHTE: Warum ein blinder Amerikaner mit einem Gewehr jedes Ziel trifft

Auf YouTube gibt es ein Video, das einen blinden Mann zeigt, der mit einem Gewehr auf einen Kegel schießt. Der Mann heißt Jim Miekka, er ist 52 Jahre alt und lebt in einem Wald in Maine, USA. Er schießt in dem Video aus 90 Metern auf den Kegel. Er sieht weder Umrisse noch Licht oder Schatten. Er trifft mit jedem Schuss.

Jim Miekka erzählt seine Geschichte am Telefon, er sitzt in seinem Haus in Maine. Der Schießstand, auf dem das Video gedreht wurde, liegt in seinem Garten.

Miekka konnte bis zu seinem 26. Lebensjahr sehen. Er lebte in Kalifornien, arbeitete als Physiklehrer, und in seiner Freizeit legte er sich mit einem Revolver in die Wüste und schoss auf Flaschen und Dosen. Er war kein guter Schütze, sagt er, aber er schoss gern, und er dachte, vielleicht wäre es eine gute Idee, wenn er jagen gehen und einen Hirsch erschießen würde.

Miekka hatte noch ein zweites Hobby neben der Jagd: Er war ein Erfinder. In seiner Familie gibt es eine Tradition der Erfinder.

Jim Miekka sagt, sein Vater habe das Patent für eine chemische Lösung entwickelt, die Elektrizität besonders gut leitet, und er habe eine Metalllegierung erfunden, die später in Bierdosen eingesetzt wurde. Miekka sagt, sein Bruder habe das Patent für ein Elektrofahrrad entwickelt. Wenn Vater, Bruder und Miekka zusammenkamen, redeten sie über Patente, an denen sie werkten. Das war der Kitt in dieser Familie.

Jedes Patent verankert eine Erfindung in der Welt. Ein Patent ist die Bestätigung dafür, etwas geschaffen zu haben, das bleibt.

Das amerikanische Patentamt führt die Erfindung, die Miekka das Augenlicht nahm, unter der Nummer US4764229 A. Es ist Sprengstoff, der im Bergbau verwendet werden könnte. Als Miekka im Jahr 1986 daran arbeitete, experimentierte er mit einer hochexplosiven Verbindung. Sie explodierte und nahm ihm fast die gesamte Sehkraft. Ein Arzt versuchte, Miekka in einer Operation zu retten. Miekka sagt, seine Nachforschungen hätten

ergeben, dass der Arzt lange nicht geschlafen hatte und frisch von der Universität gekommen war. Nach der Operation war Miekka komplett blind.

Er musste seine Arbeit als Physiklehrer aufgeben. Er wurde traurig, wenn er Fahrräder hörte, weil er wusste, dass er nie wieder radeln würde. Er war 26 Jahre alt und musste wieder bei den Eltern einziehen. Er konnte nichts mehr erfinden, er würde nie wieder ein Patent anmelden. Er dachte, sein Leben sei gelaufen.

Ein paar Monate nach dem Unfall saßen Jim Miekka und sein Vater zusam-

me, und er sagte: „Können wir dieses Ding auch auf ein Gewehr bauen?“ Miekka und Bill montierten das Fernrohr mit Klebeband und Angelschnur auf ein Gewehr.

In den vergangenen 20 Jahren verbesserte Miekka sein Fernrohr ständig. Die Zielscheibe besteht aus zwei schwarzen und weißen schachbrettartig angeordneten Quadranten. In Miekkas Apparat befinden sich Fotozellen, die elektrische Impulse abgeben. Die Impulse werden in Piepser umgewandelt. Miekka weiß durch die Piepser, wo die Linien zwischen den weißen und schwarzen Feldern verlaufen und wo die Mitte des Ziels liegt. Er sagt, er trainiere immer, wenn gutes Wetter sei.

Miekka irrte sich, als er erblindete. Sein Leben war nicht vorbei. Er entwickelte als blinder Mann ein Modell zur Analyse von Aktienmärkten, nannte es Hindenburg Omen und glaubt, damit den nächsten Börsencrash voraussagen zu können. Er arbeitet heute als Anlageberater. Und er schießt inzwischen mit einer Kleinkaliberpatrone des Typs .17 Hornady Magnum Rimfire aus über 90 Metern mit großer Sicherheit ins Ziel.

Miekka sagt, er schieße besser als zu der Zeit, als er noch sah.

Vor einiger Zeit hat er einen Vertreter der amerikanischen Waffenlobby NRA eingeladen, um mit ihm darüber zu sprechen, wie das Schießen für Blinde gefördert werden könnte. Miekka sagt, der Waffenlobbyist sei beeindruckt gewesen von seiner Treffsicherheit und habe ausführlich über die Förderung der NRA für Rollstuhlfahrer gesprochen, aber am Ende habe er gesagt, die Waffenlobby habe kein Interesse daran, Blinde zum Schießen zu ermutigen.

Das war einer der Gründe, warum Miekka dachte, es sei eine gute Idee, das Video bei YouTube hochzuladen. Er hofft, dass andere Blinde durch diesen

Film von ihm hören werden und seine Erfindung des Zielfernrohrs nutzen können, sagt er. Er überlegt nun, dafür ein Patent anzumelden.

TAKIS WÜRGER



men. Es ist 25 Jahre her, Miekka erinnert sich nicht an jedes Wort, aber der Vater sagte sinngemäß: Jim, wenn Wale und Fledermäuse sich mit Echolot orientieren können, vielleicht kannst du das auch.

Vater und Sohn bastelten einen Apparat, der Ultraschallwellen aussandte und die Reflexion hörbar machte. Der Apparat erlaubte es Miekka, Formen zu hören. Er konnte dadurch nicht wieder Rad fahren, aber es war eine Möglichkeit, die Welt wahrzunehmen, erzählt er. Es war besser als ewiges Stolpern in der Finsternis.

Dann hatte Miekka die Idee, optische Signale in Geräusche zu konvertieren. Es gelang ihm, und er verbesserte seinen Apparat. Anfang der neunziger Jahre stand Miekkas Freund Bill neben ihm, schaute zu, wie er mit seinem Apparat, der aussieht wie ein



ELTERN

Das letzte Leben

Alt zu werden bedeutet auch: Einsamkeit.

Fünf Hamburger suchten einen Ausweg und gründeten eine WG. SPIEGEL-Redakteurin Barbara Hardinghaus entdeckte darin ein Modell für Vater und Mutter.

Erika ist Heinis neue Liebe, vielleicht ist sie seine erste Liebe überhaupt. Er ist 75 und sitzt in der Küche in seiner neuen Wohngemeinschaft, sie liegt in Hamburg an der Königstraße, dritte Etage. Neben ihm am Tisch sitzt Erika. Sie leben zu fünft in der WG, fünf alte Leute. Sie haben den Mut besessen, etwas Neues zu beginnen.

Es ist noch nicht lange her, da wusste Heini nicht mehr, was er mit seinen Tagen anfangen sollte. „Was mache ich nur?“, fragte er sich oft. Er lebte allein und machte seinen Haushalt. Oder er ging hinaus auf die Straße, zu den anderen Alten. Da war er einer von denen, die ihren Rollator über den Gehweg schieben. Die im Treppenhaus das Licht zweimal anknietsen müssen, weil sie zu langsam die Stufen hochkommen.

Ich sehe alte Menschen auf der Straße und frage mich oft, wohin sie wohl gehen werden. Ich denke dabei auch an meine Eltern. Meine Mutter ist 68, sie geht noch laufen, sie hat sich voriges Jahr in einem Fitnessstudio für Frauen angemeldet. Sie gehörte nie zu diesen übereifrigen Sportfrauen, aber sie weiß, dass es ihr länger gutgeht, wenn sie etwas tut.

Mein Vater ist anders. Er hat nie Sport gemacht. Es gehört zu seinem Selbstverständnis, nur die Dinge zu tun, die ihm Spaß machen oder die er für unbedingt nötig hält. Meine Eltern sind in dieser Beziehung typisch, die Frau tut etwas, der Mann nicht. Nach langer Verhandlung mit meiner Mutter fährt mein Vater jetzt die eineinhalb Kilometer zum Bäcker mit dem Fahrrad und nicht mehr mit dem Auto.

Mein Vater ist 71, und ich sehe, wie sich seine Bewegungen verändern. Er kommt am Morgen langsamer die Treppen herunter, er atmet lauter, er macht keine langen Spaziergänge mehr, sein rechtes Knie schmerzt. Als ich meinen Eltern das letzte Mal ein Hotel gebucht habe, war es nicht das richtige. Es lag an einem Hang, und mein Vater wollte die Anhöhe nach dem Abendessen im Ort nicht wieder hinauflaufen. Ich hatte das nicht bedacht.

Aber jetzt war erkennbar geworden, dass sich auf das Leben meiner Eltern etwas Beschwerendes gelegt hatte. Sie werden irgendwann zu den anderen Alten gehören. Ich frage mich, wie sie dann leben werden. Was passiert, wenn einer stirbt? Werden meine Eltern einsam? Ich sehe mir Heinis WG an, weil ich herausfinden möchte, ob eine WG auch ein Lebensmodell für meine Eltern sein könnte.

Heini aus der WG heißt eigentlich Heinrich, aber alle nennen ihn Heini. Er wurde in Hamburg geboren, machte nie eine Lehre, er war 45 Jahre lang Schichtarbeiter. Er war zweimal verheiratet, aber die Ehen hielten nicht lange. Danach lebte er allein, so wie zwei Millionen Deutsche über 80 Jahre.

Wahrscheinlich könnte man zwei Millionen Geschichten über einsame Alte erzählen. Diese Geschichte erzählt vom Gegenteil. Sie erzählt von fünf alten Leuten, drei Frauen, zwei Männern zwischen 70 und 84 Jahren, die ihr Zuhause verließen und ins Ungewisse zogen, in eine WG ohne Träger, ohne Aufpasser. Sie kamen nur mit ein paar Kartons und mussten vieles zurücklassen, auch Gewohnheiten.

Sie wollten kein Altersheim, keine langen Flure. Ihnen fehlte das Geld für Residenzen, für eine Pflegekraft zu Hause. Sie leben ein neues Modell, und die Frage ist, ob es zu einem Modell für viele werden kann.

Ich versuche mir vorzustellen, wie es wäre, wenn einer meiner Eltern in dieser WG leben würde. Ich sehe meine Mutter in einem der Zimmer, sie hätte ihr Kirschkernkissen mitgebracht und Bücher. Ich sehe sie aber nicht in den übrigen Räumen der Wohnung, nicht im Bad, es hat kein Tageslicht, nicht auf dem Flur, er ist eng. Ich sehe sie nicht beim Frühstück mit den anderen. Meine Mutter trinkt am Morgen gern ihren Tee in Ruhe. Nicht allein zu sein sollte ihr wichtiger sein, als ihren Launen folgen zu können. Meine Eltern leben in einem großen Haus, das zwar leer ist, aber den



WG-Mitglieder Hella, Peter und Heini mit Betreuerin



Karin, Irene mit Helferin, Erika im Februar: Sie kamen nur mit ein paar Kartons und mussten vieles zurücklassen, auch Gewohnheiten

Vorteil hat, dass sie einander aus dem Weg gehen können.

Würde mein Vater in der WG leben, würde ihm der Garten fehlen und sein Keyboard, das Akkordeon könnte er mitbringen. Trotzdem ist da nichts zu machen, ich sehe ihn in dieser Wohnung nicht. Er war Architekt, er war immer selbstständig. Er war nie in einem Verein, nie in einem Verband, er ist kein Gruppentyp. Auf dem Bild in meinem Kopf sitzt mein Vater als alter Mann auf einem Stuhl unter einem Apfelbaum. Er wäre zufrieden, aber nicht glücklich.

Die aus der WG sind glücklich, würde ich sagen. Heini, Peter, Irene, Hella und Erika machen vor, wie das geht.

Jeder hat sein eigenes Zimmer in der WG, zwischen 14 und 40 Quadratmeter groß. Jeder hat seinen Fernseher und an den Wänden Fotos von den Menschen, die einmal ihr Leben waren. Vor ihren Türen hängen kleine graue Taschen aus Filz mit ihren Namen für die Post.

den Weg, saß am Tisch und sagte kein Wort. Auch die anderen sprachen nicht viel, nur Karin. Sie arbeitete für die Pflegeeinrichtung, Mitte fünfzig, Sozialpädagogin. Sie hatte eine Idee. Sie wollte eine WG für alte Leute gründen.

Sie hatte sich schon im Studium mit „Unterbringungsformen für Senioren“ beschäftigt, eigentlich war Demenz ihr großes Thema. Alte in Wohngemeinschaften, das hatte sie gelernt, seien zufriedener und weniger aggressiv. Trotzdem können sich nach den Ergebnissen einer neuen Studie nur zwölf Prozent der alten Menschen vorstellen, in eine WG zu ziehen. Und die, die es doch wagen, sind meist überdurchschnittlich gebildet und haben viel Geld.

Das trifft auf die fünf in der WG nicht zu. Aber wenn sie es können, dann müsste es jeder können, also auch mein Vater.

Karin fragte die alten Leute vor sich dann, ob sie sich einen Umzug in eine Wohngemeinschaft vorstellen könnten.

worden. Peter hatte einen Schlaganfall und ist seitdem halbseitig gelähmt. Neuerdings denkt er darüber nach, ob er das halbe Schiff nicht doch noch zu Ende bauen sollte.

Meine Eltern machen sich natürlich Gedanken über das Alter. Das heißt, meine Mutter macht sich Gedanken, und mein Vater macht mit. Sie haben eine Patientenverfügung vorbereitet und Kontovollmachten, sie denken darüber nach, wie sie leben wollen, wenn einer stirbt.

Der Bruder meiner Mutter lebt nun mit seiner Frau in einem Altenheim. Es gibt keine Blumen, und es ist nicht erlaubt, eigene Bilder aufzustellen. Meine Mutter findet das unerträglich. Sie sagt, solange sie zu zweit seien, blieben sie mit einer Pflegekraft im Haus. Und wenn einer von beiden sterbe, ziehe der andere in ein schönes Heim mit eigener Wohnung in einer Stadt. Mein Onkel hätte für so etwas kein Geld, die fünf aus der WG auch nicht. Komfortabel zu altern



Partner Erika, Heini

JORG MÜLLER / AG FOCUS / DER SPIEGEL

Im Altersheim
meines Onkels gibt
es keine Blumen,
eigene Bilder
sind verboten.

Sie teilen sich zwei Bäder, es gibt einen Hauswirtschaftsraum, in dem das Telefon an der Wand hängt. Die Küche liegt zum Hof, ist modern, hat einen breiten Balkon, auf den bei schönem Wetter die Sonne den ganzen Tag scheint. Sie hat eine Eckbank und einen großen Esstisch, an dem die fünf das Reden wieder lernten. Sie alle waren allein, wie Heini.

Er habe zuletzt gehaust, sagen die anderen. Er redete kaum noch, weil Fernseher oder Radios Laute von sich geben, aber nicht zuhören. Am Abend trank er sein Bier, ging allein ins Bett, wartete, dass es Morgen wurde, stand auf und wartete, dass es Abend wurde.

Dann kam die Einladung aus der Pflegeeinrichtung zum Kaffeetrinken. Drei Jahre ist das her, dass Heini auf die anderen traf.

Er überlegte damals lange, ob er überhaupt hingehen sollte. Er machte sich auf

Sie waren damals zu siebt. Emmi und Gerda trauten sich nicht.

Die anderen trafen sich danach öfter. Sie verzeigten sich zusammen. Auf der Halbinsel Priwall an der Ostsee saßen sie am Strand. Heini sprach ein paar Sätze mit Erika. Er wurde mutiger. An Weihnachten verzeigten die fünf ein zweites Mal, danach begannen sie, eine Wohnung zu suchen. Die dritte nahmen sie. Vor einem Jahr zogen sie ein. Heini holten sie mit nur drei Plastiktüten ab, darin war alles, was er noch besaß. Seine Kleidung hatten die Motten zerfressen.

Am Morgen in der Küche kocht er Kaffee, er war schon früher in der Firma immer der Erste. Nach ihm kommt meistens Peter, 73 Jahre, schlaksig, mit grauem, zum Seitenscheitel gekämmtem Haar. Nach der Rente baute er Modellschiffe, sie stehen in seinem Zimmer auf dem Regal, eines der Schiffe ist nicht fertig ge-

ist immer auch eine Frage des Geldes. Glücklicherweise ist vom Geld unabhängig.

Seit einigen Monaten suche ich in Hamburg eine Wohnung für meine Eltern. Bis jetzt passte immer irgendetwas nicht, ich glaube, das hat auch mit Angst zu tun. Weil es die Wohnung wäre, in der derjenige leben würde, der den anderen überlebt hätte.

Wenn ich die fünf in ihrer WG beobachte, denke ich manchmal, das wäre auch eine gute Lösung für Kinder. Sie entlastet einen. Sie befreit einen von schlimmen Vorstellungen, von Eltern, die irgendwo allein in einer Ecke sitzen, mit struppigem Haar, im Bademantel.

In einer WG könnte mein Vater Peter helfen, das Schiff zu Ende zu bauen. Er hat eine Werkstatt, er mag Kleinkram-Arbeiten. Meine Mutter hätte in einer WG jemanden, mit dem sie über ihre Bücher

reden könnte oder über den „Tatort“. Außerdem kocht sie gern für viele. Sie ist flexibler als mein Vater.

Die Nächste, die am Morgen in die Küche kommt, ist Irene. Sie ist 84 Jahre alt. Aber dass sie sich an einen gedeckten Tisch setzt, ist neu in ihrem Leben.

Irene ist eine schmale, tatkräftige Frau, kurze Haare, der Typ „Ich bin Hausfrau und hatte immer was zu tun“. Sie tat alles für ihre Familie. Sonntags stand Irene mit ihrem Sohn auf dem Fußballplatz. Sie war 54, als ihr Mann starb.

Es dauerte drei Jahre, bis sie wieder unter Leute ging. Ihr Sohn ist heute 58 und lebt in Hessen. Sie hat zwei Enkelkinder und einen Urenkel, den sie noch nie gesehen hat. Am Kleiderschrank kleben kopierte Farbfotos des Jungen. Irene hat ihm vor ein paar Wochen ein Trikot des Fußballvereins FC St. Pauli geschickt. Seitdem wartet sie auf eine Antwort.

Für meinen Vater wäre eine WG schon deshalb schwierig, weil er starrköpfig ist

sie haben alle ganz gute Renten. Sie müssten nur der Logik folgen, der sie immer in ihrem Leben gefolgt sind, nämlich das zu tun, was für sie am besten ist. Ich frage mich, warum das mit dem Alter offenbar schwieriger wird.

Beim Familienministerium gibt es eine Hotline, bei der Senioren anrufen können, wenn sie Fragen zu den Themen „Pflege“ oder „Wohnen“ haben. Es kommt aber vor, dass alte Leute nur deshalb anrufen, weil sie reden wollen.

Man sollte die alten Leute einsammeln, in Gruppen einteilen und ihnen Wohnungen geben, findet Irene.

Als Irene noch allein lebte, stellte sie sich manchmal vor, wie es wäre, wenn sie später einmal bettlägerig wäre, die Decke anstarren müsste, und wie still es dann wäre, „mucksmäuschenstill“.

„Hier sind immer Geräusche. Wissen Sie? Das ist ein Unterschied“, sagt Irene.

Sie hört Heini und Peter in der Küche reden. Sie hört Erika, wenn sie lacht, und

denen, die glücklich waren, so, wie sie lebte. Sie kam dann nur irgendwann nicht mehr die Treppen hoch. Sie stürzte oft, einmal lag sie eine Stunde lang im Bad.

In der Wohngemeinschaft gibt es eine große Dusche und eine Frau, die jeden Tag nach dem Frühstück für drei Stunden putzt und wäscht. Am Abend kommt noch eine Betreuerin, sie schläft in der WG, jeder hat einen Notfallknopf am Bett. 1000 Euro zahlt jeder zur Leistung aus der Pflegeversicherung dazu, 200 Euro Haushaltsgeld, sie teilen sich die Miete nach Zimmergröße, 2200 Euro im Monat insgesamt, und die Fahrtkosten für Karin, die Frau, die die Alten zusammenbrachte.

Sie kommt fast jeden Tag und fährt mit den Alten ins Einkaufszentrum, zur Apotheke oder zum Arzt. Mit Heini muss sie häufig zum Zahnarzt. Eine WG mit Senioren, sagt sie, funktioniert nur mit Menschen, die Zutrauen haben zu sich selbst. Nicht jeder, der alt ist, kann einfach ausziehen und etwas Neues suchen.

Es ist nicht so, dass meine Eltern besonders ängstliche Leute wären. Sie sind beweglich, sie schlafen bei mir auf dem Ausziehsofa, sie passen eine Woche lang auf die Kinder meiner Geschwister auf, sie fahren lange Strecken im Auto, gehen aus, planen Urlaube, wollen nach Vietnam (meine Mutter will, mein Vater kommt mit), aber diese letzte große Bewegung, die scheint beinahe unmöglich. Die Frage ist: Wie schafft man es, daran zu glauben, dass die letzten Jahre glücklich machen?

Erika ist meist die Letzte, die am Morgen zum Frühstück in die Küche kommt. Sie schläft gern lange, ihre Beine wollen nicht mehr so richtig, auch der Kopf macht manchmal nicht mehr mit. Sie erzählt Geschichten oft doppelt.

Wenn man sie bittet, etwas über sich zu erzählen, sagt sie: „Weiß gar nicht, wie ich anfangen soll.“ Dann beginnt sie mit ihrem Namen, Erika Nagel.

„Ich war verheiratet, mein Mann war immer auf Montage, da lernte er eine Frau kennen, er bekam ein Kind mit ihr, und da habe ich zu ihm gesagt: Braucht nicht wiederzukommen. Vielen Dank.“

Das ist erst mal alles, was sie erzählen möchte, eine Geschichte, die sie später oft wiederholen wird. Manchmal zitiert sie aus einem Brief, den die andere Frau ihrem Mann geschrieben hatte, sie hat ihn zwischen seinen Sachen gefunden: „Süß Otto, ich Dich lieben.“

Erika ist seitdem allein geblieben. Sie strickte Socken, ging zum Chor, besuchte ihre alten Kolleginnen bei Peek & Cloppenburg. Zuletzt saß sie nur noch zu Hause. Dann bekam sie diese Einladung aus der Pflegeeinrichtung zum Kaffeetrinken.

Als Erika gerade in die WG gezogen war, stand sie manchmal nachts am Bett und wusste nicht, wo sie war. Sie suchte



WG-Bewohner Heini

JORG MÜLLER / AG FOCUS / DER SPIEGEL

und sich nicht gern anpasst. Er macht, was er will. Ich hätte also auch Angst um die anderen. Er telefoniert laut, er spricht und singt im Schlaf, er macht nachts Musik oder geistert durch das Haus. Neuerdings steht er um halb drei auf, guckt Boxen oder anderen Sport und isst bis halb vier Schokolade. Für meinen Vater wäre eine WG in Ordnung, wenn die anderen auch gern täten, was er gern tut. Wenn die anderen sich an ihn anpassen würden und nicht umgekehrt. Das Problem ist nur, dass es so eine WG nicht geben wird, weil die Grundidee einer WG nun einmal eine andere ist.

Als ich meiner Mutter von dieser Recherche erzählte, fand sie das erst mal interessant. Sie sagte, dass sie sich eine WG vorstellen könne, aber nur mit Menschen, die sie gut und lange kennt, mit ihren Kegelschwestern zum Beispiel. Einige Männer dieser Frauen sind bereits gestorben,

sie hat auch Hella schon einmal gehört, als sie auf den Dielenboden fiel.

Hella war die, die später in die Gruppe kam. Hella hatte gern allein gelebt. Es ging nur irgendwann nicht mehr. Sie war 75 und träumte noch immer vom Tanzen. Sie tanzte Discofox, Walzer, am liebsten Tango. Sie trug Blusen und Röcke und hohe Schuhe. Mit jedem Jahrzehnt wurde der Absatz einen Zentimeter niedriger.

An ihrem Bett in der WG stand bis Mitte Juni ein Paar flacher Hausschuhe und ein Korb mit Mineralwasser. Sie las damals „Madame Hemingway“, es geht im Buch um Hemingways erste Ehefrau Hadley. Die hat ihren Mann zu sehr geliebt und ihn dann verlassen.

Hella hatte ihren Mann auch verlassen, einen Geschäftsmann, nach 24 Jahren. Sie war in ein Ein-Zimmer-Apartment mit Südbalkon gezogen, arbeitete als Krankenschwester. Sie gehörte aber zu

den Lichtschalter und fand ihn nicht. Aber sie hat noch einmal Anlauf genommen, mit 83 Jahren. Heute zieht sie sich jeden Tag nach dem Essen mit Heini in dessen Zimmer zurück. Heini liegt dann im Bett, sie auf dem Sofa, sie machen gemeinsam einen Mittagsschlaf.

Diese fünf alten Menschen machen auch mir Mut mit ihrem Mut. Alter und Liebe, ich dachte immer, das passt nicht zusammen. Oder Alter und Glück. Diese fünf zeigen mir, dass sich das nicht ausschließt. Für mich als Kind waren Omas und Opas entweder tot oder einsam. Meinen Opa besuchte ich selten, weil er nur Kräuterbonbons hatte und einen Dackel, mit dem ich nicht spielen durfte. Alle anderen waren gestorben, die Eltern meiner Mutter, die Mutter meines Vaters.

Das Altersheim in unserem Dorf war ein schwarzer Kasten, so habe ich es in Erinnerung. Darin lebten einzelne Menschen in einzelnen Räumen. Es gab darin selten Tageslicht. Das Altersheim erinnerte

und haben keine Sehnsüchte nach etwas Außergewöhnlichem. Vielleicht mal ein Lotteriegewinn, sagt Heini.

Die große Liebe?

„Hab ich nie erlebt“, sagt er.

Eine Familie?

„Die hab ich vielleicht jetzt.“

Heini ist die Motten los und macht wieder Witze. Peter hat jemanden, der ihm vielleicht bei seinem halben Schiff helfen könnte. Irene wartet nicht mehr jeden Tag auf einen Brief aus Hessen. Erika hat wieder Spaß, und Hella hatte nicht mehr so viel Angst.

Ich habe meine Mutter nie gefragt, ob sie eigentlich Angst hat vor dem Sterben. Meinen Vater habe ich das früher einmal gefragt. Er antwortete, dass er als junger Mensch Angst gehabt habe, aber heute nicht mehr, weil sich immer alles wiederhole. Die Kinder kommen, die Kinder fahren wieder, es sei immer das Gleiche.

Ich glaube, es geht ihm noch zu gut, als dass er Angst hätte. Er lebt in diesem

gerade am Tisch, wie eine Ballerina. Sie trug einen neuen, rosafarbenen Rollkragenpullover. Seit sie krank geworden war, passten ihre Kleider nicht mehr, sie waren ihr zu groß geworden. Sie hatte Krebs, sie ging schon nicht mehr zum Arzt. Sie nahm Morphium. Sie wollte noch ein bisschen dabei sein. Die fünf warteten auf eine neue Dusche, komplett ebenerdig. Nun warten sie auf ein Trimm-dich-Rad.

Sie hatten ein Ritual eingeführt für den Moment, bevor sie das Licht löschen. Peter ging in Irenes Zimmer, er verabschiedete sich für den Tag. Irene ging zu Hella, sie redeten noch ein paar Worte. Heini brachte Erika bis an ihr Zimmer, blieb an seinem Rollator stehen, gab ihr einen Kuss und sagte gute Nacht.

So war es auch vor kurzem wieder, an einem Mittwoch im Juni. Irene ging zu Hella ans Bett, sie redeten. Es war das letzte Mal. Hella schlief ein und wachte nicht mehr auf.



Gruppenbesuch beim Musical „König der Löwen“

JORG MÜLLER / AG. FOCUS / DER SPIEGEL

Ich glaube, dass
Einsamkeit eine
Krankheit ist, die zum
Tod führen kann
wie ein Organdefekt.

te mich an einen Zoo, wo Tiere in zu kleinen Käfigen leben.

In der WG in Hamburg kehrt ab 14 Uhr Ruhe ein. Hella las immer gern. Irene näht, bis sie zu Peter geht und ihn weckt. Sie trinken dann Tee, essen Kuchen. Helas Geburtstag feierten sie gemeinsam in einem Lokal. Der Matjes war gut, das Schnitzel zu teuer. Sie waren beim „König der Löwen“, der Veranstalter hatte sie eingeladen. Sie fuhren im Taxi durch die Stadt und trugen ihre besten Sachen. Das war ein seltenes Abenteuer.

Normalerweise sitzen sie abends an ihrem Küchentisch und essen Brote. Danach sehen Heini und Erika entweder fern, oder sie bleiben mit den anderen am Tisch sitzen, kniffeln, spielen Karten, „Elfer raus“.

Es ist nicht einfach, sie dazu zu bewegen, über sich zu sprechen. So etwas gehörte nicht zu ihrem Leben. Sie haben gearbeitet, Kinder erzogen, sie hatten

Vakuum, in der Zeit vor der Zeit. Außer nach Vietnam wollen meine Eltern noch an die Orte fahren, an denen sie als junge Menschen waren, als Liebespaar. In die Toskana oder nach Rimini. Sie starteten eine Art Abschiedstournee.

Es wird ihnen irgendwann schlechter gehen. Irgendwas wird plötzlich passieren oder sich schleichend verändern. Sie werden sich verabschieden.

Vorher wird einer von beiden allein sein. Sollte das mein Vater sein, hätte er niemanden mehr, der sagt: „Ach, Berni!“, wenn er zum 25. Mal einen Witz erzählt. Sollte es meine Mutter sein, hätte sie niemanden mehr, der ihr zum 25. Mal einen Witz erzählt. Ich glaube, dass Einsamkeit eine Krankheit ist, die zum Tod führen kann wie ein Organdefekt.

„Ich habe keine Angst vor dem Tod, nur vor dem Sterben“, sagte Hella an einem der ersten Frühlingstage. Sie saß

Ich habe meinen Vater jetzt doch einmal gefragt, ob er sich eine WG vorstellen könne. Er sagte, er werde zu Hause bleiben, solange er noch die Kirschen vom Baum pflücken könne. Und danach?

Werde er sehen.

Und eine WG?

„Nein“, hat er spontan gesagt und sich dann korrigiert: „Schreibe: eher nein.“

Er redete am Telefon noch eine ganze Weile weiter. Er versuchte, sich in ein solches Leben hineinzudenken. So eine WG müsste aber mitten in der Stadt liegen, sagte er. Und die anderen Bewohner müssten auch Musiker sein oder Sänger. Er redete und redete, bis sein „eher nein“ ein „fast ja“ war.



**Animation: Armut
und Einsamkeit im Alter?**

spiegel.de/app292013altedeutsche
oder in der App DER SPIEGEL

Wir haben sie ermordet

Schluss mit der Gleichgültigkeit gegenüber Flüchtlingen: warum sich die Deutschen ein Beispiel an Papst Franziskus nehmen sollten / Von Franz Alt

Bei seiner Messe auf der Flüchtlingsinsel Lampedusa benutzte Papst Franziskus in der vorigen Woche einen Hirtenstab und einen Holzkelch, die aus den Überresten eines Flüchtlingsschiffs gefertigt waren. Der Altar für seine Messe stand auf einem Boot. Der Pontifex wollte keinen Pomp, keinen Prunk und kein Getöse. Sein „Papamobil“ auf der italienischen Insel war ein 20 Jahre alter, geliehener Geländewagen. Der neue Papst wollte auf seiner ersten Reise ein politisches Zeichen setzen. Kein Staatsbesuch, sondern eine Reise zu den Ärmsten.

Eine hilflos-naive Geste eines greisen Kirchenfürsten oder der Startschuss für eine humanere europäische Politik gegenüber Tausenden Afrikanern auf der Flucht?

20000 Flüchtlinge sollen in den vergangenen 20 Jahren im Mittelmeer an den Außengrenzen Europas ertrunken sein. Ihr Vergehen: Sie träumten von einem besseren Leben anstelle von Armut, Hunger, Klimakatastrophe. Klaus Töpfer vermutet, dass 18 Millionen Klimaflüchtlinge über unseren südlichen Nachbarkontinent irren. Den Klimawandel aber haben nicht die Afrikaner, den haben wir verursacht. Die 20000 sind nicht zufällig ertrunken, in Wirklichkeit haben wir sie ermordet. Zumindest sind wir mitschuldig wegen unterlassener Hilfeleistung.

Die Haltung gegenüber Flüchtlingen war Ende der Siebziger und Anfang der Achtziger noch anders, als sich die deutsche Zivilgesellschaft im Schulterschluss mit einigen mutigen Ministerpräsidenten – allen voran Ernst Albrecht (CDU) in Niedersachsen – für vietnamesische Boatpeople engagierte und durch Millionenspenden für ihre Rettung sorgte. Die beispielhafte Aktion initiierte der „Cap Anamur“-Gründer und Journalist Rupert Neudeck. Um das Schiff zu finanzieren, verpfändete er sein Privathaus, die Spenden flossen erst später.

Damals haben wir in „Report Baden-Baden“ mehrere Rettungsaktionen des „Schiffs für Vietnam“ gezeigt, und die ARD-Zuschauer spendeten spontan über 20 Millionen Mark. Damit konnten mehr als 10000 Boatpeople im Südchinesischen Meer gerettet und in Deutschland integriert werden. Diese Erinnerung steigt jetzt in mir auf, wenn ich die Berichte vom Papstbesuch in Lampedusa lese.

Damals ein „Schiff für Vietnam“ – warum jetzt kein „Schiff für Afrika“? Ich höre schon Kritiker sagen, dass die Lage diesmal eine andere sei: Es gehe nicht um 10000, sondern um Milliarden Flüchtlinge, und wir könnten doch nicht alle Afrikaner in Deutschland aufnehmen. Nein, das können wir nicht. Aber wer sagt denn, dass bald alle kommen? Und dürfen wir wenige verrecken lassen, nur weil wir uns vor vielen fürchten?

Der erste Papst aus Lateinamerika mit seiner Nähe zu den Armen sagte gleich auf seiner ersten Reise so eindringlich wie un-diplomatisch: „Wer ist der Verantwortliche für das Blut der Brüder und Schwestern? Niemand! Wir alle antworten so: Ich bin es nicht. Ich habe nichts damit zu tun.“ Der Papst bat um Vergebung für alle, „die mit ihren Entscheidungen auf globaler Ebene Situationen geschaffen haben, die zu solchen Dramen führen“.

Silvio Berlusconi ließ jahrelang die Flüchtlinge, die auf hoher See aufgegriffen worden waren, rücksichtslos nach Afrika zurückschicken oder gar absaufen. Es ist auch deutsche und europäische Schuld, dass diese Politik möglich wurde. Der Papst hingegen ruft, orientiert an Jesus und dessen Bergpredigt: Selig sind die Barmherzigen! Selig sind die Friedfertigen! Regierungschefs, die er bis jetzt getroffen hat, auch Angela Merkel, hat er mit der einen bohrenden Frage konfrontiert: Was tun Sie gegen Armut und Elend in Ihrem Land?

Zuletzt hielt er im Vatikan eine Rede zum Thema „Eine reiche Kirche ist eine alternde Kirche“. Dieser Papst wohnt noch immer im Gästehaus des Vatikans, er will sich nicht an den dortigen Protz und Prunk gewöhnen. Franziskus versucht in seinem Flüchtlingsengagement ganz einfach, seinen Jesus heute zu machen. Religion versteht er politisch-humanitär. Ein Papst, der seine Hände nicht in Unschuld waschen will.

Und wir? Die deutsche Gesellschaft und die Berliner Politik? Was heißt das für uns, Angela Merkel, Chefin der Partei mit dem C im Namen? Bei der Rettung und Integration der 10000 Boatpeople vor über 30 Jahren haben deutsche Unternehmer und Gewerkschaften, politische Jugendverbände und Kirchen, Politiker und Journalisten beispielhaft zusammengearbeitet. Warum sollte das jetzt nicht noch einmal klappen? Unvergesslich, wie vor vier Jahren Hunderte Vietnamesen im Hamburger Hafen einen Dankes-Gedenkstein einweihten und dabei sangen: „Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland“.

Wolfgang Schäuble hatte Tränen der Rührung in den Augen. Lampedusa ist bereits ein Leuchtturm der humanitären Hilfe. Er lindert die Not vieler Flüchtlinge. Viele Lampedusas in Deutschland und Europa könnten die Not von noch viel mehr Afrika-Flüchtlingen lindern. Ob sich Humanität in frommen Sprüchen verliert oder zur effektiven Hilfe wird, liegt auch an uns – an wem denn sonst?

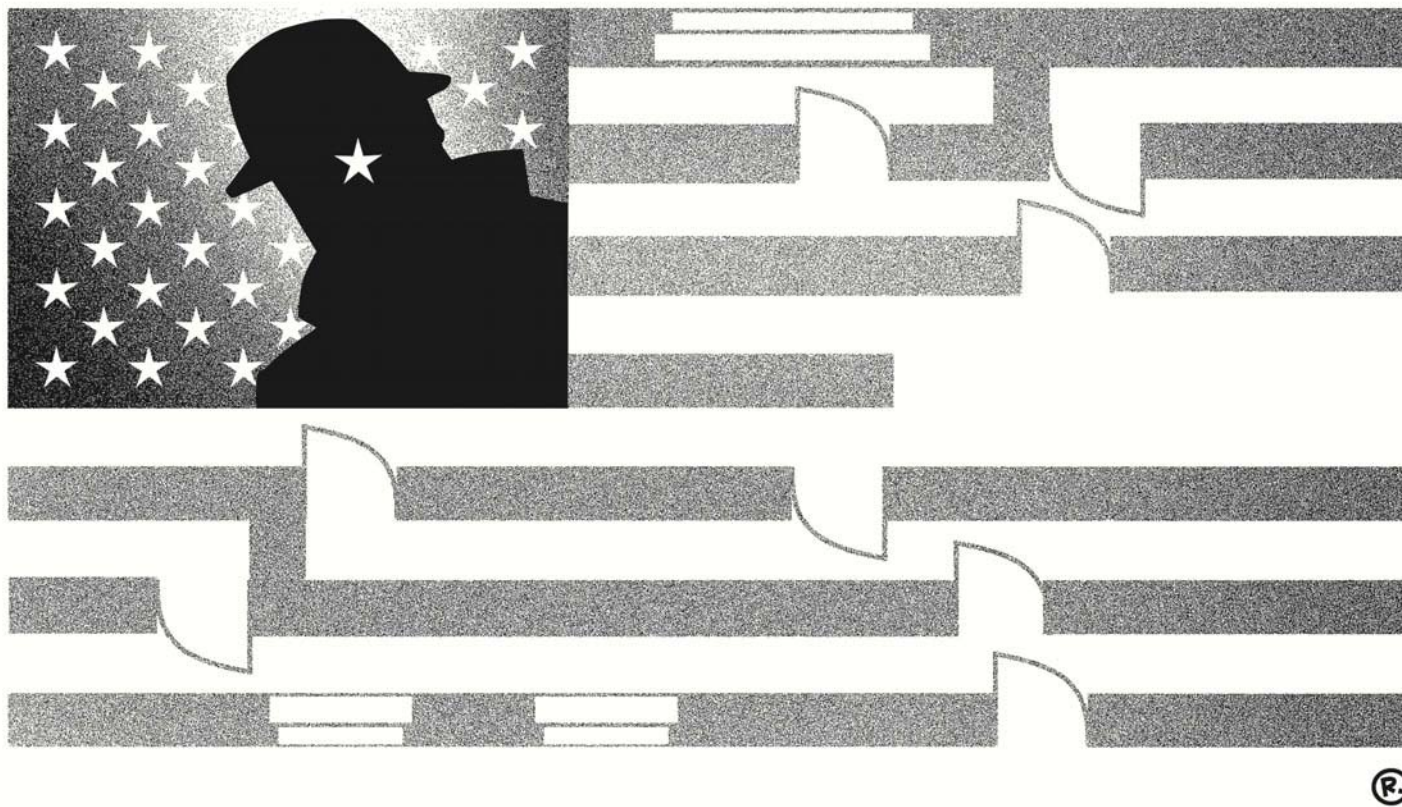


Papst Franziskus auf Lampedusa

Dürfen wir wenige verrecken lassen, nur weil wir uns vor vielen fürchten?



Alt, 74, moderierte 20 Jahre lang das Fernsehmagazin „Report“ und schrieb mehrere Bestseller insbesondere zu umwelt- und friedenspolitischen Themen. Der engagierte Katholik trat 1988 aus der CDU aus und steht heute den Grünen nahe.



THILO ROTHAKER FÜR DEN SPIEGEL

Nackt

HOMESTORY Wer in New York eine Wohnung mieten will, hat keine Angst mehr vor der NSA.

Ich ziehe in ein paar Tagen nach New York, und natürlich höre ich von meinen deutschen Freunden in diesem Zusammenhang viel über die furchtbaren Spitzel von der NSA. Da willst du hin? In diesen Überwachungsstaat? Ich bin gelassen. Ich habe schon einmal sieben Jahre lang in New York gelebt, sechs davon war George W. Bush Präsident. Es war trotzdem nicht schlecht. Vor allem aber habe ich in Amerika keine Geheimnisse mehr. Sie wissen alles über mich.

Das kam so.

Vor drei Wochen war ich in New York, um eine Wohnung zu suchen. Sie sollte möbliert sein, weil ich nur für ein Jahr bleibe. Das ist nicht einfach. Es gibt unfassbar viele Troddellampen in der Stadt, die niemals schläft, und auch sehr große Sofas, obwohl eigentlich nur wenig Platz ist in den New Yorker Apartments. Und dann gibt es Vermieter, die einem versprechen, dass sie bestimmte Sachen wegräumen werden, bevor man einzieht, aber man sieht in ihren Augen, dass alles beim Alten bleiben wird. Ich lief also ein paar Tage lang durch ver-rumpelte, aber sehr teure Wohnungen, bis ich schließlich einen Platz fand, von dem ich mir vorstellen konnte, mit meiner Familie ein Jahr lang dort zu leben. Die Wohnung hat drei Zimmer und befindet sich im siebten Stock einer ehemaligen Seifenfabrik, die am Brooklyn-Ufer des East River steht. Um ehrlich zu sein, befindet sich zwischen dem Ufer und

dem Haus noch eine Art Umspannwerk, aber wenn man aus einer bestimmten Position aus dem Fenster guckt, sieht man das Werk nicht, dafür aber die Manhattan Bridge und den Himmel.

Nach der Besichtigung wollten die beiden Maklerinnen noch einen Kaffee trinken. Sie hießen Victoria und Christina und waren, wie sich herausstellte, Mutter und Tochter. Christina hatte einst Psychologie in Kalifornien studiert, Victoria arbeitete nebenbei als Stand-up-Comedian in New York. Das war nicht unsympathisch. Ich erzählte ein bisschen aus meinem Leben. Irgendwann zog Victoria ein iPad aus ihrer Handtasche und begann Stichworte für eine Kurzbiografie zu tippen. Meine Kurzbiografie. Das sei notwendig, um die Eigentümerversammlung des Wohnblocks davon zu überzeugen, dass anständige Leute bei ihnen einziehen. Keine große Sache, sagte Victoria. Christina nickte.

Klar, sagte ich.

Ein paar Stunden später, als ich im Hotel ankam, hatte ich bereits mehrere Nachrichten auf meiner Mailbox. Sie klangen nicht mehr ganz so entspannt. Es gebe mehrere Interessenten für die Wohnung, sagte Victoria. Deshalb sei es wichtig, bei der Eigentümerversammlung einen sehr guten Eindruck zu hinterlassen. Ich solle Referenzen von New Yorker Bekannten beibringen, die bezeugen könnten, dass ich ein vorbildlicher

Mensch sei. Zwei wären gut, besser drei. In einer weiteren Nachricht forderten sie die Stellungnahme meiner vorherigen Vermieter ein. Sie sollten möglichst detailliert darlegen, dass ich in den Jahren 1999 bis 2006 ein zuverlässiger New Yorker Mieter gewesen sei. Ich dachte kurz an das Vermieterehepaar McGuinness, das kurz nach der Jahrtausendwende von unseren Mietzahlungen ein ausschweifendes Leben auf Long Island führte.

In Amerika muss glücklicherweise niemand lange nachdenken, bis ihm etwas Positives zu dir einfällt. In Deutschland erinnert man sich eher an schwierige Phasen in deinem Leben. Meine New Yorker Freunde aber beschrieben mich und meine Familie in Worten, die mir die Tränen in die Augen trieben. Selbst die McGuinnesses, meine gierigen irischen Vermieter, lobten uns in höchsten Tönen. Dazu kam die Kurzbiografie der Maklerinnen, in der ich leuchtete wie ein goldener deutscher Prinz. Trotz meiner umfangreichen und interessanten Reise-tätigkeit für das größte Nachrichten-Magazin Europas fände ich ausreichend Zeit, mich um meine Frau und meine Kinder zu kümmern, stand da.

Das sollte genügen, um eine 70-Quadratmeter-Wohnung am Rande eines Umspannwerkes zu mieten, dachte ich.

Ich flog zurück nach Berlin, wo neue Nachrichten von Victoria und Christina auf der Mailbox warteten. Sie klangen besorgt. Die Eigentümerversammlung benötige finanzielle Bürgschaften und Kautionen von meinem Arbeitgeber, außerdem würden sie mir ein paar Dokumente schicken, die ich sorgsam ausfüllen und in dreifacher Ausfertigung an das Eigentümerboard schicken solle. Per FedEx. Der Papierstapel, der aus meinem Drucker quoll, war so dick wie das Manuskript der „Brüder Karamasow“. Sie verlangten eine lückenlose Aufstellung meiner Eigentumsverhältnisse. Aktien, Immobilien, Schulden, Unterhaltszahlungen. Sie wollten wissen, was ich in den vergangenen zehn Jahren bei meinem Arbeitgeber verdiente, sie wollten wissen, was ich bei meinem vorherigen Arbeitgeber verdiente, sie wollten wissen, wie viel Quadratfuß meine Berliner Wohnung habe, welches Auto ich fahre, wie der Kilometerstand sei und welchen Wiederverkaufswert es habe. Außerdem gab es ein paar verzwickte steuerliche Fragen, sie verlangten Auskünfte zu meinem strafrechtlichen Hintergrund, und dann sollte ich beschwören, dass es in der Wohnung, die ich für eine Viertelstunde besichtigt hatte, keine Bettwanzen gebe. Ich konnte mich kaum daran erinnern, dass es Betten gab, aber darauf kam es nicht mehr an. Ich leistete etwa fünfzig Unterschriften, zudem musste jede Seite mit meinen Initialen abgezeichnet werden.

Während ich das tat, riefen unentwegt Christina und Victoria an, immer abwechselnd. Ich hatte inzwischen vergessen, wie sie aussahen und wer von beiden Stand-up-Comedian war. Sie spielten good cop und bad cop mit mir. Ich schlief kaum und verließ meine Wohnung nur, um neue Druckerpatronen zu kaufen. Irgendwann verpackte der FedEx-Bote mein Leben und brachte es in die Neue Welt.

Zwei Tage lang herrschte Ruhe, dann meldeten sich die Maklerinnen des Teufels zurück. Sie konnten die Typenbezeichnung meines Berliner Autos nicht richtig lesen, auf ein paar Seiten fehlten meine Initialen, außerdem brauchte die Eigentümerversammlung dringend die Grundbucheinträge des Wohnhauses in Berlin-Prenzlauer Berg, in dem wir leben. Sie wollten wissen, wann ich bereit sei, vor der Eigentümerversammlung zu erscheinen, um meine Bewerbung zu verteidigen. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, mich um Asyl zu bewerben. Das Letzte, was ich vor einer Jury verteidigt hatte, war meine Diplomarbeit. Damals stand die Mauer noch. Es ging um Glossen im sozialistischen Journalismus. Bestimmt wollten sie davon auch bald eine Kopie haben. Die Seifenfabrik sah in meiner Erinnerung inzwischen aus wie der glänzende NSA-Würfel.

Victoria und Christina müssen das gespürt haben. Sie schickten eine aufmunternde Mail. „Wir sind auf der Zielgeraden, Alex“, schrieben sie. Mein Auftritt vor der Eigentümerversammlung sei vielleicht nicht nötig, wenn ich die fehlenden Unterlagen schicke. Der FedEx-Bote erschien wieder.

Ich vertraute ihm meine letzten Geheimnisse an. Ich war jetzt nackt.

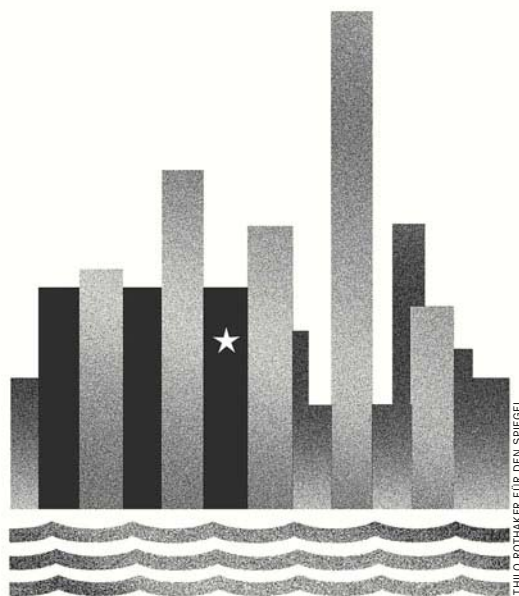
Fast nackt.

Zwei Tage später kamen weitere Dokumente, irgendetwas mit Brandschutz und Waffen. Ich unterschrieb alles wie im Fieberwahn. Am Ende blieb eine Frage. Sie wollten Art und Größe unseres Haustiers wissen. „Katze“, „mittelgroß“ schrieb ich in das Formular. Ich spürte ein seltsames Bedauern, als ich auf meine letzten Worte schaute. Ich hätte gern mehr über unseren Kater erzählt. Er ist 17 Jahre alt und stammt aus Eberswalde. Er hat wie wir sieben Jahre in New York verbracht. Er kennt die Stadt. Er hat dort den 11. September 2001 erlebt. Er ist ein deutsch-amerikanischer Kater. Er heißt Willy und weiß, dass man seinen Namen in Amerika mit weichem W ausspricht. Er hatte einen Freund im Hinterhof, einen rothaarigen Kater namens Pepper, der unserem Nachbarn Mike gehörte, der an Feiertagen eine riesige amerikanische Flagge hisste. Willy ist

ein vorbildlicher Gast. Am Ende hatte ich das Bedürfnis, das alles mit den zwölf Geschworenen der Seifenfabrik zu teilen. Sie hatten mich so weit. Und womöglich ging es genau darum.

Eine Woche später schrieben Christina und Victoria: „Herzlichen Glückwunsch, Alex. Ihr habt die Wohnung. Wann überweist ihr die Miete?“ Es war das erste Mal seit langer Zeit, dass ich wieder an die Miete dachte. Neben meinen vorbildlichen Eigenschaften bringe ich nämlich auch jede Menge Geld in die Seifenfabrik ein. Die Miethöhe verrate ich lieber nicht.

ALEXANDER OSANG



Der Papierstapel war so dick wie das Manuskript der „Brüder Karamasow“.



BAUMÄRKTE

Insolvenz als Chance

Im Management von Praktiker sieht man die Pleite der Baumarktkette als Chance für einen Neustart. „Die Insolvenz ist ein wirklicher Schritt nach vorn“, heißt es im Konzern. So plane man, alle funktionierenden Praktiker-Filialen in den von der Insolvenz ausgenommenen Max-Bahr-Geschäftsbereich zu integrieren. Ziel sei ein „Kern-Max-Bahr“ mit 180 bis 200 Filialen und einem Umsatz von 1,5 Milliarden Euro. Die Marke

Praktiker werde damit wohl verschwinden, alles andere ergebe keinen Sinn. Derzeit arbeite die Unternehmensspitze noch an einem Konzept, glaube aber, genügend Kapital für den Neuanfang bekommen zu können. Durch die Insolvenz könne man sich nun von den Problemen befreien, die eine Sanierung bisher so schwierig machten. Dazu zählen aus Management-sicht neben der vielbeschriebenen Rabattstrategie die alten Mietverträge mit viel zu hohen Mieten. Außerdem habe der Sanierungstarifvertrag „überhaupt keine Flexibilität“ zugelassen. Derzeit gibt es 132 Max-Bahr-Baumärkte. Ob das Management diese Pläne auch umsetzen kann, wird allerdings erst der Verlauf des Insolvenzverfahrens zeigen.

EDV

IT-Experten müssen umlernen

Die EDV-Experten deutscher Unternehmen sind für die Zukunft denkbar schlecht gerüstet. Bereits 2020 werden 60 Prozent aller IT-Ausgaben in die Entwicklung von Vertriebsangeboten und neuen Kundenkonzepten fließen, so eine Studie der Unternehmensberatung A. T. Kearney. Doch für so komplexe Anforderungen fehle in den meisten EDV-Abteilungen das Fachwissen. Sie seien bislang vor allem damit beschäftigt, innerhalb des eigenen Unternehmens für den reibungslosen Ablauf der Netzwerke zu sorgen. Die rund 136 000 IT-Mitarbeiter müssten umschulen, den Job wechseln oder für externe Dienstleister arbeiten.



GEWERKSCHAFTEN

IG Metall will Rot-Grün

Eigentlich hatten sich die großen DGB-Gewerkschaften wie IG Metall, Ver.di, IG Bau oder die NGG darauf verständigt, keine parteipolitische Wahlempfehlung für die Bundestagswahl auszusprechen. Nun aber schert die IG Metall aus und gibt – wenn auch etwas

verdrückt – doch eine Empfehlung ab. Verpackt wird der Ratschlag in der Forderung nach Einführung eines branchenübergreifenden gesetzlichen Mindestlohns. „Ohne einen Regierungswechsel im September ist das nicht zu machen“, sagt IG-Metall-Vorstandsmitglied Helga Schwitzer. „Wer den gesetzlichen Mindestlohn will, darf am Wahltag nicht zu Hause bleiben.“ Auch wenn die IG Metall nicht explizit zur Wahl einer Partei aufruft, ist klar, dass sie damit für Rot-Grün kämpft. Denn die Koalition aus CDU/CSU und FDP lehnt einen solchen Mindestlohn kategorisch ab. Hintergrund für die Empfehlung ist eine Umfrage der Gewerkschaft unter mehr als einer halben Million Beschäftigten der Branche: 67 Prozent sprachen sich für einen Mindestlohn von mindestens 8,50 Euro aus. Derzeit arbeiten mehr als sechs Millionen Menschen für weniger als 8,50 Euro brutto die Stunde.

DEUTSCHE BANK

Netzwerker Jain

Der Co-Chef der Deutschen Bank, Anshu Jain, strickt an seinem Netzwerk: Er hat das Kuratorium der Alfred Herrhausen Gesellschaft neu besetzt, die nach dem 1989 ermordeten damaligen Bankchef benannt ist und sich dem internationalen gesellschaftlichen Dialog verschrieben hat. Die Chefs der Deutschen Bank nutzen das Forum jedoch auch stets, um selbst Kontakte in alle Teile der Gesellschaft zu pflegen. Jain sitzt dem Kuratorium vor und tauscht sich dort künftig beispielsweise mit Springer-Chef Mathias Döpfner aus. Der Medienmann hatte Jain bereits zu einer Kostümparty anlässlich seines Geburtstags eingeladen. Ebenfalls neu in das Kuratorium zieht Lady Lynn Forester de Rothschild ein, die Adlige ist unter anderem Direktorin des Wirtschaftsmagazins „Economist“. Auch die Vertreter aus der Politik hat Jain mit Bedacht

gewählt. Für die Bundesregierung hält Wirtschaftsstaatssekretärin Anne-Ruth Herkes die Stellung. Der SPD nähert sich Jain über den Ökonomen Henrik Enderlein, der die Parteispitze berät. Aber auch international pflegt Jain Kontakte. So hat er Lord Peter Mandelson in das Kuratorium geholt, Abgeordneter im britischen Oberhaus

und einst EU-Handelskommissar. Aus den USA kommt Craig Kennedy, Präsident der amerikanischen Stiftung German Marshall Fund, aus China Wu Jianmin, der als inoffizieller Botschafter der Volksrepublik gilt. Und dann ist da noch Alt-Unternehmensberater Roland Berger – gewissermaßen die ganze Deutschland AG in einer Person.



THOMAS TRUTSCHEL / PHOTOTHEK VIA GETTY IMAGES

SOZIALES

Mütterrente bremst Rentenerhöhung

Die Unions-Pläne für höhere Mütterrenten könnten in Zukunft alle Rentner belasten. Denn wenn CDU und CSU ihr Wahlgeschenk tatsächlich einführen sollten, würden künftige Rentenerhöhungen automatisch geringer ausfallen. Grund für den paradoxen und bislang unbemerkten Effekt ist die komplizierte Rentenformel: Die Milliarden für die Mütterrente würden sowohl den Beitragssatz als auch die Ausgaben der Sozialversicherung in die Höhe treiben. Durch den mathe-

matischen Mechanismus der Formel mindern beide Effekte aber die allgemeine Rentenanpassung. Das hat die Rentenversicherung nun mit konkreten Schätzungen belegt: Im ersten Jahr der Einführung soll die Mütterrente nach Angaben der Union 6,5 Milliarden Euro pro Jahr kosten. Allerdings schätzt die Rentenkasse, dass diese Kosten bis 2030 auf rund 8 Milliarden Euro jährlich steigen. Die Rentenerhöhung würde dann um einen ganzen Prozentpunkt reduziert. Dadurch spart die Sozialkasse jedoch wieder drei Milliarden Euro ein. Netto bliebe durch die Mütterrente also eine Belastung von fünf Milliarden Euro. Der Rentenbeitragssatz müsste demnach rechnerisch im Jahr 2030 um 0,4 Prozentpunkte steigen.

UNTERNEHMENSBERATER

Poker um Berger-Anteile

Die Verhandlungen über einen möglichen Verkauf der drittgrößten deutschen Unternehmensberatung Roland Berger ziehen sich hin. Bis vor kurzem wurde erwartet, dass die 240 Partner noch im Juli entscheiden, ob sie mit einer der drei großen internationalen Wirtschaftsprüfungsgesellschaften zusammengehen wollen – und, wenn ja, mit welcher. Sowohl PricewaterhouseCoopers als auch Wettbewerber wie Ernst & Young und Deloitte hatten im Frühjahr Interesse an einer Kooperation oder gar Fusion mit Roland Berger bekundet. Ein Beschluss sollte eigentlich schon beim turnusmäßigen Jahrestreffen der Berater am Mittwoch nächster Woche in Frankfurt am Main fallen. Doch Unternehmenschef Burkhard Schwenker hat das Thema nun kurzfristig von der Tagesordnung gestrichen und die Entscheidung auf Herbst verschoben. Es gebe noch Klärungsbedarf über Form und Details der geplanten Zusammenarbeit, teilte er seinen Kollegen in einer Rundmail vor wenigen Tagen mit. Alle drei Interessenten, beruhigt Schwenker seine Partner, seien „an einer Bündelung der Kräfte mit uns“ nach wie vor „hoch interessiert“.



Rentnerinnen

FRANKA BRUNS / CARO

Gefährliche Altlast

Der Bergbaukonzern RAG füllte viele Jahre lang giftige Asche und Filterstäube aus Müllverbrennungsanlagen in seine Bergwerke. Anwohner und Landwirte befürchten eine Verunreinigung des Grundwassers und des Bodens.

Montag, 10. Mai, dritte Abfahrt an der L 736 hinter Lünen: Andreas Schön steuert seinen Transporter mit der Aufschrift „NRW-Umwelttechnik“ im Schrittempo durch meterhohes Gras und Gestrüpp. Ziel des Chemikanten ist das Ufer der Lippe und dort ein etwa zwei Meter großes Abwasserrohr, aus dem sich an diesem Morgen Tausende Liter einer übelriechenden grauen Brühe direkt in den Fluss ergießen.

Mit einem langen Teleskopstab nimmt Schön mehrere Proben aus der Betonröhre. Im Transporter wird das Wasser geschüttelt, gequirt und schließlich in zwei große, braune Flaschen gefüllt. Aufschrift: „Amtliche Wasserprobe“.

Noch am gleichen Tag bringt Schön die Flaschen weiter zu einem externen Großlabor, wo das Wasser untersucht wird. Viermal im Jahr, so der Mitarbeiter der NRW-Umweltbehörde, wiederhole sich die Prozedur. Und das aus gutem Grund. Das stinkende Wasser stammt aus den

Kohlegruben der RAG. Dort wird es in mehr als tausend Meter Tiefe gesammelt und mit Hilfe riesiger Pumpen an die Oberfläche transportiert (siehe Grafik). Das ist nötig, damit die Kohleschächte, die sich unterirdisch durch das gesamte Ruhrgebiet ziehen, nicht absaufen. Und es ist nötig, um darüber liegende Trinkwasserreservoirs nicht zu kontaminieren.

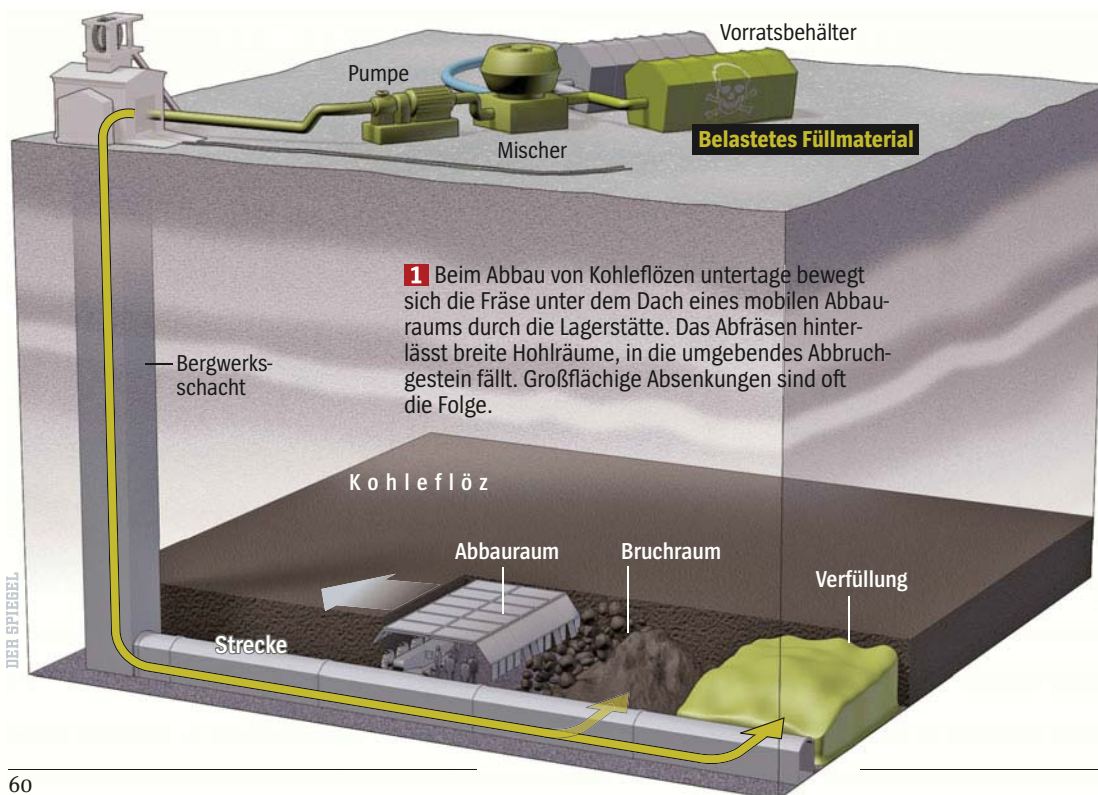
Denn das Grubenwasser aus den Kohlebergwerken ist nicht harmlos. „Es ist übelriechend, sauer und extrem salzhaltig“, erklärt Schön. Und möglicherweise noch viel mehr.

Weitgehend unbemerkt von der breiten Öffentlichkeit hatte der Bergwerkskonzern RAG in den neunziger Jahren im großen Stil hochgiftigen Sondermüll in seine ausgekohlten Zechen gefüllt. Es geht um Hunderttausende Tonnen, wie bislang nicht zugängliche Genehmigungs- und Betriebsunterlagen belegen.

Danach vermischte der Konzern von 1993 bis etwa 1998 mehr als 600 000 Ton-

nen zum Teil hochtoxische Filterstäube und Asche aus Müllverbrennungs- und Industrieanlagen zu breiigen Massen und pumpte sie, verteilt über vier Bergwerke in Nordrhein-Westfalen, tief unter die Erde. Allein in der Zeche „Monopol“ bei Bergkamen liegen in Tiefen von 800 bis 1000 Metern über 160 000 Tonnen des brennenden Gemischs. Es enthält giftige Schwermetalle wie Blei, Cadmium und Quecksilber, Fluoride aus der Metallverarbeitung, Arsen und das gefährliche Seso-Dioxin.

„Da unten tickt eine gigantische Zeitbombe“, warnt Dirk Jansen vom Bund für Umwelt und Naturschutz (BUND) in Düsseldorf. Denn wenn der Bergbau in viereinhalb Jahren ausläuft, will die RAG zahlreiche Pumpen abstellen, um einen Teil der sogenannten Ewigkeitskosten von jährlich mehr als 200 Millionen Euro einzusparen. Der Wasserspiegel soll in manchen Gebieten schrittweise wieder auf normalere Höhen ansteigen. Spätes-



Riskante Verplombung

Die Bruchhohlraumverfüllung im Untertagebergbau

Die Bruchhohlräume lassen sich mit einem speziellen Verfahren verfüllen. Dabei werden Wasser, Sand und andere Stoffe gemischt. Die schlammige Masse pumpt man über den Bergwerksschacht hinunter in den Bruchraum. Das Verfahren wurde auch genutzt, um Problemabfälle, etwa giftige Stäube aus der Müllverbrennung, in der Tiefe des Bergwerks zu entsorgen. Kritiker sehen langfristig Gefahren fürs Trinkwasser.



Zeche „Monopol“ bei Bergkamen

ANDREAS HUB / LAIF



ANDY SPYRA / DER SPIEGEL

Umwelttechniker Schön (r.), Kollege*: Alles andere als harmlos

tens dann kämen die mit Müll verfüllten Strecken in Kontakt mit Wasser.

Mit dem Anstieg des Grubenwassers, warnt der auf Bergschäden spezialisierte Wissenschaftler Axel Preuß von der Hochschule Aachen, bestehe die Gefahr der „Kontamination des Grundwassers und der Oberfläche“. Eine vorherige „Risikoanalyse“, so der Wissenschaftler, sei dringend geboten.

Die haben besorgte Anwohner und Landwirte für ihre Grundstücke bereits in Angriff genommen. Auf eigene Kosten ließen sie Boden- und Wasserproben von Sachverständigen analysieren. Die Befürchtung: Aufdrückendes Wasser in Verwerfungen und Rissen könnte bereits heute Gift an die Oberfläche spülen.

An verschiedenen Orten wurden Fluoride, Schwermetalle und Dioxin gefunden. Auch ein Bach, dem Proben entnommen wurden, ist mit Schadstoffen belastet, heißt es in den Gutachten.

Ein Beweis ist das nicht. Schwermetalle und Dioxine können – gerade im hochindustrialisierten Ruhrgebiet – auch über andere Wege, wie die Luft, in die Böden gelangt sein. Außerdem sind die Konzentrationen gering. Doch Gutachten und Unterlagen reichten aus, um den in Nordrhein-Westfalen zuständigen Umweltminister Johannes Remmel (Grüne) in Alarmbereitschaft zu versetzen.

Remmel hat bereits erste Informationen von beteiligten Behörden und Ämtern angefordert. Er sei, sagt der Minister, „tief besorgt, dass diese Altlast der Vergangenheit uns jetzt wieder einholen könnte“. Der Sachverhalt müsse schnellstens aufgeklärt werden, wenn nötig müssten die damaligen Akteure Gegenmaßnahmen einleiten.

Das sei überflüssig, beschwichtigen RAG und die zuständige Behörde in Dortmund unisono. Eine Gefährdung bestehe nicht. Der Sondermüll sei in den neunziger Jahren nach Genehmigung und ausgiebiger Prüfung in mehreren hundert Meter Tiefe durch ein aufwendiges Spezialverfahren völlig sicher eingeschlossen worden. „Ein Austreten der Stoffe ist vollkommen ausgeschlossen“, beteuert der damals verantwortliche Dezernatsleiter und heutige Sprecher der Behörde, Andreas Nörthen.

Doch daran gibt es inzwischen Zweifel. Schon die Grundannahme der Genehmigung, wonach zwischen den Kohlebergwerken und den darüber liegenden Grundwasserschichten eine „hydrologische Undurchlässigkeit“ bestehe, also kein Wasser aufsteigen kann, sei aus heutiger Sicht „nicht mehr zu halten“, heißt es in einem gerade fertiggestellten Gutachten. Die Genehmigung sei zudem in großen Teilen nicht rechtskonform und hätte so nicht erteilt werden dürfen.

Geschrieben hat das Gutachten Harald Friedrich. Er war Ende der Neunziger im

* Bei der Entnahme einer Wasserprobe aus der Lippe.

NRW-Umweltministerium unter Bärbel Höhn (Grüne) als Abteilungsleiter für Abfall und Wasser zuständig und gilt als ausgewiesener Experte auf dem Gebiet. In Auftrag gegeben hat das Gutachten der 65-jährige Landwirt Hermann Schulze-Bergcamen.

Seit nunmehr 500 Jahren betreibt dessen Familie in Bergkamen Landwirtschaft. Zusammen mit seiner Frau und seinem Sohn baut der studierte Agrarwirt auf 180 Hektar Land Kartoffeln, Zwiebeln und andere Feldfrüchte an.

Seit Jahren liegt er dabei im Clinch mit dem Bergwerkkonzern RAG. Denn unter Schulze-Bergcamens Feldern wird seit vielen Jahrzehnten auch Kohle abgebaut. Dadurch ist der Boden um teilweise bis zu 30 Meter abgesackt (SPIEGEL 8/2013). An vielen Stellen haben sich Risse und Spalten in den Äckern gebildet, aus denen dann und wann – wie aus einer kleinen Quelle – Wasser an die Oberfläche tritt.

Eigentlich ist das nichts Ungewöhnliches, solche Vernäsungen treten in bergbaugeschädigten Regionen auf, und dass in diesen sogenannten Störhorizonten Ackerpflanzen schlechter wachsen, ist bekannt.

Doch der Landwirt beobachtete auf einigen Flächen ungewöhnliche Phänomene. Wo das Wasser austrat, wuchs nichts mehr. „Die Flächen sehen über Wochen aus, als wären sie verätzt oder vertrocknet“, sagt Schulze-Bergcamen.

Da ihm die Angelegenheit keine Ruhe ließ, machte sich der Bauer auf Ursachen-suche – bei Geologen, Politikern, der RAG und auch in der für den Kohleabbau zuständigen Behörde in Dortmund.

Immer wieder, sagt er, habe er Briefe an die Behörde geschrieben, gefragt und alte Genehmigungsunterlagen eingesehen. Schließlich kopierte ein Mitarbeiter ihm ganze Aktenstücke auf eine DVD und händigte sie dem Landwirt aus.

Das hätte er besser nicht getan. Denn auf dem Datenträger stieß Schulze-Bergcamen auf einen fast vergessenen Vorgang, der ihn fortan nicht mehr ruhen lassen sollte. Auf mehreren hundert Seiten ist ein Teil der Sondermüllentsorgung minutiös dokumentiert. „Was da im feinsten Amtsdeutsch niedergeschrieben ist“, sagt Gutachter Friedrich, sei „besorgniserregend“, es dokumentiere zugleich, wie „trickreich und geräuschlos RAG und Politik die Sondermüllentsorgung in die Bergwerke eingefädelt haben“.



Landwirt Schulze-Bergcamen: Keine Ruhe mehr gefunden

Versenkt wurden die Abfälle nämlich ohne die im Umweltrecht sonst üblichen öffentlichen Verfahren mit weitreichenden Ein- und Widerspruchsmöglichkeiten der Bürger. Möglich wurde das durch einen Trick, auf den sich RAG und die regierende SPD verständigt hatten. Danach wurde der „zu überwachende Sondermüll“ als „Wertstoff“ deklariert. Mit Asche und Stäuben aus der Müllverbrennung, so die Argumentation, ließen sich ausgezeichnet Hohlräume in ausgekohlten Bereichen des Bergwerks verfüllen.

Das Verfahren hatte die RAG bereits Ende der achtziger Jahre erprobt. Damals fing der Konzern an, tonnenweise Kohleasche aus eigenen Kraftwerken in den Bergwerken einzulagern. In oberirdischen Silos wurde die Asche mit Wasser und Sand zu einer Art Mörtel gemischt und dann über lange Rohre zur Verfestigung von Hohlräumen unter Tage gepumpt.

Unter Umweltaspekten galt das als unproblematisch, denn es wurden nur Stoffe zurück in das Bergwerk transportiert, die ursprünglich auch dort abgebaut wurden.

Was mit der Asche aus der Kohleverbrennung funktioniert, folgerte die RAG, müsse auch mit staubförmigen Industrieabfällen und Asche aus Hausmüll- und Sondermüllverbrennungsanlagen gehen. Denn mit denen hatte die in NRW regierende SPD damals ein Problem.

Um der Müllmengen im bevölkerungsreichsten Bundesland Herr zu werden, hatte sie in den Achtzigern zahlreiche Müllverbrennungsanlagen bauen lassen. Doch gestützt von den Grünen blockierten diverse Bürgerbewegungen erfolgreich den Bau von Sondermülldeponien. Die wurden für die giftigen Rückstände, die bei der Müllverbrennung anfallen, jedoch dringend gebraucht.

Genau das Problem könne sie lösen, versprach die RAG. Ganz nebenbei sicherte man dem Unternehmen auch noch einen Millionenmarkt. Denn für die Entsorgung der Filterstäube wurden damals bis zu 500 Mark pro Tonne gezahlt.

Wenig später lag dann noch eine von drei Hochschulprofessoren verfasste Machbarkeitsstudie vor. Die Verbringung toxischer Abfälle nach dem „Prinzip des vollständigen Einschlusses“, heißt es darin, sei unter bestimmten Voraussetzungen und in Tiefen ab 800 Metern unbedenklich.

Die SPD war begeistert und sorgte auch dafür, dass es mit dem damaligen Bundesumweltminister Klaus Töpfer (CDU) keine Probleme gab. Und da

der „Sondermüll“ nun auch offiziell zum „Wertstoff“ mutiert war, fiel er nicht unter das strenge Abfallrecht. Genehmigt wurde nach dem lascheren Bergrecht, zuständig war zudem das kohlefreundliche Wirtschaftsministerium.

Kommunale Parlamente wie Bergkamen oder Walsum wurden zwar über das Vorhaben informiert. Ein wirklich öffentliches Verfahren mit Auslegung der Pläne und Einspruchsmöglichkeiten aber gab es nicht. „Einwände und Bedenken wurden von RAG-Experten mit Verweis auf Studien und Gutachten einfach weggeschwächt“, erinnert sich Rechtsanwalt Klaus Friedrichs, damals für die SPD im Kommunalparlament in Vörde.

Diese Erfahrung machte auch Friedrich Ostendorff. Der Biolandwirt und heutige Bundestagsabgeordnete saß damals als einziger Grüner als „sachkundiger Bürger“ im Rat von Bergkamen. In Bezug auf die Kohle, sagt er, herrschte zu jener Zeit ein ganz anderer Wind. „Die RAG und die Kohlearbeitsplätze waren sakrosankt. Vieles wurde totgeschwiegen, auch wenn uns allen nicht wohl war bei dem, was fortan in den Zechen passierte.“

Denn ab 1994 rollten Spezialtransporter auf die Zechengelände und befüllten mit Hilfe von Pumpen große Silos mit den gefährlichen Stäuben. In Rührwerken wurde der Abfall gemischt und über Roh-

re und Schläuche direkt in das Bergwerk gepumpt. Und zwar genau dorthin, wo gerade mit großen Kohlehobeln abgebaut wurde, in das sogenannten Flöz.

Durch zusammenbrechende Tonschichten und Geröll, so die Theorie, würde das Gemisch extrem zusammengepresst. Die ausgehärtete Masse binde den Staub und sei durch den Druck des Gebirges und den sie umschließenden Ton völlig wasserdicht abgeschlossen.

Außerdem wurden die Bereiche nach Beendigung des Abbaus mit Dämmen abgedichtet. „Ein Austreten von Dioxin oder anderen Giften ist somit unmöglich“, sagt Behördenmann Nörthen. Stichproben hätten die theoretischen Annahmen der Studie damals bestätigt.

Prüfen kann man das nicht mehr. Denn einen Zugang zu den Stollen in 800 bis 1000 Meter Tiefe gibt es nicht, Bohrungen wären extrem aufwendig und teuer.

Augenzeugenberichte von damals jedoch nähren Zweifel. So war Gutachter Friedrich 1998 in einer Zeche, in die Sondermüll verfüllt wurde. Über Hunderte Meter, erinnert er sich, hätten sich riesige Lachen auf dem Boden gebildet. „Die ganze Brühe war so flüssig, dass ich mir nicht vorstellen konnte, dass sie jemals aushärten könnte“, sagt Friedrich.

Der Abteilungsleiter alarmierte umgehend auch seine Chefin Bärbel Höhn. Sie war 1995 als erste grüne Umweltministerin in NRW angetreten. Doch im Bereich des Bergbaus war die Grüne machtlos. „Die ganze Aktion war bewusst an uns vorbeigesteuert worden“, ärgert sich Höhn noch heute. „Detaillierte Informationen über Stoffe, Giftigkeit und Mengen wurden uns vorenthalten.“ Nur über Teilaspekte sei sie informiert worden.

Von etwa 1998 an fuhr die RAG die Mengen dann herunter, weil die Preise für die Entsorgung von Sondermüll ge-

sunken waren. Außerdem, sagt RAG-Chefmarktscheider Peter Fischer, habe sich der erhoffte Effekt, nämlich weniger Senkungen an der Oberfläche, nicht eingestellt.

Endgültig verboten wurde die Verbringung von Sondermüllmengen wenige Jahre später, als die Grünen im Bund mit Jürgen Trittin den Umweltminister stellten. Die Begründung: Anders als RAG und Bergbaubehörden es darstellten, könne nicht ausgeschlossen werden, dass giftige Stäube mit „Gruben- und Grundwasser in Kontakt geraten könnten“.

Zwischen 600 000 und 700 000 Tonnen waren bis dahin in die NRW-Kohlebergwerke verbracht worden. Zudem liegen dem SPIEGEL mehrseitige Listen vor, wonach bereits Anfang der neunziger Jahre tonnenweise Fässer auch mit „flüssigen Industrieabfällen“ unter Tage gebracht wurden. Laut RAG handelt es sich nicht um Fremdadfall, sondern um eigenen „Müll des Industriebetriebes RAG“, der nach Berggesetz unter bestimmten Bedingungen „dort gelagert werden“ durfte.

„Detaillierte Informationen über Stoffe, Giftigkeit und Mengen wurden uns vorenthalten.“

Experten und Anwohnern wie Schulze-Bergcamen bereitet dies alles nun zunehmend Sorgen. Im Gegensatz zu RAG und Behörde ist der Landwirt davon überzeugt, dass in der Nähe seiner Felder schon heute kontaminiertes Wasser aus tiefen Schichten des Bergbaus an die Oberfläche kommt. Verdächtige Parzellen nutzt der Bauer deshalb seit Monaten nicht zum Anbau von Nutzpflanzen.

Eine überflüssige Maßnahme, sagen RAG und Bergaufsicht. Die Strecken seien mit Dämmen abgeschlossen. Außerdem fließe Wasser nun einmal nach unten. So lange in 1000 Meter Tiefe abgepumpt werde, sei ein Ausbruch von Grubenwasser an der Oberfläche ausgeschlossen. Auch bei geplanten Anhebungen des Grubenwasserspiegels, sagt Fischer, halte man noch erhebliche Abstände zu Grundwasser führenden Schichten ein.

Die von Schulze-Bergcamen beauftragten Sachverständigen fanden in den Boden- und Wasserproben jedoch Schwermetalle, Fluoride und selbst Dioxin in geringen Konzentrationen. Zudem ist ein kleiner Bach in der Nähe seiner Felder stark versalzen, das Wasser darf laut Gutachten nicht zum Bewässern von Feldern genutzt werden. In den Wasserproben entdeckten die Experten zudem Kohlenwasserstoffe, wie sie so auch in den Grubenwässern der Zeche vorkommen.

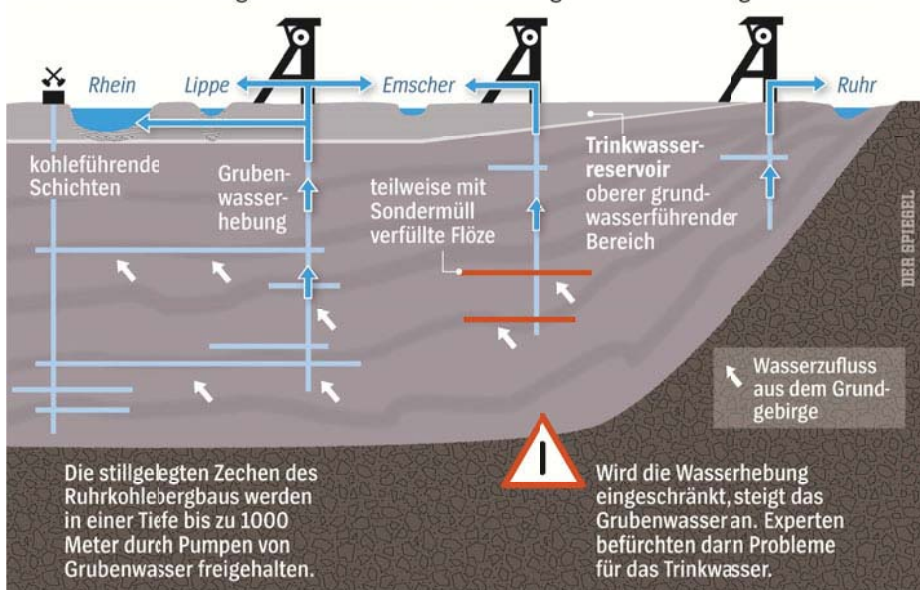
Das alles, erklärt Friedrich, sei zwar noch kein Beleg dafür, dass wirklich Wasser aus dem Bergwerk an die Oberfläche kommt. Aber es sei Anlass genug, den gesamten Vorgang der Sondermüllverbringung einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. Die Behörden müssten handeln, sagt Friedrich. Das fordert auch BUND-Experte Jansen. Vor wenigen Wochen erst seien aufwendige Untersuchungen zum Thema Fracking, einer Methode zur Förderung von Erdgas aus Schiefer und tiefen Gesteinsschichten, abgeschlossen worden, sagt der Experte. Die Ergebnisse seien eindeutig: Über Erdschichten, -sprünge und Röhren könne Wasser auch aus tiefen Erdschichten aufsteigen. Einen sicheren Verschluss von Röhren oder Bohrlöchern gebe es nicht.

Die Tatsache, dass die RAG nun auch noch erwägt, das Grubenwasser ansteigen zu lassen, sei eine ernste Gefahr. Genau wie Friedrich fordert Jansen eine neue wissenschaftliche Gefahrenanalyse und ein Programm, bei dem regelmäßig Boden- und Wasserproben genommen werden, um Veränderungen zu erkennen.

Vorgesehen ist so etwas bislang erstaunlicherweise nicht. Die Untersuchungen des Grubenwassers durch NRW-Chemikant Schön sind bei näherem Hinsehen eher unvollständig. Gemessen wird lediglich der Salzgehalt des Wassers, einige Schwermetalle und Standardparameter. Spezielle Untersuchungen von „Teilströmen des Grubenwassers“ oder des Bodens auf andere eingebrachte Schadstoffe wie Arsen oder Dioxin gibt es nicht. Dafür haben die Beamten eine aus ihrer Sicht schlüssige Begründung: Hätte eine auch nur theoretische Gefahr bestanden, dass Schadstoffe austreten können, wäre in den Neunzigern keine Genehmigung für die Einlagerungen erteilt worden. Da sie jedoch erteilt worden sei, so die Logik der Bergaufsicht, reichten die durchgeführten Prüfungen aus.

FRANK DOHMEN, BARBARA SCHMID

Gift marsch! Mögliche Gefahren bei der Änderung der Wasserhaltung im Ruhrrevier





HSBC-Filiale in Genf

STEUERFLUCHT

„Von oben abgesegnet“

Der ehemalige HSBC-Mitarbeiter Hervé Falciani will beweisen, dass die Banken systematisch Steuerhinterziehung begünstigen, um sich auf Kosten der Gesellschaft zu bereichern.

Falciani beging den wohl folgenschwersten Bankdatenraub der Geschichte. Ende 2008 setzte sich der IT-Spezialist und damalige Mitarbeiter der Genfer HSBC-Filiale nach Frankreich ab, mit Daten von rund 130 000 Kunden der britisch-asiatischen Großbank im Gepäck. Unter Frankreichs damaliger Finanzministerin Christine Lagarde wurden Auszüge der Daten an Behörden anderer Länder weitergegeben. Mit Hilfe der Informationen wurden Hunderte Steuerbetrüger enttarnt, unter ihnen die spanische Bankiersfamilie Botín. In Griechenland verschwanden die oft als „Lagarde-Liste“ bezeichneten Daten in einer Schublade, im Zuge der Schuldenkrise kamen sie wieder ans Licht und sorgten für Schlagzeilen. Falciani, 41, kooperierte auch mit den amerikanischen Behörden. Wegen der Verwicklung in Geldwäsche im Zusammenhang mit Drogenhandel und Terrorfinanzierung musste HSBC in den USA 1,9 Milliarden Dollar zahlen. Falciani wurde vergangenes Jahr in Barcelona verhaftet. Nachdem ein spanisches Gericht die Auslieferung des Italo-Franzosen an die Schweiz verweigerte, kehrte

er vor wenigen Wochen nach Frankreich zurück, wo jetzt Untersuchungsrichter neue Ermittlungen gegen HSBC aufgenommen haben. Der SPIEGEL traf den Mann mit den schwarzen Locken in einem Café in der Nähe der Place d'Italie. Er trägt jetzt Bart und wird begleitet von drei Bodyguards mit dunklen Sonnenbrillen. Er werde von der Schweiz noch immer per internationalem Haftbefehl gesucht, sagt Falciani.

SPIEGEL: Herr Falciani, Sie sind seit Jahren auf der Flucht, weil Sie Daten gestohlen und damit gegen das Schweizer Bankgeheimnis verstoßen haben sollen. Sie belasten Steuerhinterzieher und Banken schwer. Fühlen Sie sich seelenverwandt mit dem ehemaligen US-Geheimdienstmitarbeiter Edward Snowden?

Falciani: Ja, ich habe sogar versucht, Kontakt zu ihm aufzunehmen. Es ist wichtig, dass es Menschen wie Edward Snowden gibt, die die Wahrheit sagen und auf systemische Missstände hinweisen. Man kann die Frage stellen, ob wir Geheimdienste brauchen. Ich denke, ja. Aber was wir sicher nicht brauchen, sind

Regierungen, die uns sagen, was gut für uns ist.

SPIEGEL: Ihre Vorwürfe richten sich gegen das Bankensystem. Warum haben Sie überhaupt für die Branche gearbeitet?

Falciani: Ich bin in Monaco aufgewachsen, in dem Umfeld war es naheliegend, in die Finanzbranche zu gehen. Als ich jung war, dachte ich, Banken seien dazu da, das Vermögen von Leuten zu schützen, die sich berechnete Sorgen darum machen, etwa weil sie Erfahrungen mit dem Kommunismus gemacht haben. Bei HSBC habe ich schnell gelernt, dass es um etwas anderes geht.

SPIEGEL: Und zwar?

Falciani: Banken wie HSBC haben ein System aufgebaut, um sich auf Kosten der Gesellschaft zu bereichern, indem sie Steuerhinterziehung begünstigen und bei der Geldwäsche behilflich sind.

SPIEGEL: Sie haben sich vergangenes Jahr in Spanien verhaften lassen, weil Sie glaubten, im Gefängnis sicherer zu sein. Seit ein paar Wochen sind Sie wieder in Frankreich. Fühlen Sie sich hier sicher?

Falciani: Die neue französische Regierung hat beschlossen, bei der Bekämpfung von Korruption und Steuerhinterziehung ernsthaft mit mir zusammenzuarbeiten. Deshalb lebe ich gefährlich und brauche Schutz, den mir die Regierung nun gewährt.

SPIEGEL: Hat die vorherige Regierung nicht mit Ihnen kooperiert?

Falciani: Nicht ernsthaft. Sie war lediglich an den Namen einzelner Bankkunden interessiert. Aber Präsident Nicolas Sarkozy wollte die Korruption nicht bekämpfen, er wollte die Banken schützen.

SPIEGEL: Immerhin haben die Behörden in Spanien und Frankreich auf Basis der von Ihnen gelieferten Daten einige prominente Steuerhinterzieher entlarvt.

Falciani: Ja, aber bis heute ist nicht einmal ein Prozent der Informationen, die ich geliefert habe, ausgewertet worden – weil sich die Behörden nur für Kundennamen interessiert haben. Aber man kann mit Hilfe der Informationen das System offenlegen, das die Banken installiert haben, um Steuerbetrug und Geldwäsche zu ermöglichen. Mir ging es immer darum, auf das Verhalten der Banken aufmerksam zu machen, nachdem ich mit dem Versuch gescheitert war, es von innen zu verändern.

SPIEGEL: Die Bank bestreitet, dass Sie intern auf Missstände hingewiesen haben.

Falciani: Doch, das habe ich, aber vergebens. Die meisten Banken in der Schweiz haben zwar ein Whistleblower-Programm. Aber sie nutzen es, um die zu bestrafen, die davon Gebrauch machen.

SPIEGEL: Haben Sie Ihre Informationen auch deutschen Behörden angeboten?

Falciani: Ich habe schon vor drei Jahren meine Kooperation angeboten und über meinen Anwalt direkt Kontakt aufgenommen.

SPIEGEL: Und?

Falciani: Es ist nichts passiert.

SPIEGEL: Warum nicht?

Falciani: Das frage ich mich auch. Wir reden immerhin von insgesamt 127 000 Kunden und mehr als 300 000 Konten.

SPIEGEL: Wie viele davon kommen aus Deutschland?

Falciani: Das weiß ich nicht genau, die Zuordnung ist manchmal schwierig, weil die smartesten Kunden ihre Identität verschleiern. Aber es geht um mindestens tausend deutsche Kunden. Die Daten stammen von den HSBC-Standorten Zürich, Genf und Lugano. Vor allem aus Zürich wurden deutsche Kunden bedient.

SPIEGEL: Warum sollten die deutschen Behörden jetzt offener für eine Zusammenarbeit sein als vor drei Jahren?

Falciani: Ich hoffe es, weil Deutschland eine sehr wichtige Rolle im Kampf gegen Geldwäsche und Steuerhinterziehung spielt. Ich bin jetzt in viele Untersuchungen involviert und könnte auch für deutsche Ermittler hilfreich sein.

SPIEGEL: Viele Schweizer Banken bekennen sich nun zu einer Weißgeldstrategie. Sie beteuern, Kunden rauszuschmeißen, die ihre steuerliche Situation nicht bereinigen. Halten Sie den Wandel für glaubwürdig?

Falciani: Nein. Schon allein, weil sie im internationalen Wettbewerb stehen, werden die Banken vermögenden Kunden weitere Möglichkeiten bieten, dem Fiskus zu entkommen.

SPIEGEL: Die EU-Kommission strebt in Europa einen umfassenden automatischen Informationsaustausch an. Wie wirksam wäre eine solche Regelung, um Steuerhinterziehern und ihnen behilflichen Banken das Handwerk zu legen?

Falciani: Die Banken haben einen großen Selbsterhaltungstrieb und passen sich frühzeitig an neue Regeln an. Geld lässt sich gut verstecken. HSBC hat eine Strategieabteilung, die sich auch um solche Dinge kümmert. Die Banken schalten beispielsweise Zwischengesellschaften ein, manchmal mehrere Ebenen, und sorgen dafür, dass die Geschäfte nicht über ihre Konten laufen. Sie bieten den Kunden Nicht-Bank-Produkte an, etwa Lebensversicherungen, die allein auf Steuervermeidung abzielen, oder Gold, das sie gegen Gebühren in Schließfächern aufbewahren.

SPIEGEL: Welche Rolle spielen die Filialen von Schweizer Banken oder internationalen Großbanken wie HSBC in den Heimatländern der Hinterzieher?

Falciani: Gerade solchen systemischen Fragen wollen die Behörden in Frankreich

nun mit meiner Hilfe nachgehen. Es ist absolut unglaublich, dass ausländische Filialen nicht in das System der Steuerhinterziehung involviert sind. Sie laden ihre Kunden zu Sport- und Kultur-Events ein, dort treffen sie Intermediäre, die ihnen erklären, wie man Geld in die Schweiz schafft, ohne es physisch über die Grenze bringen zu müssen.

SPIEGEL: Wie kann man das Problem in den Griff bekommen?

Falciani: Es geht nur, wenn die Regierungen und Behörden weltweit kooperieren. Auch die Banken nutzen ja internationale Netzwerke. Wir aber mobilisieren die Ressourcen nicht, die wir haben. Die Bedeutung der Publikationen von Offshore-Leaks liegt darin, den Druck zu internationaler Kooperation zu verstärken.

SPIEGEL: Die Amerikaner gehen härter gegen Schweizer Banken vor. Sollte sich die EU daran orientieren?

Falciani: Auf den ersten Blick stimmt das, die Amerikaner haben beispielsweise gegen HSBC eine hohe Buße wegen Geldwäsche verhängt. Aber ich war überrascht, dass sie HSBC für „too big to jail“ hielten, sie schreckten davor zurück, Haftstrafen gegen Manager der Bank zu verhängen. Dabei ist schwer vorstellbar, dass das Top-Management nichts von der systematischen Beteiligung an der Geldwäsche wusste.

SPIEGEL: Warum nicht?

Falciani: Allein das IT-System GMIS, das eine Art doppelte Buchführung zur Verschleierung illegaler Einkünfte ermöglicht, kostet viele Millionen Dollar. Solche Investitionen werden von oben abgesegnet.

SPIEGEL: Können Sie uns vereinfacht erklären, wie eine solche Geldwäsche per doppelter Buchführung funktionieren soll?

Falciani: Ein mexikanischer Drogenboss hat in Mexiko ein Konto, auf dem Millionen aus dem Drogenhandel liegen. Er hat aber auch ein Konto in der Schweiz, ohne Guthaben. Die Bank sieht über die Software das Guthaben in Mexiko und gewährt ihm auf das Schweizer Konto einen Kredit in gleicher Höhe. Das Geld ist gewaschen, die Schuldzinsen kann der Drogenboss sogar noch steuermindernd geltend machen. Solche Systeme gilt es offenzulegen und zu bekämpfen. Ich möchte mehr Regierungen dazu bewegen, sich daran zu beteiligen.

SPIEGEL: Sie haben immer behauptet, für die Daten und Ihre Dienste von den Behörden kein Geld genommen zu haben. Wovon leben Sie?

Falciani: Ich habe all die Jahre weitergearbeitet, in der Software-Forschung. Ich bin meinem Arbeitgeber dankbar, dass er mir das trotz der schwierigen Umstände ermöglicht. Meine Frau hat ihren Job verloren, als bekannt geworden ist, dass ich jetzt mit den französischen Behörden zusammenarbeite. Deshalb bin ich mehr denn je auf das Geld angewiesen.

INTERVIEW: MARTIN HESSE



Ex-Banker Falciani

KENZO TRIBOUILLARD / AFP

SERIE (TEIL III)

Verlorene Schlachten

Portugal hat die Vorgaben der Troika penibel umgesetzt. Doch der Umbau des Landes dauert länger als erhofft, und die Reformer sind müde. Die Angst vor einer Staatspleite kehrt zurück.

Wer wissen will, wie das neue Portugal aussehen könnte, muss erst einmal das alte Lissabon hinter sich lassen. Aus dem Zentrum um die Praça Dom Pedro, wo sich altmodische Krämerläden mit globalisierten Konsumketten mischen, geht es die Avenida da Liberdade hinauf. Vorbei an Graffiti gegen das Diktat der Troika gelangt man schließlich auf einen der Hügel, über die sich Lissabon erstreckt. Oben liegt die Nova School of Business and Economics. Hier lehrt Pedro Santa Clara, ein drahtiger Mann mit silbergrauem kurzgeschnittenem Haar und perfekt sitzendem Anzug, das weiße Hemd oben aufgeknappt. Jetzt ist der Ökonom in die Rolle des Werbers geschlüpft, er führt futuristisch anmutende Modelle für einen neuen Campus vor, den er in spektakulärer Lage an der Küste bauen lassen möchte.

„Es ist an der Zeit, nach vorn zu schauen“, sagt Santa Clara.

Der Ökonom meint die Business School, doch er meint auch Portugal, sein von der Krise gebeuteltes Land, das sich neu erfinden muss. „Wir müssen Portugals Stärken pflegen, anstatt verlorene Schlachten zu schlagen.“

Doch selbst wenn man mit Santa Clara an eine bessere Zukunft für Portugal glaubt: Die Lasten der verlorenen Schlachten wiegen schwer. Die Schulden des Landes liegen bei 124 Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Weil private Investoren Portugal nach der globalen Finanzkrise kaum noch Geld leihen wollten, gaben die EU, Euro-Staaten und der Internationale Währungsfonds (IWF) vor zwei Jahren 78 Milliarden Euro Kredit.

Penibel wie kein zweiter der südeuropäischen Krisenstaaten hielt sich Portugal seither an die Auflagen, welche die Troika aus EU, IWF und Europäischer Zentralbank (EZB) diktierte. Die Regierung sparte bei den Pensionen, stützte die öffentliche Verwaltung, flexibilisierte den Arbeitsmarkt. Für das kommende Jahr stellt sie die Rückkehr an die internationalen Finanzmärkte in Aussicht.

Doch im dritten Jahr der Rezession wachsen die Zweifel, dass Portugal sich dann wieder aus eigener Kraft refinanzieren und schließlich die Schulden auf

ein erträgliches Maß abbauen kann. Und nun ist auch noch die lange gewahrte politische Stabilität gefährdet.

Vor zwei Wochen stürzte ausgerechnet jener Mann Portugal in eine Regierungskrise, der bislang als Garant für den Sparkurs galt: Der parteilose Finanzminister Vítor Gaspar trat zurück. Er hatte seit Amtsantritt der Regierung um den liberal-konservativen Sozialdemokraten Pedro Passos Coelho im Juni 2011 für die Umsetzung der Troika-Reformen gesorgt. Gaspar gab auch deshalb auf, weil er den Rückhalt in der Bevölkerung verloren hatte. Gewerkschaften und zuletzt auch Unternehmerverbände begehrten gegen den Sparkurs auf.

Jetzt hat Präsident Aníbal Cavaco Silva die Regierung und die größte Oppositionspartei, die Sozialisten, aufgefordert, eine Art nationalen Notstandsplan zu entwickeln, der die Fortsetzung der von der Troika verlangten Reformen beinhaltet. Außerdem schlug er Neuwahlen nach dem Auslaufen des Hilfsprogramms im kommenden Sommer vor. Die Parteien sind in Aufruhr, die nächste Troika-Mission zur Überprüfung der Sparpolitik wurde auf frühestens Ende August verschoben, und Investoren fürchten, der Reformprozess könne entgleisen.

Zwar hat Portugal erste Erfolge vorzuweisen. Die Exporte legen zu, vor allem in Länder außerhalb der EU, das Handelsdefizit schrumpft.

Doch die strukturellen Probleme wurzeln tief, der Wandel wird dauern. Die hohen Schulden und eine Arbeitslosenquote von 18 Prozent lähmen Konsum und Investitionen. Gleichzeitig schließen täglich Dutzende Mini-Firmen, die weniger als zehn Mitarbeiter beschäftigen und bislang 95 Prozent der portugiesischen Unternehmen ausmachten.

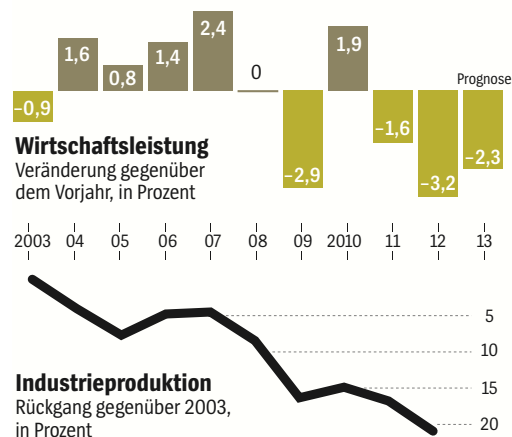
Deshalb bleibt die Frage, ob das Land ohne Schuldenerlass wieder auf die Beine kommen und eine Perspektive entwickeln kann, wie sie dem Ökonomen Santa Clara vorschwebt.

„Der Staat kürzt die Mittel auch im Bildungswesen mit dem Rasenmäher“, sagt der Professor. „Natürlich ist das dumm, weil das Skalpell besser wäre, aber das Skalpell ist eben auch schwieriger zu handhaben.“

KRISE IM SÜDEN



Portugals Abstieg



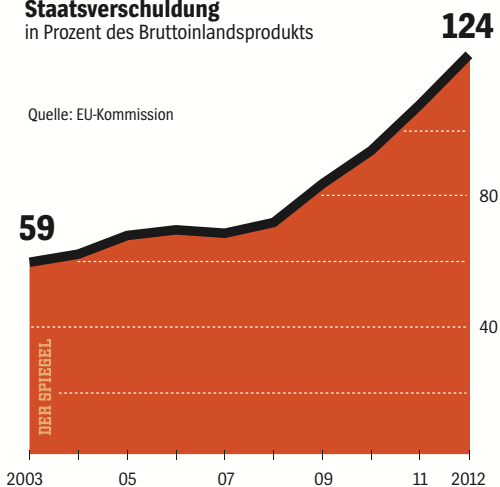


Demonstranten beim Generalstreik am 27. Juni

Staatsverschuldung

in Prozent des Bruttoinlandsprodukts

Quelle: EU-Kommission



Portugiesische Hauptstadt Lissabon



Santa Clara findet, die Portugiesen müssten die Dinge selbst in die Hand nehmen. Als Brückenkopf für Verbindungen nach Afrika und Brasilien will er die Business School positionieren, einen Ableger in Angola gibt es schon. Ähnlich müsse es das ganze Land machen, meint der Ökonom. „Es ist ein Fehler zu glauben, Portugal könne nur Schuhe exportieren. Wir müssen auch auf nichttraditionelle Exporte setzen.“

Für moderne Dienstleistungen, die zunehmend von jedem Ort der Welt aus erbracht werden könnten, sei Portugal ein attraktiver Standort. Unternehmensberater und Wirtschaftsprüfer bauten seit Jahren Stellen auf, das Land verfüge über hervorragende Architekten, gute Universitäten und Krankenhäuser. Portugal könne das Land werden, in dem gestresste Nordeuropäer ihre Winter verbringen und Rentner ihr Rheuma pflegen.

Aber reicht das aus?

Unten, in der Altstadt Lissabons, zerstört João Ferreira do Amaral den Traum vom neuen Portugal. „Porque devemos sair do Euro“ hat der Professor am Instituto Superior de Economia e Gestão (ISEG) sein neues Buch genannt, „Warum wir aus dem Euro austreten sollten“. Das Werk verkauft sich gut.

„Im Moment ist der Euro für Portugal eher Fluch als Segen“, erklärt Amaral in seinem schmucklosen Neun-Quadratmeter-Büro, in dem Bücherstapel vom Boden bis unter die Decke wachsen.

Weil die Einheitswährung für Portugal zu stark sei und die Exportprodukte des Landes zu teuer mache, seien in den vergangenen Jahren zu viele Investitionen in Konsum- und Einzelhandelsfirmen geflossen und zu wenig in produktive Branchen. „Die Struktur der Wirtschaft ist verzerrt“, sagt Amaral.

Angefangen hatten die Probleme lange vor der Finanzkrise. Die EU-Osterweiterung und der Beitritt Chinas zur Welthandelsorganisation setzten Portugals Textil- und Schuhindustrie zu. „Wir haben viele Jahre der Deindustrialisierung hinter uns“, sagt Amaral. Das verarbeitende Gewerbe schrumpfte von 18 Prozent der Wirtschaftsleistung in den neunziger Jahren auf zuletzt 14 Prozent. Seit mehr als einem Jahrzehnt stagniert die Wirtschaft.

Auf die Herausforderungen von außen reagierte Portugal falsch. Das Land wandte sich nach innen, setzte auf weitgehend abgeschottete Branchen wie Energie und Telekommunikation und lebte vom Konsum. Privathaushalte, Unternehmen und öffentliche Hand steigerten ihre Schulden. Als in der Finanzkrise die Zinsen stiegen, brach das Modell zusammen.

Doch wie kommen Bürger und Staat von den Schulden herunter?

„Die Troika versucht, mehrere Probleme auf einmal zu lösen, die sich nicht auf einmal lösen lassen“, sagt Amaral. Um

das über viele Jahre hohe Leistungs-bilanzdefizit und die hohe Privatverschuldung zu senken, habe die Binnennachfrage sinken müssen. Dadurch aber seien auch die Steuereinnahmen eingebrochen, und das Haushaltsloch sei gewachsen. „Unter dem Strich haben wir enorme Opfer gebracht mit geringem Effekt auf Defizit und Schulden“, urteilt Amaral.

Der Ökonom ist überzeugt, dass nur ein Austritt aus dem Euro und eine Abwertung der neuen, alten Landeswährung Escudo den Trend drehen, die Exporte ankurbeln sowie Investitionen und Konsum wieder in Gang bringen können. „Eine Abwertung der Währung um 30 Prozent würde genügen.“

Doch das könnte Portugal politisch isolieren und in Zeiten zurückwerfen, in denen das Land in einer Spirale von Boom, Inflation und Abschwung gefangen war.

„Ein Austritt aus dem Euro steht außer Frage“, sagt Wirtschaftsminister Álvaro Santos Pereira. Für ihn liegt das Hauptproblem nicht in dem starken Euro, sondern in zu hohen Zinsen, die portugiesische Firmen zahlen müssten. Pereira stellt sich vor, dass der Aufbau einer Förderbank, die europäische Bankenunion und nicht zuletzt die EZB helfen sollen, die Kreditklemme zu lockern. Kein Weg aber führe daran vorbei, dass Portugal weiter spare.

Wer künftig überhaupt die wirtschafts- und finanzpolitische Richtung vorgibt, ist unsicher, seit Präsident Cavaco Silva Pläne für eine Kabinettsumbildung in Frage stellte. Regierungschef Passos Coelho hatte so versucht, seinen Koalitionspartner zu befrieden, die konservative CDS-PP. Deren Chef Paulo Portas hatte nach Gaspar's Aufgabe ebenfalls mit Rücktritt gedroht.

Portas, 50, wollte sich zum neuen starken Mann in der Regierung aufschwingen, sollte Vizepremier werden und die Wirtschaftsressorts koordinieren. Er sollte künftig auch die Verhandlungen mit der EU-Kommission, der EZB und dem IWF führen, obwohl er zuletzt immer wieder die Sparpolitik Gaspar's kritisierte.

Nun will der Präsident die großen Parteien auf den Reformkurs verpflichten. Die sozialistische Opposition fordert jedoch, die Konditionen neu zu verhandeln.

An ein Weiter-so glaubt selbst der optimistische Professor Santa Clara nicht. Wenn sich Portugal nächstes Jahr ohne Unterstützung der Troika wieder am Markt zu dann weit höheren Zinsen finanzieren müsse, dann seien die Schulden „eindeutig nicht tragbar“. An irgendeiner Form der Umschuldung führe dann kein Weg vorbei.

MARTIN HESSE, HELENE ZUBER

Lesen Sie im nächsten Heft:

Italien steckt in der tiefsten Krise seiner Geschichte, die drittgrößte Industrienation Europas blutet aus.

MARKETING

Fette Kinderfänger

Um junge Konsumenten zum Kauf ihrer Produkte zu verführen, setzt die Lebensmittelindustrie auf Online-Spielchen. Verbraucherschützer fordern strengere Regeln.

Für einen Siebenjährigen ist Ferdi Fuchs vermutlich so etwas wie der ideale Freund: ein sportlicher Kerl mit rötlichem Fell und Basecap, clever und mutig. Wenn Ferdi Hunger hat, verdrückt er am liebsten sonnenbrandrote Miniwürstchen.

Ferdi steht im Dienst der Westfälischen Fleischwarenfabrik Stockmeyer. Als Werbefigur der gleichnamigen Wurstmarke turnt der Zeichentrick-Fuchs durch eine bunte Abenteuerwelt. Meist jagt er seiner Leibspeise hinterher: Wurst mit dem Fuchs-Konterfei. Seit kurzem ist Ferdi nicht nur in Fernsehwerbespots, sondern auch im Internet aktiv. Auf der markeneigenen Website können Besucher das Maskottchen durch einen Parcours steuern und Würstchen einsammeln lassen.

Online-Spiele, auch Advergimes genannt, sind eine bei Lebensmittelkonzernen beliebte Form der Werbung. In den simpel gestrickten Spielchen müssen sich die Nutzer durch Phantasiewelten mit fröhlicher Dudelmusik manövrieren und kleine Aufgaben lösen. Das Markenlogo ist mal mehr, mal weniger prominent eingebaut. Zugeschritten sind die Spiele auf Sechs- bis Zwölfjährige, Alterskontrollen gibt es jedoch fast nie. Beworben wird bevorzugt, was dick macht und Karies fördert: Pudding, Schoko-Drinks, Kekse.

In einem aktuellen Bericht warnt die Weltgesundheitsorganisation (WHO) vor den Werbespielen im Netz. Die Verbraucherzentrale Hamburg hat Advergimes auf dem deutschen Markt untersucht und „hohes“ oder „sehr hohes Kinderfängerpotential“ diagnostiziert. Fast alle in den Spielen angepriesenen Produkte seien zu süß, zu salzig oder zu fett – oder gleich mehreres.

Medienpädagogen halten Online-Werbespiele für ebenso gefährlich wie effektiv. „Die Firmen nutzen aus, dass Kinder wahnsin-

nig gern spielen“, sagt der Kommunikationswissenschaftler Christoph Klimmt. Die Produkterfahrungen, die junge Nutzer beim Spielen von Advergimes machen, seien intensiver als bei herkömmlicher Werbung – auch weil Kinder die Spiele immer wieder spielen können. „Advergimes haben eine wesentlich größere Wirkung auf das einzelne Kind als Fernsehspots“, sagt Klimmt, „auch wenn sie nicht so eine große Reichweite haben.“

Um den Zusammenhang zwischen Advergimes und Essgewohnheiten von Kindern zu untersuchen, starteten Forscher der amerikanischen Yale-Universität ein Experiment: Sie teilten eine Gruppe Kinder im Alter von sieben bis zwölf Jahren in drei Untergruppen. Die einen ließen sie ein Videospiel mit Werbung für Süßigkeiten spielen, die anderen ein Spiel mit Obstwerbung, die letzte Gruppe ein Spiel ganz ohne Werbung. Danach legten die Probanden eine Pause ein, in der sie so viel von bereitgestellten Karotten, Trauben, Keksen und Chips essen durften, wie sie wollten. Die Kinder, die vorher das Advergame mit Werbung für ungesundes Essen ausprobiert hatten, aßen

mehr Kekse und Chips als die Kinder in den beiden Vergleichsgruppen. Ähnliche Experimente bestätigten die Erkenntnisse der Yale-Forscher.

Manche Hersteller fragen zudem persönliche Daten der Nutzer ab. Wer das „Bärchenland“ des Wurstproduzenten Reinert besucht und Zugang zu noch mehr Spielen und Ausmalbildern haben will, muss Mitglied im „Bärchen-Club“ werden. Bei der Registrierung verlangt die Seite Name, Anschrift und Geburtsdatum – damit, so die Begründung von Reinert, die Nutzer sich einfacher zu „Gewinnspielen, Verlosungen und Aktionen“ anmelden können. In der Online-Werbewelt der Keksmarke Leibniz werden die Besucher angehalten, die Spiele per Mail an Freunde weiterzuempfehlen.

Regeln für Kinderwerbung im Netz gibt es kaum. Die „gesetzgeberischen Antworten“ hätten nicht Schritt gehalten mit den Entwicklungen in der Online-Werbung, warnt die WHO. „Advergimes müssen genauso streng kontrolliert werden wie Fernsehwerbung“, fordert João Breda, Chef des europäischen WHO-Programms für gesunde Ernährung.

Bislang sperren sich Lebensmittelindustrie und Werbewirtschaft erfolgreich gegen solche Beschränkungen. Der Deutsche Werberat, getragen unter anderem von der Lebensmittellobby, verbietet in seinen Verhaltensregeln zwar „direkte Aufforderungen zu Kauf oder Konsum an Kinder“. Das Kontrollgremium überprüft mögliche Verstöße aber nur nach expliziter Beschwerde. Bislang habe noch niemand ein Werbespiel aus dem Netz beanstandet, heißt es beim Werberat.

Einige große Lebensmittelkonzerne, darunter Nestlé und Kellogg's, haben zusätzlich eine Erklärung unterzeichnet, mit der sie sich verpflichten, EU-weit auf Werbung für wenig empfehlenswerte Produkte an unter Zwölfjährige zu verzichten – seit kurzem auch auf ihren eigenen Websites. Doch die Unternehmen haben die Nährwertkriterien selbst festgelegt, nach denen Produkte als zu ungesund gelten. Umstritten ist auch, wann eine Website überhaupt als Kinderwerbung eingestuft wird.

In Großbritannien wehrte sich ein Cornflakes-Hersteller mit einer einfallsreichen Begründung gegen eine Beschwerde über sein Online-Spiel: Es richte sich gar nicht an Kinder, argumentierte die Firma, schließlich sei darin eine braune Flüssigkeit zu sehen – Kaffee. Die britische Kontrollbehörde gab dem Unternehmen recht.

ANN-KATHRIN NEZIK



Werbung für die Wurstmarke Ferdi Fuchs: Idealer Freund

Nährwertangaben je 100 g und Bewertung der Verbraucherzentrale



TV-SHOWS

Ohne Naidoo, mit Max Herre

Xavier Naidoo verlässt die Jury von „The Voice of Germany“. In der dritten Staffel der Gesangs-Castingshow, die ProSieben und Sat.1 ab Oktober ausstrahlen wollen, wird der Musiker ebenso wie der irische Rocksänger Rea Garvey nicht mehr als Coach dabei sein. Entgegen jüngsten Spekulationen bleiben Nena und The Boss Hoss in der Sendung. Hinzu kommen der Sänger Max Herre („Fühlt sich wie Fliegen an“) und Samu Haber, Frontmann der finnischen Gruppe Sunrise Avenue („Hollywood Hills“). „Glaubwürdige Coaches sind extrem wichtig für ‚The Voice‘“, so ProSiebenSat.1-TV-Chef Jürgen Hörner. Auch im Konzept der Show seien Veränderungen geplant.

RICHARD HÜBNER FOTOGRAFIE



SPORTRECHTE

ARD und ZDF boten 20 Millionen Euro weniger

ARD und ZDF sind bei den Verhandlungen um die TV-Rechte für 20 Qualifikationsspiele der Fußball-Nationalmannschaft offenbar deutlich unter dem Angebot von RTL geblieben. Der Privatsender soll die Rechte für knapp 100 Millionen Euro erstanden haben. ARD und ZDF boten gemeinsam jedoch nur knapp 80 Millionen Euro, heißt es in Senderkreisen. Für manchen Zuschauer ist die Übertragung durch RTL ein Nachteil. Etwa für diejenigen, die Fernsehen per DVB-T über Antenne schauen. Bis Ende 2014 schaltet RTL aus Kostengründen diesen Übertragungsweg ab. Zudem ist das HD-Signal von RTL sowohl über Satellit als auch über Kabel nur zu empfangen, wenn der Zuschauer eine Extragbühr von 50 Euro pro Jahr an Satelliten- oder Kabelbetreiber zahlt. Bei ARD und ZDF sind die Kosten für das HD-Programm dagegen bereits im Rundfunkbeitrag enthalten.

WM-Qualifikationsspiel



TORSTEN SÜZ / DAPD

RUNDFUNKGEBÜHREN

Teure Umstellung

Der neue Rundfunkbeitrag soll nicht nur die „Ausschöpfung des Teilnehmerpotentials“ verbessern, wie es anstaltsintern heißt, sondern auch schlankere Strukturen beim Beitragsservice für die öffentlich-rechtlichen Anstalten schaffen. Doch die Umstellung des Gebühreneinzugs ist aufwendig und vor allem teuer. Allein der einmalige Abgleich mit den kompletten Datensätzen aller Einwohnermeldebehörden wird laut mittelfristiger Finanzplanung der Landesrundfunkanstalten mit 39,6 Millionen Euro taxiert. Eine Sprecherin sagt, dass der tatsächliche Finanzaufwand bisher nicht bezifferbar sei. Derzeit gingen ARD, ZDF und Deutschlandradio jedoch davon aus, dass die Kosten für den Abgleich „deutlich geringer“ ausfallen würden als bisher angenommen. Hinzu kommen nochmals rund 40 Millionen Euro für die Überführung der bestehenden Konten von Gebührenzahlern in Wohnungs- und Betriebsstättenkonten. Zum Ende des Jahres 2016 soll der Beitragsservice 140 Mitarbeiter weniger als vor der Umstellung beschäftigen. „Zu dieser Planung stehen ARD, ZDF und Deutschlandradio weiter uneingeschränkt“, so die Sprecherin.



KARRIEREN

Der einsame Narr

Der Komiker Otto Waalkes wird 65. Seit Jahrzehnten jodelt der Ostfrieser sich durch Shows und Filme, ein Ende ist nicht absehbar. Selbst wenn er sich nun als Maler präsentiert, wollen ihn alle nur blödeln sehen. *Von Alexander Kühn*

Schon klar, auch ein Berufshampelmann hat seine nachdenklichen Stunden. Aber dass Otto Waalkes zur Begrüßung erklärt, er möchte heute über die traurigen Momente in seinem Leben sprechen, verwundert dann doch.

Natürlich macht Waalkes in den nächsten Stunden trotzdem viel Quatsch. Er trägt ein halbfertiges Kampfdrohnen-Lied vor („Es gibt Millionen von Drohnen“), spielt Ukulele, imitiert Udo Lindenberg und rezitiert alte Otto-Nummern: „Angeklagter, Ihnen wird zur Last gelegt, Sie hätten an dem Mast gesagt.“ Zwischen durch stößt er einen kleinen Jodler aus.

Tatsächlich aber redet er an diesem Nachmittag von Liebe und Verlust. Die Scheidung von seiner ersten Frau Manu vor 14 Jahren war für ihn die größte Verletzung im Leben, „seit-her mache ich lieber Schluss, bevor ich verlassen werde“. Die Trennung von Eva im Jahr 2011 sei sanfter verlaufen, „wenn zwei Zurückgekehrte zusammenleben, ist das auf Dauer eben schwierig“. Irgendwann sagt er, er habe einen Traum: „Ich wünsche mir, dass es noch mal eine Frau gibt in meinem Leben. Eine, die es lange genug mit mir aushält.“

Es wäre also wieder Platz, in seinem Herzen, aber auch hier in seiner Villa in Hamburg-Blankenese, wo er aufgeregt zum Fernglas greift, sobald unten auf der Elbe ein imposantes Schiff vorbeifährt.

Das Dachgeschoss („hier war Evas Reich“) steht leer. Im ersten Stock hat sich Waalkes, der Kunstpädagogik studiert hat, ein Atelier eingerichtet. Er malt jetzt wieder. Acryl und Aquarell. Ein romantisches Selbstporträt zeigt ihn bei Dämmerlicht mit Gitarre am Strand. Da bei Waalkes aber nichts zu ernst geraten darf, sitzt neben ihm ein kleiner Ottifant.

Am Montag der kommenden Woche feiert Otto Waalkes seinen 65. Geburtstag. Inzwischen sieht er auch aus wie ein älterer Herr, das Gesicht zerknittert, der Kopf fast kahl, deswegen immer diese Schildkappe. Sein Humor hingegen ist mit den Jahren stetig infantiler geworden, vor allem in den „7 Zwerge“-Komödien.

Waalkes hatte nie die Ambition, Filme mit Tiefgang zu machen wie sein Vorbild Woody Allen. Er war auch nie bemüht, sich von der Blödelei seiner jungen Jahre

zu distanzieren wie Dieter Hallervorden. Waalkes ist immer weiter durch die Jahrzehnte gehüpft, glucksend und jodelnd.

Man braucht das gar nicht tragisch zu finden, denn die Figur Otto mit all ihren Ab- und Unarten ist nach wie vor höchst profitabel.

Anfang nächsten Jahres wird Waalkes eine dritte Kino-Parodie auf die sieben Zwerge drehen, auch ein Zwerge-Animationsfilm ist in Arbeit. Seine im September beginnende Tour ist in manchen

auch die Kunst von Udo Lindenberg vertreibt, mit dem er als junger Mann in einer WG wohnte. Lindenberg malt bekanntlich gern mit Eierlikör. Waalkes wiederum trinkt Papier, bevor er es bearbeitet, zur Grundierung in Ostfriesentee.

60 Bilder sind bei der Vernissage zu sehen, Waalkes hat sie den Winter über in seinem Haus in Florida gemalt, mit feinem Pinselstrich. Darunter eine Parodie auf Edvard Munchs „Der Schrei“: vorn die brüllende Kreatur mit zugehaltenen Ohren, hinten schmuggelt sich Heino ins Bild. Und Otto als „Mann mit dem Goldhelm“.

Bei einem Besuch im Museum Städel in Frankfurt am Main ließ Waalkes sich von den alten Meistern inspirieren, vom 15. bis ins 19. Jahrhundert arbeitete er sich dort durch. Den kunsthistorischen Klassiker „Malmaterial und seine Verwendung im Bilde“ las er gleich zweimal.

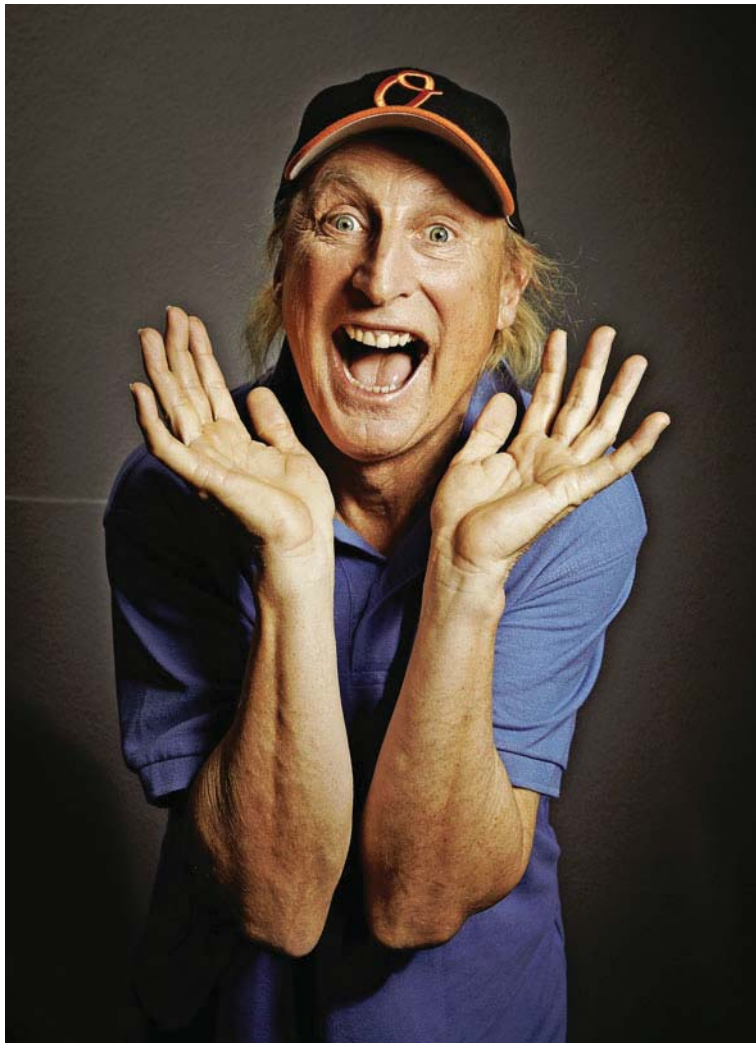
Auf einem Fernsehschirm in der Galerie laufen seine alten Sketche. Als müsste man daran erinnert werden, womit der Künstler eigentlich berühmt geworden ist. Otto mit Tropenhelm und irrem Blick. Otto als diabolisch grinsender Koch, der eine Banane in einen Kochtopf drückt. Die Bilder laufen stumm, der Otto-Sound ist auch so in aller Ohren.

Waalkes tritt jetzt ans Mikrofon. Er sagt zurückhaltend, er freue sich, seine Bilder so schön gerahmt zu sehen. Wer Fragen zur Maltechnik habe, könne sie gern stellen. Gelächter. Dabei hat er gar keinen Witz gemacht.

Er würde jetzt tatsächlich gern über seine Kunst reden. Waalkes auf seinem

kleinen Podest sagt also noch einmal, man dürfe jetzt alles fragen. Als keiner der gut 300 Gäste etwas sagt, schaltet er um auf Comedy-Autopilot und macht eben seine Otto-Show. Seine Lieblingsmaler? „Pablo Inkasso. Salvatore Dalli-Dalli.“ Er greift zur Gitarre. „Die ist verstimmt.“ Pause. „Worüber nur?“ Dann singt er ein paar BlödelSongs. Im Publikum mischt sich Begeisterung mit Erleichterung.

„Otto will allen gefallen“, sagt Bernd Eilert, einer seiner ältesten Freunde und sein Co-Autor. „Er ist erst zufrieden, wenn sein Gegenüber es auch ist. Sitzt er mit ein paar Leuten im Restaurant,



Entertainer Waalkes: „Otto will allen gefallen“

der 73 Städte bereits ausverkauft, und dass er seine Fans mit „Hollideridi!“ begrüßen wird, ist so sicher wie „Satisfaction“ beim nächsten Konzert der Rolling Stones.

Waalkes kann nicht anders, er will nicht anders. Er trägt auch privat Ottifanten-T-Shirts, vor seiner Tür liegt eine Ottifanten-Fußmatte, auf der Fensterbank steht ein Messing-Ottifant, und wenn er von unterwegs E-Mails versendet, heißt es am Ende: „Von meinem Ei fohn“. Und wenn ihn doch einmal ein Anflug von Seriosität ereilt, honoriert es ohnehin niemand.

So wie Ende Mai bei der Vernissage in der Hamburger Galerie Walentowski, die

CHRISTOPH MICHAELIS / ROBA PRESS

fängt er sofort an, aus Servietten Figuren zu kneten. Auch vom reserviertesten Oberkellner lässt er erst ab, wenn er ihm ein Schmunzeln entlockt hat.“

Vielleicht ist so ein Verhalten geerbt. Sein Vater, der Emdener Malermeister Karl Waalkes, riss noch auf dem Sterbett Witze. Als die Krankenschwester fragte, ob er Fieber habe, antwortete er: „Stangenfieber!“ Grinste. Und verschied. Otto Waalkes versichert, die Geschichte sei wahr.

ten-Pose an der Alster zeigt. Waalkes jauchzt: „Mein Lieblingsbild!“

Eine kompakte Frau im orangefarbenen Strickpulli schwärmt, sie habe ihn bei seinem ersten großen Auftritt gesehen, 1972, im Audimax der Universität Hamburg. Sie imitiert den Otto-Gang: „So sind Sie über die Bühne gehüpft!“

Alle wollen etwas, alle drängen sich um ihn, die Hitze staut sich in der kleinen Galerie, aber Waalkes wird später sagen, in solchen Momenten offensiver Liebes-

Wer sich mit Otto Waalkes treffen will, ruft in einer seiner Firmen an, die Rüssl Räckords oder Zipfelmützen-Film GmbH und Co. KG heißen und ihren Sitz in einem ehemaligen Wirtshaus in Hamburg-Uhlenhorst haben; zu erkennen an den Ottifanten auf der Fassade.

Gerät man am Telefon an die Bürovorsteherin Linh Lu, kassiert man eine Abfuhr. Probiert man es noch mal bei Hans Otto Mertens, Waalkes' Manager seit Jahrzehnten, begrüßt der ein Treffen, stellt jedoch zu Frau Lu durch, die wiederum bittet, eine E-Mail vom Texter Bernd Eilert abzuwarten.

In der steht dann, das mit dem Treffen werde „schwierig“, Otto habe zu tun. Auf Nachfrage lenkt Eilert ein, man könne höchstens nach Emden kommen, in Ottos Geburtsstadt, da feiere der ein Fest. Den Termin wisse Frau Lu. Die sagt erst streng, das gehe nicht, die Feier sei privat.

Am Ende gibt es zwei Treffen. Das erste in Emden. Das zweite in der Firma, wo Waalkes aber schon bald vorschlägt, man könnte zu ihm nach Hause fahren, sein Atelier anschauen. Nur sollten Mertens und Lu das nicht mitbekommen. Den beiden erzählt er, er bringe den Besuch zum Bahnhof und fahre dann heim. Im Auto freut er sich wie ein Kind, das gerade seine Eltern ausgetrickst hat. Es kann nur diese geregelte Anarchie sein, die das Team Otto seit Jahrzehnten zusammenhält.

Hans Otto Mertens wiederum hält nicht hinterm Berg damit, dass er die „Zwergen“-Filme nicht mag. Vor allem den Bubi, den Waalkes spielt, hält er für

eine Katastrophe. Bubi sei debil. Und deshalb keine Rolle für Otto.

Mertens entdeckte Waalkes 1971, als der vor 20 Leuten bei Kerzenschein in einem Jugendheim auftrat. Seither managt er ihn. Seine Regel von jeher: Willst du was gelten, mach dich selten.

Es kam aber auch schon vor, dass er ein Projekt wollte, Waalkes jedoch nicht. In den neunziger Jahren bekam Mertens das Angebot, Otto könnte den alkoholkranken Harald Juhnke als Werbefigur für Media Markt ersetzen. Waalkes jedoch hatte keine Zeit oder keine Lust, und so platzte der Millionendeal.

Mertens befürwortete auch eine Show zu Ottos 65. Geburtstag, RTL wie auch



Waalkes-Gemälde nach Edward Hoppers „Nighthawks“: „Pablo Inkasso, Salvatore Dalli-Dalli“

Auf der Bühne in der Galerie sagt er dann noch, man könne gern alles mit ihm machen. „Sie dürfen mich auch anfassen.“

Dabei hätte es seiner Zustimmung nicht bedurft. Die Gäste verfügen ohnehin mit einer Selbstverständlichkeit über ihn, als wäre er Volkseigentum.

Ein Mann mit Fotoapparat stellt ohne zu fragen seine Frau neben Waalkes und ruft: „Otto, picture!“

Ein Herr lässt sich einen 50-Euro-Schein signieren, einen Hunderter mit Lindenberg-Autogramm hat er bereits.

Ein älteres Ehepaar erzählt, es habe die Farblithografie „Otto versaut Hamburg“ erworben, die ihn in Exhibitionis-

bekundungen fühle er sich erst richtig wohl. Umso schwerer sei es ihm stets gefallen, mit Trennungen umzugehen: „Alle Menschen lieben dich, nur deine Frau nicht mehr. Wie soll man das kapierten?“

Manchmal macht er sogar Hausbesuche. Wenn Leute ihm erzählen, ihr kranker Vater sei so ein großer Otto-Fan, lässt er sich Nummer und Adresse geben, und irgendwann steht er dann wirklich vor der Tür.

Weil Waalkes wahrscheinlich mit jedem nach Hause gehen würde, der ihn freundlich darum bittet, hat er ein strenges Management, das auf ihn aufpasst und sich bisweilen auch den Spaß macht, einen in die Irre zu führen.

OTTO WAAKES / VALENTOWSKI GALERIEN

das ZDF hatten angefragt. Aber Waalkes wollte nicht.

Bereits die RTL-Gala zum 60. Geburtstag war ja eine Katastrophe. Komiker von heute spielten alte Otto-Skette nach. Oliver Pocher scheiterte dabei bereits am Text. Zumindest hat die Show ganz gut gezeigt, dass Hüpfen und Knödeln allein keinen Komiker ausmachen.

Immerhin sind Ottos Gags Maßanfertigungen. Er schreibt sie nicht selbst, zumindest nicht allein. Otto war immer das Produkt eines Kollektivs. Seit Anfang der Siebziger belieferte ihn die GEK-Gruppe mit Nonsense: Robert Gernhardt, Bernd Eilert und Pit Knorr. Alle drei Protagonisten der Neuen Frankfurter Schule, Mitgründer des Satireblatts „Titanic“.

Eilert hat Anfang Juli die finale Fassung für den mittlerweile neunten Otto-Film vorgelegt. „Zwerge“, Teil drei. Knorr indes hat sich inzwischen weitgehend nach Mallorca zurückgezogen, der große Robert Gernhardt liegt in Frankfurt auf dem Hauptfriedhof.

„Robert fehlt“, sagt Eilert. „Wir versuchen, in seinem Geist weiterzuarbeiten.“ Ohnehin sei die Arbeit von Film zu Film schwieriger geworden: „Die Popularität eines Komikers entsteht ja zu der Zeit, da er mit dem Zeitgeist synchron läuft. Die Herausforderung besteht darin, ihm seine Popularität auch danach zu erhalten.“

Der bislang letzte Film aus dem Jahr 2010, „Otto's Eleven“, eine Parodie auf den Gangsterfilm „Ocean's Eleven“, war nicht sonderlich erfolgreich. Er war auch nicht lustig, vielmehr die x-te Wiederverwertung alter Otto-Witze.

Die beiden Persiflagen auf die ewig zeitlosen sieben Zwerge, auf Schneewittchen und Rumpelstilzchen hingegen fanden ein Millionenpublikum. Deshalb wird es jetzt noch diesen dritten „Zwerge“-Film geben. Diesmal geht es darum, wie Bubi zum Zwerg wurde. Waalkes spielt Bubi sowie dessen Vater und Großvater. Cindy aus Marzahn soll dabei sein als Frau Hölle vom „Gasthof zur Hölle“.

Mit den „Zwerge“-Filmen hat sich Waalkes' Anhängerschaft noch einmal kräftig verjüngt. Tatsächlich sind kleine Männer mit Zipfelmützen, die einander Bretter auf den Kopf hauen, noch am ehesten Kindern vermittelbar.

Kinder mögen Otto. Er erklärt sich das so: „Sie spüren, ich bin einer von ihnen.“

Deshalb will Waalkes auch noch von den „schönsten Momenten meines Le-

bens“ berichten: Das sei die Werbetour für den ersten „Zwerge“-Film gewesen, als er und seine Zipfelmützenkumpanen in den deutschen Großstädten von Zehntausenden Kindern bejubelt wurden. „Die haben sich soooo gefreut!“

Er selbst war in seiner Heimat bereits als Vierjähriger eine Schau. Weil er damals schon lesen konnte, stellte ihn der Kioskbesitzer auf seinen Tresen, und Otto trug zur allgemeinen Erheiterung die Schlagzeilen vor.



LEHMANN / JULSTEIN BILD



DOP IMAGES



DOP IMAGES

Künstler Waalkes*: Nervig-hibbeliger Hänfling

Mitte Juni feierte er nun in einer Scheune in Emden das 50-jährige Gründungsjubiläum seiner ersten Band, die sich zwar vor 47 Jahren wieder auflöste, aber bei den damals Jungen bis heute unvergessen ist.

Also vereinigten die Rustlers sich noch einmal für einen Abend. Zecki an der Gitarre, Jörn am Schlagzeug, Beatle am Bass und als Frontmann Otto. Sie spielten Chuck Berry und Little Richard. Rosi war da, die Wirtin aus dem eins-

* Mit Udo Lindenberg in Hamburg 1975; mit Jessika Cardinahl in „Otto – Der Film“ 1985; in „7 Zwerge – Der Wald ist nicht genug“ 2006.

tigen Szenelokal Mariandl, wo Waalkes als Jugendlicher die Gäste unterhielt und seine Kohlezeichnungen die Wand zierte.

Auch seine erste Freundin war zur Feier gekommen, Meike, mit deren Geburtsdatum er bis heute Lotto spielt. Ihr Vater, erzählte sie, habe ihr den Umgang mit Otto verbieten wollen, weil der damals schon nicht einfach über die Straße ging, sondern hüpfte. Wenn der Vater sich näherte, sperrte sie Otto in den Schrank. Einmal wurde er in Unterhosen aus dem Haus gejagt.

Aus Erfahrungen wie diesen hat er später die Filmfigur Otto erschaffen. Einen nicht sonderlich hellen, aber grundsympathischen Pechvogel, der nach Irrungen und Wirrungen zum Ziel gelangt. Der ostfriesische Underdog. Eine ADHS-Variante von Charlie Chaplins kleinem Tramp.

Eine Figur eben, in der man sich wiedererkennen kann.

Wenn es angesichts dieses Zappelphilipps nicht albern erschiene, würde man Waalkes als Nestor des deutschen Humors bezeichnen. Er förderte Hape Kerkeling und Oliver Pocher, als die noch niemand kannte, und baute fast die komplette A-Riege der nächsten Komikergeneration in seine Filme ein.

Vor einigen Jahren wählte das ZDF-Publikum Otto auf Platz drei der beliebtesten deutschen Komiker, nach dem distinguierten Lorient und dem Wirtschaftswunder-Poeten Heinz Erhardt. Auch wenn man solchen Umfragen misstrauen sollte, trifft diese Einordnung es doch ganz gut.

Durch Lorient's Tod ist nun die Stelle des Nationalkomikers frei geworden, auf dessen Humor sich alle einigen können. Noch ist nicht klar, ob der nervig-hibbelige Hänfling Otto Waalkes sie ausfüllen könnte. Vor allem:

Wird er sich, wie Lorient, zugunsten der eigenen Legendenwerdung rechtzeitig aus dem Spaßgeschäft zurückziehen?

Waalkes wehrt Fragen zum Altern und Aufhören ab.

Hans Otto Mertens sagt, Otto werde weitermachen, solange er gesund sei. Mertens beruft sich auf amerikanische Spaßmacher wie Bob Hope oder George Burns, die noch als fast Hundertjährige auf der Bühne standen.

Kann Otto in Würde altern? Der kluge Bernd Eilert entgegnet: „Wenn man schon nicht in Würde jung war, wie sollte man dann in Würde alt werden?“

Waalkes nickt.



TÜRKEI

Erdogans Rache



Topfschlagende Anwohner in Istanbul

ED OUT / NEW YORK TIMES / REDUX / LAIF

Auf dem Höhepunkt der Proteste war ihr Konzert jeden Abend in den Straßen von Istanbul und anderen Großstädten zu hören: Immer um 21 Uhr öffneten Zigtausende Hausfrauen, Familienväter und Rentner ihre Fenster und trommelten mit Kochlöffeln auf Töpfe und Pfannen. Der Krach sollte Sympathie mit den Demonstranten vom Istanbuler Gezi-Park ausdrücken – und Abneigung gegen Premier Recep Tayyip Erdogan. Inzwischen sind die Proteste abgeflaut, doch der Regierungschef sinnt auf Rache. Mindestens 19 der Topfschläger, die Erdogan als „respektlos“ bezeichnet hatte, wurden bereits zu Geldstrafen bis zu 450 Euro wegen „Unruhestiftung“ verurteilt. Andere Regierungskritiker trifft es härter: Sie müssen sich vor einem Istanbuler Gericht wegen „Sachbeschädigung“ oder „Mitgliedschaft in einer illegalen Organisation“ verantworten. Zudem verabschiedete das Parlament ein Gesetz, das der Architekten- und Ingenieurskammer künftig jede Mitsprache bei Stadtplanungsprojekten untersagt. Die Kammer gehörte zu den größten Kritikern von Erdogans Bauvorhaben im Gezi-Park.

„Wir haben verschlafen“

Warum in Bulgarien vor allem die gutausgebildeten Jungen und Erfolgreichen aufbegehren

Als ich mich zum ersten Mal auf den Weg zum Unabhängigkeitsplatz von Sofia machte, goss es in Strömen. Trotzdem waren wir 15 000, vielleicht 20 000 Demonstranten. Das war vor einem Monat, die neue bulgarische Regierung war gerade zwei Wochen im Amt. Seitdem blockieren wir jeden Abend die Straßen der Hauptstadt. Wir protestieren gegen Plamen Orescharski, den von Sozialisten gestützten Premier, der sich auch mit den Stimmen der rechtsradikalen Partei Ataka wählen ließ – und gegen sein System. Denn eine seiner ersten Amtshandlungen war es, ausgerechnet Deljan Peevski zum Geheimdienstchef zu machen, einen 32-Jährigen mit einer einflussreichen Mutter und ebensolchen Freunden. Peevski war Abgeordneter und Vizeminister, er gebietet über ein Medienimperium. Keiner steht so sehr wie er für die Verflechtung von Politik, Presse, Wirtschaft und Justiz in Bulgarien. Aber wir haben ihn aus dem Amt gejagt. Lange Zeit war uns, den jungen, gutausgebildeten Bulgaren, Politik egal.

Jetzt gehen fast alle meine Freunde auf den Unabhängigkeitsplatz. An den Kommunismus können wir uns kaum erinnern. Bei der Wende 1989 war ich sieben; die Jahre danach waren hart. „Wir haben Probleme, aber so ist das im Wandel“, sagten wir und



Dimitrov

konzentrierten uns auf uns selbst. Viele gingen ins Ausland, um zu studieren; ich war in Bremen. Als wir zurückkamen, machten wir rasend schnell Karriere. Wir erlebten, dass alles immer besser wurde, und glaubten, dem ganzen Land müsste es so

gehen, die skrupellose politische Klasse werde von selbst aussterben, spätestens mit dem EU-Beitritt 2007. Doch dann kam die Krise, die Wirtschaft stagnierte. Plötzlich merkten wir: Bulgarien ist trotz der Milliarden aus Brüssel immer noch das ärmste Land der EU. Wir haben uns durch die Wendezeit gekämpft, aber verschlafen, wie um uns herum ein korruptes System entstand, wie sich die alten kommunistischen Seilschaften unter neuem Etikett wieder breitgemacht haben. Jetzt sind wir aufgewacht. Unser Protest zielt nicht nur auf diese Regierung – die ist unverschämte, aber auch nicht mehr als ihre Vorgänger. Ich protestiere, um zu zeigen, dass es eine Zivilgesellschaft gibt. Die politische Klasse soll wissen, dass wir jede ihrer Entscheidungen beobachten. Ich protestiere, weil ich will, dass unser Land so westlich wird, wie ich und meine Freunde es jetzt schon sind.

Vesselin Dimitrov, 30, ist Journalist in Sofia.

VERA GOTSEVA



MUHAMMAD DUREHSEN / AP / DPA

Angst vor der Rückkehr Mehr als 1,6 Millionen afghanische Flüchtlinge leben offiziell in Pakistan, zum größten Teil in Lagern wie diesem am Rand von Islamabad; weitere 2 Millionen sind nach Schätzungen illegal im Land. Die meisten sind vor den Kriegen der vergangenen drei Jahrzehnte ins Nachbarland geflohen. Nur rund 150 000 Afghanen werden in diesem Jahr wohl freiwillig zurückkehren, glaubt das Uno-

Flüchtlingshilfswerk. Die meisten haben Haus und Land in ihrer Heimat verloren, außerdem fürchten sie die Taliban. Die Hoffnung auf eine baldige diplomatische Lösung mit den Islamisten ist jedoch gering: Die Taliban haben ihr vor knapp einem Monat offiziell eröffnetes Verbindungsbüro in Katar erst mal wieder geschlossen – nach einem Streit um den Namen und die Flagge der Quasi-Botschaft.

KANADA

Bomben auf Rädern

Das Unglück in der kanadischen Kleinstadt Lac-Mégantic, wo durch die Explosion von 72 Tankwaggons rund 50 Menschen getötet wurden, ist auch eine Folge des Ölbooms in Nordamerika. Die Gewinnung von Rohöl aus Schiefer oder Teersanden in neuerschlossenen Feldern führt dazu, dass bestehende Pipelines überlastet sind. Da der Bau neuer Leitungen teuer und wegen der Umweltfolgen umstritten ist, wird der Transport sehr oft durch Güterzüge abgewickelt. Seit 2009 stieg die Menge des so transportierten Rohöls in Kanada um das 280fache – auf geschätzt 140 000 Waggons in diesem Jahr. Der entgleiste Zug war auf dem Weg aus dem US-Bundesstaat North



MATHIEU BELANGER / REUTERS

Dakota, wo durch Fracking Schieferöl gefördert wird, zu einer 3000 Kilometer entfernten Raffinerie. Der Transport auf der Schiene ist organisatorisch flexibler, aber auch risikoreicher; offenbar sind die Sicherheitsstandards oft unzulänglich oder nicht auf dem neuesten Stand. Die Betreiberfirma des Unglückszuges, Montreal, Maine & Atlantic Railway, verzeichnete im Durchschnitt 15-mal so viele Zwischenfälle wie die kanadische Konkurrenz. Die Explosion befeuert nun Forderungen nach dem Bau neuer Pipelines: Vor allem die US-Republikaner wollen das von Umweltschützern abgelehnte Projekt „Keystone XL“ durchsetzen, eine fast 2000 Kilometer lange Röhre von Kanada bis zum Golf von Mexiko. Eine Entscheidung darüber soll in Washington Ende des Jahres fallen.

Unglücksstelle in Lac-Mégantic

Flüchtling Snowden vergangenen Freitag in Moskau



RUSSLAND

Finger in der Wunde

Nun also doch: Edward Snowden ruft den Kreml um Hilfe an, er will vorerst in Moskau bleiben. Die Putin-Anhänger feiern ihren Präsidenten wegen seiner Standhaftigkeit, die Amerikaner drohen mit Konsequenzen.



Präsidenten Obama, Putin im Juni in Nordirland

Wladimir Putin schien wieder mal nicht zu wissen, was in Sachen Edward Snowden gerade in der Hauptstadt seines eigenen Landes geschieht. Es war Freitagnachmittag voriger Woche, kurz nach 17 Uhr, die Nachricht vom Asylantrag des amerikanischen Whistleblowers machte die Runde.

Der in Moskau gestrandete Computerexperte hatte 13 Vertreter „gesellschaftlicher Organisationen“ in den Transitbereich des Flughafens Scheremetjewo gebeten, in dem er seit der Flucht aus Hongkong bereits 19 Tage lang campierte. Er wolle vorerst in Russland bleiben, erklärte er den Auserwählten.

Putin war zu dieser Zeit in der Provinz – in Belgorod. Das liegt knapp 600 Kilometer südlich von Moskau, fürs weite Russland ist diese Entfernung ein Klacks. Doch Putins Männer gaben sich über- rascht: „Wir hatten leider noch keine Möglichkeit, die Meldung zu prüfen“, erklärte Präidentensprecher Dmitrij Peskow am Telefon.

Auch die Schlagzeilen der Nachrichtenagenturen waren eher zur Irreführung geeignet. „Snowden trifft sich mit Menschenrechtlern am Moskauer Flughafen“ – das las sich ganz so, als würde sich der ehemalige Mitarbeiter der amerikanischen Lauschbehörde National Security Agency (NSA) und heutige Kreuzritter gegen die Internetüberwachung mit Kreml-Gegnern verbünden. Doch die waren nur als Kulisse gedacht, damit des Kremls Hand nicht gleich sichtbar werde.

Schon am Donnerstag hatten Moskauer Anwälte und regierungsnahe Politiker intensiv miteinander telefoniert. Schon da war klar, dass Snowden in Russland bleiben würde. Schwer vorstellbar, dass der Amerikaner seine Einladungen zum Stelldichein in Scheremetjewo ohne russische Helfer verschickte. Denn neben Aktivisten wie Tatjana Lokschina von Human Rights Watch oder dem Anwalt Genri Resnik war auch ein Mann wie Wjatscheslaw Nikonow geladen, Enkel von Stalins langjährigem Regierungschef Wjatscheslaw Molotow und außenpolitisches Schwergewicht unter den Abgeordneten der Putin-Partei „Einiges Russland“. Nikonow hatte die E-Mail Snowdens an die Adresse einer seiner politischen Stiftungen erhalten. Ohne russische Einflüsterer wäre Snowden nie auf diesen Mann gestoßen.

Die Handschrift des Kreml war also unschwer zu erkennen. Der Kreml hatte diesen Auftritt orchestriert, nicht der Amerikaner. Der Asylantrag lag zur Unterschrift bereit, und Snowden – graues Hemd, Jeans, die Haare gescheitelt – sprach bei dem Treffen, zu dem er erstmals seit Ankunft am 23. Juni aus den Tiefen des Flughafens auftauchte, sogleich den entscheidenden Satz: „Nichts, was ich unternehme oder unternehmen

werde, wird den USA Schaden zufügen. Ich möchte, dass Amerika blüht und gedeiht.“ Das war die Bedingung gewesen, die Putin Tage zuvor für die Asyl-Gewährung gestellt hatte. Und die Beschwichtigungsgeste gegenüber den Amerikanern.

Das nächste Kapitel im Fall Edward Snowden hat begonnen. Am 2. Juli hatte der Präidentensprecher noch mitgeteilt, der 30-Jährige werde keine Zuflucht in Russland suchen. Jetzt war plötzlich alles anders. Snowden dankte Venezuela, Bolivien, Nicaragua und Ecuador für die Bereitschaft, ihn aufzunehmen. Nur dürfe

„Die Welt liebt dieses Russland, das jedem Druck zu widerstehen vermag.“

er leider Scheremetjewo ohne Papiere nicht verlassen. Um sich wenigstens wieder frei bewegen zu können, müsse er um Asyl bitten.

Nur um ein zeitweiliges, bis zur Weiterreise nach Lateinamerika? Auch diese Möglichkeit war in Moskau längst geprüft worden. Während Putin noch den Ahnungslosen spielte, meldete sich Sergej Naryschkin zu Wort, Vorsitzender der Staatsduma und jahrelang Chef der Präsidialadministration. Russlands Verfassung und die Gesetzgebung sähen „beide Institute vor“, sie entsprächen den Normen des Völkerrechts. Das Risiko, dass Amerika gegen den vermeintlichen Ver- räther die Todesstrafe verhängte, wenn es seiner habhaft würde, sei „sehr groß“, so Naryschkin: „Wir haben einfach nicht das Recht, so etwas zuzulassen.“

Warum hatte Snowden Putins Angebot zunächst offenbar abgelehnt? Er hat wohl erst in den letzten Tagen verstanden, dass Moskau im Moment noch die beste aller Optionen ist. Kontakte mit den Russen, die er gehabt haben muss, hatten ihn in dieser Haltung sicher bestärkt. Flüge von Scheremetjewo nach Lateinamerika erschienen riskant, nachdem sogar das Flugzeug des bolivianischen Präsidenten Evo Morales auf der Strecke Moskau–La Paz zur Landung in Wien gezwungen worden war – wohl auf Druck der Amerikaner, die Snowden an Bord der Maschine wähten.

Länder wie Bolivien oder Ecuador, die Snowden Asyl angeboten hatten, sind zu klein und zu schwach, um seine Sicherheit zu gewährleisten. Dass Washington Spezialeinheiten auf das Gebiet der Atommacht Russland schickt, um Snowden von dort nach Amerika zu bringen, ist kaum vorstellbar.

Putin weiß das, Snowden ebenfalls. Aber so wie der Amerikaner wird auch der Präsident Plus und Minus dieser Aktion sorgfältig abgewogen haben.

Für den Kreml, der seit Putins Rückkehr auf den Präidentensessel innen-

wie außenpolitisch unter Beschuss steht, ist Snowden erst mal ein Geschenk des Himmels. Putin nutzt den Wirbel, den der geflüchtete Computerexperte entfachte, um von eigenen Problemen abzulenken: dem stockenden Wirtschaftswachstum und dem harten Kurs gegen die Opposition, der zumindest bei den Hauptstädtern auf Ablehnung stößt. In dieser Woche soll das Urteil im Prozess gegen den populären Anti-Korruptions-Blogger Alexej Nawalny gefällt werden, die Staatsanwaltschaft fordert sechs Jahre Lagerhaft.

Schaut euch doch an, wie die Amerikaner mit ihren Gegnern umspringen, mit WikiLeaks-Gründer Julian Assange, mit dem Soldaten Bradley Manning, der wegen Geheimnisverrats seit über drei Jahren im Gefängnis sitzt, und nun mit Snowden, so lässt der Kreml streuen: Dagegen sind wir doch Waisenknaben.

Und tatsächlich sehen das die meisten Russen so: Der Fall Snowden eint die tief gespaltene Gesellschaft, zumindest im Moment. Konservative und Liberale, Amerika-Hasser und Amerika-Freunde, Putin-Fans und Putin-Gegner hatten sich dafür ausgesprochen, Snowden Asyl zu gewähren. Der kremlnahe Abgeordnete Alexander Sidjakin, ein antiwestlicher Hardliner, wollte ihn am liebsten gleich für den Friedensnobelpreis vorschlagen.

Das Millionenblatt „Komsomolskaja Prawda“ (Wahrheit der Komsomolzen), stimmte sogar überschwängliche Lobeshymnen an: „Putin ist der Held unserer Tage. Die Welt liebt dieses Russland, das jedem Druck zu widerstehen vermag.“ Souverän habe der Präsident alle Überlegungen vom Tisch gewischt, „ob sich Kopfgeld für Snowden“ lohne oder Amerika Russland schaden könne.

Aber der Kreml spielt durchaus auch ein riskantes Spiel, und das ist die andere Seite. Während er seiner Bevölkerung weiszumachen versucht, Russland sei noch immer eine Supermacht und stehe auf Augenhöhe mit den USA, muss er eine weitere Verschlechterung des Verhältnisses mit Washington befürchten. Für September ist in Moskau ein Gipfel beider Präsidenten geplant. Putin hält Obama für schwach, will das Treffen aber nicht wegen Snowden platzen lassen.

Der Kreml-Chef besitzt im Moment die besseren Karten, Amerika will von Russland mehr als Moskau von Washington. Barack Obama braucht die östliche Großmacht als Transitland für den Abzug aus Afghanistan, zur Lösung der Probleme in Syrien und Iran und für seine

„Demokratie schürt Angst“

Der amerikanische Staatsrechtler Russell Miller warnt vor einer Tyrannei.



Miller, 44, ist Professor für Rechtsvergleichung an der Washington and Lee University im Bundesstaat Virginia.

SPIEGEL: Professor Miller, entspricht das Treiben der National Security Agency (NSA) den Gesetzen der USA?

Miller: Ich halte es persönlich nicht für gerechtfertigt, Verbindungsdaten zu speichern. Aber die Zivilgerichte könnten sehr wohl zu diesem Ergebnis kommen.

SPIEGEL: Warum?

Miller: Im Foreign Intelligence Surveillance Act (FISA) von 1978 steht, dass Geschäftsaufzeichnungen überwacht werden dürfen. Das kann man auch auf die Telefon- und Internetverbindungsdaten beziehen.

SPIEGEL: Und was gilt für die Überwachung von Kommunikationsinhalten?

Miller: Die ist sicherlich schwieriger zu rechtfertigen, auch weil die Inhalte wohl von der Verfassung geschützt werden. Allerdings gilt dieser Schutz nur für „US-Persons“ – US-Bürger und andere Personen, die in den USA ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht haben –, nicht für sonstige Ausländer. Die Kommunikationsinhalte von „US-Persons“ kann die NSA also nur überwachen, wenn sie sich an die Verfassung und den FISA hält.

SPIEGEL: Tut sie das?

Miller: Die Regierung beteuert, man sei den Regeln treu geblieben, aber einige Bürgerrechtler glauben ihr nicht.

SPIEGEL: Und Sie?

Miller: 2008 ist der FISA geändert worden und seither leichter einzuhalten. Vorher mussten – um nur ein Beispiel zu nennen – spezielle Gerichte jede einzelne Maßnahme genehmigen. Jetzt wird nur noch das Programm insgesamt geprüft: ob es die Auswirkungen auf „US-Persons“ auf ein Minimum begrenzt.

SPIEGEL: Kontrollieren diese Gerichte effektiv, was geschieht?

Miller: Ihre Arbeit und Beschlüsse sind geheim. Soweit bekannt, geben die Gerichte immer oder so gut wie immer freie Bahn. Man kann darüber streiten, ob die Gerichte genügend Biss haben. Im Grunde genügt es, wenn ein Dienst sagt: Da draußen ist jemand, der weiß etwas, das wir wissen wollen. Nur beim Schutz von „US-Persons“ gelten strengere Regeln. Trotzdem ist es nicht unwichtig, dass die NSA, also letztlich die Regierung, ihre Überwachungsaktionen begründen muss.

SPIEGEL: Es bliebe ein Umweg: Die NSA kooperiert eng mit anderen Geheimdiensten, etwa dem britischen, und der kann mit seinem Programm „Tempora“ auch „US-Persons“ überwachen.

Miller: Das ist richtig. Die Verfassung verbietet zwar ausländischen Spionen, dies quasi als Agenten der NSA zu tun. Wenn die Daten aber ohnehin gesammelt werden, könnte die NSA sie nutzen. Darüber wird in den USA allerdings kaum debattiert.

SPIEGEL: Sind die Amerikaner da weniger sensibel als die Europäer?

Miller: Ja, in den USA gibt es eine größere Toleranz für Sicherheitsmaßnahmen als in Deutschland. Natürlich hat das auch mit unserer unterschiedlichen Geschichte zu tun.

SPIEGEL: In einer Umfrage äußerten 2010 nur 25 Prozent der US-Amerikaner die Meinung, es werde zu viel für die Sicherheit getan. Jetzt, nach Snowdens Enthüllungen, waren es 45 Prozent.

Miller: Ich würde mich sehr wundern, wenn die Zahl weiter anstiege. Vielleicht wäre eine rote Linie überschritten, wenn herauskäme, dass mit Hilfe dieser Programme eine Hetzjagd auf einzelne politische oder gesellschaftliche Gruppen gemacht würde.

SPIEGEL: Das ist Anfang der siebziger Jahre geschehen, als unter anderem Gegner des Vietnam-Kriegs und andere Linke überwacht wurden.

Miller: Damals tauchte die NSA zum ersten Mal im kollektiven amerikanischen Bewusstsein auf. Der demokratische Senator Frank Church leitete einen Kongressausschuss, der auf mehr als 50 000 Seiten die Tätigkeit und vor allem die Verfehlungen der CIA, der NSA und anderer amerikanischer Geheimdienste sezierte. Eine Folge davon war der FISA, der erstmals rechtliche Rahmenbedingungen und eine gerichtliche Kontrolle der Geheimdienste etablierte. Was Church geschafft hat, war eine Revolution des Rechtsstaats.

SPIEGEL: Sind die Demokraten um Präsident Barack Obama heute ähnlich kritisch wie Church?

Miller: Im Gegenteil, Obama argumentiert heute wie die Republikaner damals: Wir haben schon mehr als 50 Attentate verhindert, wir brauchen diese Überwachung.

SPIEGEL: Warum ist den Bürgern Sicherheit wichtiger geworden als Freiheit?

Miller: Vielleicht sind es eher die Politiker, die kein Risiko eingehen wollen. Weil sie annehmen müssen, dass mindestens 51 Prozent der Menschen dies nach dem 11. September 2001 genauso sehen. Es liegt wohl in der Eigendynamik der Demokratie, dass sie die Angst der Regierung vor Risiken schürt.

SPIEGEL: Die Demokratie führt in den Sicherheits- und Überwachungsstaat?



NSA-Zentrale im US-Bundesstaat Maryland: „Viel näher am Abgrund“



Menschenrechtlerin Lokschina, Anwalt Resnik auf dem Moskauer Flughafen Scheremetjewo: Nur als Kulisse gedacht

Miller: Es klingt hart, aber eine strikt mehrheitsorientierte Demokratie befeuert den Sicherheitsstaat. Die Alternative wäre, den Bürgern zu sagen: Ihr müsst bereit sein, den nächsten Anschlag hinzunehmen, im Namen eurer Freiheiten. Sagen Sie das mal als Präsidentschaftskandidat – ich wünsche Ihnen viel Glück.

SPIEGEL: Benjamin Franklin, einer der Gründerväter der USA, prägte den Satz: „Wer bereit ist, für ein bisschen kurzfristige Sicherheit grundlegende Freiheiten aufzugeben, verdient weder Freiheit noch Sicherheit.“

Miller: Das gilt in Amerika schon lange nicht mehr, das war eine andere Welt. Außerdem sprach Franklin von „aufgeben“, nicht von „beschränken“.

SPIEGEL: Senator Church glaubte, dass vor allem die NSA die Mittel habe, in den USA eine Tyrannei zu errichten. Man müsse sicherstellen, nie in diesen Abgrund zu geraten. Wo stehen wir heute?

Miller: Was die Technik betrifft, sind wir viel, viel näher dran als damals. Der FISA sollte uns davor bewahren. Wenn man jetzt feststellen würde, dass es nicht ausreicht, hätte man immerhin eine Schraube, an der man drehen könnte.

SPIEGEL: Fehlt es dafür nicht an Sensibilität und politischem Willen?

Miller: Der Regierung vielleicht. Helfen könnte eine Graswurzelbewegung. Es gibt liberale Kräfte und Organisationen in den USA, die schon Klagen gegen die NSA angekündigt haben. Vielleicht ist es für die Deutschen überraschend: Dazu zählen nicht zuletzt einige Vertreter der Tea-Party-Bewegung.

SPIEGEL: Sind zivile US-Gerichte überhaupt für solche Klagen zuständig?

Miller: Wenn man als Bürger beweisen kann, dass man selbst unmittelbar betroffen ist, dann ja. Das wird aber nicht einfach sein – die Dinge sind ja geheim. Vielleicht können die Snowden-Dokumente helfen.

INTERVIEW: DIETMAR HIPPE

ehrgeizigen Abrüstungsziele, wie er sie auf dem G-8-Gipfel in Nordirland formulierte.

Russland kann ohnehin gelassen sein, es sitzt auf den viertgrößten Devisenreserven der Welt, 400 Milliarden Euro. Seine Handelsbeziehungen mit Amerika beliefen sich vergangenes Jahr auf 40 Milliarden Dollar, der Handel mit dem viel kleineren Deutschland ist mehr als doppelt so groß.

Und so wiegelt der Abgeordnete Nikonow denn auch ab: „Ach, es hat schon so viele Spionage-Skandale zwischen unseren Ländern gegeben.“ Die Beziehungen würden sich schon wieder zurechtschütteln, und klar sei doch auch, die Ameri-

derzeit sowieso eine „schwierige Phase“ durchliefen. Das Risiko einer Eskalation und einer Konfrontation sei „groß“.

Entrüstung auch im US-Kongress, und zwar in beiden Lagern. Putin gehe es immer nur darum, „den Finger in die Wunde zu stecken, egal ob es Syrien ist, Iran oder jetzt Snowden“, sagt der demokratische Senator Chuck Schumer. Sein Verhalten werde „ernsthafte Konsequenzen für das amerikanisch-russische Verhältnis haben“. Sein republikanischer Kollege Lindsey Graham klang noch martialischer: „Ich hoffe, wir jagen Snowden bis ans Ende der Welt, führen ihn seiner gerechten Bestrafung zu und lassen die Russen wissen, dass es Konsequenzen

„Wir jagen Snowden bis ans Ende der Welt und führen ihn seiner Bestrafung zu.“

kaner hätten niemals auch nur einen einzigen russischen Überläufer ausgeliefert.

Doch die bestehen darauf, dass Putin ihnen Snowden übergibt. „Wir glauben, dass es genügend juristische Voraussetzungen gibt, dass er aus Russland ausgewiesen und in die USA zurückgeführt werden muss“, mit diesen Worten wiederholte Obamas Sprecher Jay Carney die Forderung der USA, Snowden auszuliefern. Der Präsident selbst telefonierte noch am Freitag mit Putin und sprach Snowdens Asylgesuch an.

Washington sieht die russisch-amerikanischen Beziehungen nicht so entspannt, wie sie Moskau darzustellen versucht. Russland biete Snowden eine „Propaganda-Plattform“, kritisierte das Weiße Haus. Moskaus Umgang mit ihm stehe im Gegensatz zu bisherigen Erklärungen, sich neutral verhalten zu wollen.

„Putin nutzt jede Chance, um an der PR-Front Punkte gegen die USA zu machen“, bemerkt die Russlandexpertin des Think-Tanks „Brookings Institution“. Dies sei besonders gefährlich, weil die Beziehungen zwischen beiden Ländern

gibt, wenn man so jemandem Schutz gewährt.“

Und was hatte der deutsche Innenminister Hans-Peter Friedrich zu der Causa zu sagen? Er war am Freitag zu Gesprächen über das NSA-Programm in Washington, stellte sich hinter die Amerikaner und versuchte einmal mehr, die Empörung über das flächendeckende Abhören durch die NSA zu dämpfen – jene Praxis, die Snowden publik gemacht hatte. Es ärgere ihn, dass „jeder Verdächtigungen gegen unseren amerikanischen Verbündeten in die Welt setzen kann“, hatte Friedrich zuvor bereits gesagt: „Das ist nicht fair. Ohne die Hinweise der USA hätten wir höchstwahrscheinlich Terroranschläge in Deutschland nicht verhindern können.“

Das Schicksal des in Russland feststehenden Whistleblowers und dessen Asylverhandlungen mit dem Kreml wollte Friedrich nicht weiter kommentieren. Er glaube aber nicht, „dass Moskau der Ort ist, wo man die Freiheit und das Internet besonders gut verteidigen kann“.

MARC HUIJER, CHRISTIAN NEEF,
MATTHIAS SCHEPP

KOMMENTAR

Amerikas Wahn

Von Klaus Brinkbäumer

Die USA sind krank. Der 11. September 2001 hat sie verwundet und verstört, das ist seit knapp zwölf Jahren offensichtlich, aber wie ernsthaft die Krankheit ist, das verstehen wir erst jetzt. Die NSA-Affäre legt einiges offen, nicht nur die Telefongespräche und das digitale Leben vieler Millionen Menschen. Die Bespitzelung der Welt zeigt, dass die USA manisch geworden sind, dass sie pathologisch handeln, übergriffig; was sie tun, steht in keinem Verhältnis zur Gefahr.

Seit 2005 sind durch Terrorismus pro Jahr im Schnitt 23 Amerikaner ums Leben gekommen, die meisten im Ausland. „Mehr Amerikaner sterben durch herabfallende Fernseher“, schreibt Nicholas Kristof in der „New York Times“, „und 15-mal so viele sterben, weil sie von der Leiter stürzen.“ Seit 2001 haben die USA acht Billionen Dollar für Militär und Heimat-schutz ausgegeben.

Die Bedrohungen sind andere. Die wahre kurzfristige Gefahr ist hausgemacht: Über 30 000 Amerikaner sterben jährlich durch Schusswaffen. Dass amerikanische Kinder erschossen werden, ist 13-mal so wahrscheinlich wie für Kinder in anderen industrialisierten Ländern. Dagegen tun der Kongress und Präsident Barack Obama wenig oder, um fair zu sein: nichts. Sie reden hin und wieder darüber, nach jedem Amoklauf. Und die Waffenlobby, unheilbar krank, sagt, die vielen Waffen seien nötig wegen der Selbstverteidigung.

Und gegen die wahren langfristigen Gefahren wie den Klimawandel unternimmt der wesentliche Verursacher Amerika nichts oder, um fair zu sein: zu spät zu wenig.

Das alles heißt nicht, dass Terror nicht existent wäre: Es gab 9/11, und al-Qaida existiert. Aber die Bespitzelung von Bürgern und Botschaften,

von Konzernen und Bündnispartnern verstößt gegen das Völkerrecht. Sie ist monströs und so rechtswidrig wie Guantanamo, wo seit elfeinhalb Jahren Menschen festgehalten und zwangsernährt werden, gegen die oft keine Beweise vorliegen und die heute deshalb nicht freigelassen werden können, weil sie Amerika inzwischen hassen; so rechtswidrig wie Drohnen, die Menschen töten, die Obama per Unterschrift zum Abschuss freigibt.

Ginge es um Bush, könnte man denken: Es ist halt Bush, aber es gibt noch ein besseres Amerika.



Terroranschlag in New York am 11. September 2001

Eine politische Diskussion über all das findet so gut wie nicht statt. Anschläge seien durch die Bespitzelung verhindert worden, das sagt Obama, das sagt Angela Merkel, und wir haben ihnen zu glauben. So erklärt man Wähler und Bürger zu Kindern, deren Eltern, die Regierungen, schon wissen, was richtig ist. Existiert jenes freie Amerika, das verteidigt werden sollte, noch, oder hat es sich durch die Verteidigung selbst abgeschafft?

Eine amerikanische Regierung, die ein Spitzelprogramm wie Prism absegnet, respektiert nichts und niemanden mehr. Sie lebt Allmacht aus, sie wähnt sich erhaben über den Rechtsstaat, im

eigenen Land ohnehin und sogar im Ausland. Dass nun Obama so handelt, ist trostlos. Ginge es um die Regierung Bush, könnte man denken: Es ist halt Bush, der ist berechenbar, es gibt noch ein besseres Amerika. Nun wissen wir: Es gibt nur ein Amerika. Hat der einstige Harvard-Jurist Obama seine Reden von der Rückkehr der Bürgerrechte eigentlich geglaubt? Kann jemand so zynisch sein, die Heilung der Welt zu versprechen, dann auf diese Weise zu handeln und gleichsam xenophob zu erklären, es würden ja nur Ausländer abgehört? Martin Luther King und Nelson Mandela sind Obamas Vorbilder, was würden sie sagen?

Die deutsche Regierung verhält sich verheerend schwach. Merkel müsste sagen: Ihr seid manisch, und was ihr da tut, ist krank. Freunde sagen so etwas. Stattdessen wägt sie jedes Wort ab, will bloß die USA nicht verprellen. Einen Vergleich der NSA mit der Stasi hält sie für unangemessen; aber das ist er nicht, da Vergleiche nicht bedeuten, dass zwei Dinge identisch sein müssen. Die Stasi hat Familien zerstört, die NSA vermutlich nicht. Aber die Nutzung der verfügbaren Technologie, die Pflege von Feindbildern, die Sammelwut, der Glaube daran, auf der richtigen, der guten Seite zu stehen: Gibt es nicht doch ein Muster?

Angela Merkel hat geschworen, Schaden vom deutschen Volk abzuwenden. Abgehört zu werden und damit rechnen zu müssen, dass jede E-Mail mitgelesen wird, die Verletzung der Privatsphäre, das ist ein Schaden.

Jeder Wähler weiß, dass Realpolitik hässlich sein kann, denn zur Politik gehört Güterabwägung. Die entscheidende Frage ist: Welches höhere Gut rechtfertigt den Rechtsbruch der USA und das Mitwirken deutscher Dienste? Es ist an der Zeit für Antworten.

SPIEGEL-Testpaket für Studenten!

12 x den SPIEGEL + digitaler SPIEGEL + Wunschgeschenk



B&F - Borken

Komplett
für nur
€ 19,90
Über 60 %
gespart!

Alle Vorteile im Überblick:

- ☒ 12 x den SPIEGEL lesen und über 60 % sparen
- ☒ Inklusive 12 x den digitalen SPIEGEL
- ☒ Wunschgeschenk sichern
- ☒ UniSPIEGEL und KulturSPIEGEL frei Haus

Halfar-Umhängetasche „Stripes“

Die geräumige Umhängetasche „Stripes“ aus Lkw-Plane mit Organizer-Fächern und Reißverschluss-Vortasche. Wahlweise in den Farben Schwarz oder Rot. Maße (B x H x T): ca. 40 x 31,5 x 12,5 cm. Art.-Nr. 4493 (Schwarz), 1669 (Rot)



Kopfhörer „Hurricane“

Komfortabler On-Ear-Kopfhörer in klassischem Design mit erstklassigem Sound. Verstellbare Überkopfbügel aus PVC und Aluminium, gepolsterte Ohrhörer und Halterungen aus ABS-Kunststoff. Art.-Nr. 4134

Direkt anrufen oder online bestellen:



Telefon 040 3007-2700

Bitte Aktionsnummer angeben: SP13-220



www.spiegel.de/student29



Trauerkundgebung vor dem Hauptquartier der Republikanischen Garde am 6. Juli in Kairo: „Sie verlangen, dass wir leise vor uns hin sterben“

ÄGYPTEN

Fromme Rivalen

Nach dem Massaker an über 50 Muslimbrüdern ist das Land kaum mehr regierbar. Die neue Einheit in Kairo bröckelt bereits – profitieren könnten die noch radikaleren Salafisten.

Nur wenige Meter trennen Mohammed Mursi von den Soldaten der Republikanischen Garde. Die schwerbewaffneten Soldaten verziehen keine Miene, als der Mann näher kommt. Mursi tritt an die Mauer aus Backsteinen, die die Soldaten vor ihrer Kaserne im Kairoer Stadtteil Nasr City aufgetürmt haben, er ruft: „Wir werden friedlich bleiben, auch wenn ihr weiter auf uns schießt.“ Dann geht er wieder zurück.

Mohammed Mursi ist 51 Jahre alt, er trägt einen langen grauen Bart, dazu eine weiße Galabija, das traditionelle ägyptische Männergewand. Er hat denselben Namen wie der gestürzte Präsident, zum Beweis zeigt er seinen Pass. Aber anders als der Ex-Präsident ist dieser Mursi Salafist, er ist noch strenggläubiger als sein Namensvetter von den Muslimbrüdern.

Seit Tagen schon campiert er in einer Zeltstadt im Osten Kairo, zusammen mit

Tausenden Muslimbrüdern. Müllhaufen liegen am Straßenrand, Männer dösen im Schatten ihrer Zelte, es ist heiß und staubig – und es ist Ramadan, Fastenzeit, eine besondere Herausforderung für die Demonstranten, die nicht weichen wollen, bevor ihr Präsident wieder im Amt ist.

„Er muss wieder regieren, Gott will es so“, sagt Mursi, der Salafist. Zwar haben auch ihn die 368 Tage enttäuscht, in denen die Muslimbruderschaft regierte, doch er fürchtet den Bedeutungsverlust, wenn die Religiösen ganz von der Macht verdrängt werden. Deswegen solidarisiert er sich mit den Muslimbrüdern, die er eigentlich nicht mag.

Es ist kaum zwei Wochen her, dass Armeechef Abd al-Fattah al-Sisi nach den größten Massenprotesten, die Ägypten je gesehen hatte, die Absetzung des ersten frei gewählten Präsidenten verkündete. Am 3. Juli war das, und im Fernsehen

fand sich ein Bündnis aus Liberalen, Linken, Nasseristen, revolutionären Jugendlichen, Kopten und Salafisten zu einem harmonischen Gruppenbild zusammen.

Doch der seltene Pakt hielt keine Woche lang: Als am vergangenen Montag Soldaten das Feuer auf protestierende Mursi-Unterstützer eröffneten und mindestens 51 Menschen starben, kündigten die Salafisten der Hisb al-Nur, der Partei des Lichts, ihre Zusammenarbeit mit der Übergangsregierung demonstrativ auf – allerdings nur vorübergehend.

Tatsächlich brauchen die Salafisten die Kooperation mit den Militärs und der Übergangsregierung, um einflussreich zu bleiben. Denn unter Mursis Präsidentschaft litten sie unter denselben Problemen wie die säkulare Opposition: Sie wurden kaum miteinbezogen, wichtige Ämter gingen an Muslimbrüder. Nun verkündet Parteivize Bassam Sarka staatstragend, die Nur-Partei werde „Verantwortung zeigen“ und mit dem „Militär kooperieren, um Schlimmeres zu vermeiden“. Der Lohn kam prompt: Die Militärs behielten einen umstrittenen Verfassungsartikel bei, wonach „Hauptquelle der Gesetzgebung“ die Prinzipien der Scharia seien. Und das, obwohl die Liberalen gerade diesen Artikel abgelehnt hatten.

Andererseits ist die neue Führung in Kairo auf die Salafisten angewiesen:

Schließlich will sie nicht alle Religiösen gegen sich aufbringen. Denn die Partei des Lichts ist beliebt, ein Viertel der Bürger hat ihnen bei den Parlamentswahlen ihre Stimme gegeben – sie gelten als die „reinen“ Gläubigen. Die Salafisten können nun jene Kraft sein, die das Land vereint – oder es noch tiefer spaltet.

Derzeit scheinen die Zeichen eher auf Vergeltung zu stehen, auf Misstrauen und Polarisierung, nicht auf Versöhnung. Gegen 300 Funktionäre der Muslimbruderschaft sollen Haftbefehle erlassen worden sein. Und wo der abgesetzte Präsident und seine Berater gefangen gehalten werden, ist mehr als zehn Tage nach dem Eingreifen des Militärs noch immer unbekannt. Nur so viel sagen die Behörden: Er werde „mit Würde“ behandelt. Kritik am harten Vorgehen der Generäle kam aus den USA: Die Führung in Kairo müsse unbedingt ihre „willkürlichen“ Verhaftungen von Muslimbrüdern stoppen.

Denn wie soll all dies zusammenpassen mit dem Ziel einer „nationalen Versöhnung“, wie es al-Sisi und die Übergangsregierung fordern? Lässt sich ein Bürgerkrieg noch verhindern, der wohl auf lange Zeit eine Militärherrschaft nach sich ziehen würde? Darum geht es in diesen Tagen. Klar ist aber bereits jetzt: Es wird entscheidend sein, wie sich die Islamisten verhalten.

Denn vor allem seit dem Mord herrschen bei den Muslimbrüdern Frust und Zorn vor. Der blutige Zusammenstoß zwischen ihren Anhängern und der Armee hat die Hoffnung zerschlagen, dass es doch noch zu einem friedlichen Ausgleich kommen könnte. Eine Beteiligung an der Übergangsregierung, wie sie der neue Präsident Adli Mansur vorschlug, ist für die Bruderschaft seither ausgeschlossen. Am vergangenen Freitag mobilisierten sie daher wieder einmal ihre Anhänger zu einem Massenprotest für Mursi, allein in Kairo kamen rund 200 000 Menschen.

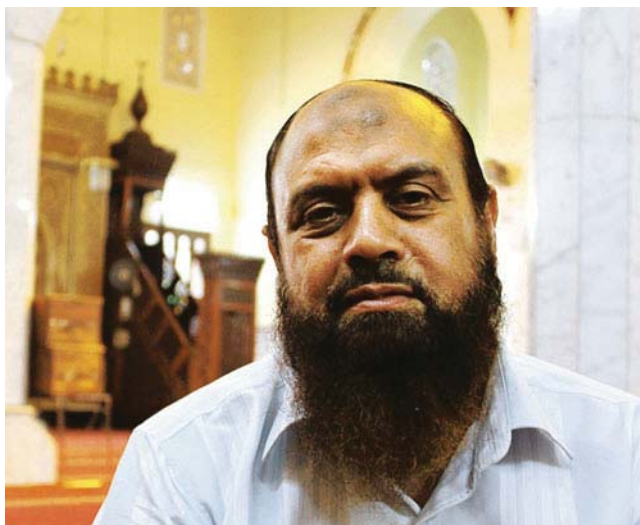
„Sie verlangen von uns, dass wir den Militärputsch akzeptieren und leise vor uns hin sterben, damit sie in Ruhe ihre von der Armee geführte Demokratie genießen können“, twitterte Jihad al-Hadad, der Sprecher der Muslimbrüder.

Doch es ist nicht eindeutig, wer schuld ist am Blutbad in Nasr City. Mitarbeiter von Amnesty International sprachen mit Teilnehmern und besuchten Krankenhäuser. Sie bestätigten zwar, dass die Armee unverhältnismäßig brutal gegen die Demonstranten vorgegangen sei, machten Letztere aber für die Eskalation mitverantwortlich: Die Demonstranten hätten von Anfang an mit Gewalt auf alle Versuche der Armee reagiert, den Protest

aufzulösen. Die staatlichen Zeitungen sprachen dagegen von „Terroristen“; die unabhängigen Blätter „al-Masri al-Jaum“ und „al-Watan“ von einer „Verschwörung der bewaffneten Bruderschaft“.

Es könnte in dieser aufgeheizten Stimmung ausgerechnet das passieren, was die Armee mit ihrem Putsch verhindern wollte: Die Islamisten könnten sich radikalisieren. Einen Vorgeschmack gab es vergangene Woche. Da wurde auf dem Sinai ein 60-jähriger Kopte geköpft, ein Priester wurde erschossen. In einem Dorf in Oberägypten prügelte ein Mob einen christlichen Unterstützer der Tamarud-Bewegung zu Tode, weitere Kopten wurden erstochen und etwa 20 Häuser der religiösen Minderheit in Brand gesteckt.

Denn als am 3. Juli der Armeeführer seine Erklärung verlas, da saß Papst Tawadros II., Oberhaupt der Kopten, neben ihm. Daher sehen manche Mursi-Anhänger eine Christenverschwörung am Werk. „Nieder mit der Herrschaft des Papstes!“, rufen sie inzwischen bei ihren Protesten.



Salafist Naim: „Unser Armeeführer ist ein kluger Mann“

Es mutet seltsam an, dass sich in diesem Machtkampf ausgerechnet die größte Salafisten-Partei Ägyptens gegen die Muslimbruderschaft stellt. Die fundamentalistische Hisb al-Nur steht den Muslimbrüdern ideologisch nahe, viele ihrer Mitglieder sind aber noch deutlich radikaler. Während der Parlamentswahlen 2011 forderten einige ihrer Kandidaten eine strikte Geschlechtertrennung und ein umfassendes Alkoholverbot in Ägypten, sogar die Verhüllung „pharaonischer Götzen“ wurde diskutiert. Und doch wurden die beiden islamistischen Gruppen zu Rivalen.

Denn die Salafisten fürchten die gut organisierten Muslimbrüder, gleichzeitig lehnen sie ihren politischen Machtanspruch ab. Die Abgrenzung von der jeweils anderen Gruppe nutzen beide aus: Die Salafisten prangerten die Bruderschaft schon 2011 als „systemtreu“ und

„kapitalistisch“ an, während die Muslimbrüder die radikale Konkurrenz benutzten, um sich als „moderate Islamisten“ darzustellen. Im Präsidentschaftswahlkampf vor einem Jahr unterstützte die Nur-Partei zunächst nicht etwa Mohammed Mursi, sondern den abtrünnigen Muslimbruder Abd al-Munim Abu al-Futuh. Erst im zweiten Wahlgang hielten die Salafisten zu Mursi.

Der Kairoer Analyst Aschraf al-Scharif sieht in ihrem Lavieren eine langfristige Strategie: „Die Salafisten wollen die Muslimbruderschaft als wichtigsten islamistischen Akteur in Ägypten ablösen.“ Man sollte nicht vergessen, so Scharif, dass die Nur-Partei einen wichtigen Sponsor habe: Saudi-Arabien. Dessen Interesse sei es, die Muslimbruderschaft kleinzuhalten, im eigenen Königreich und in Ägypten. Denn im Denken der Muslimbrüder habe eine Monarchie keinen Platz – die Salafisten sind da flexibler.

Will die Nur-Partei tatsächlich die Bruderschaft ablösen, so muss sie sich mit der Armee arrangieren. Und sie muss versuchen, die widerstrebenden Kräfte im eigenen Lager zusammenzuhalten. Denn auch das gehört zur komplexen Wirklichkeit in Ägypten: Selbst die Ultrareligiösen sind zerstritten.

Nicht wenige Anhänger der Nur-Partei kritisieren den Kurs ihrer Führung, sie demonstrieren in diesen Tagen zusammen mit den gedemütigten Muslimbrüdern in Nasr City, so wie der Salafist Mursi. Andere halten sich ganz aus der Politik heraus. Und wieder andere haben sich auf die Seite der revolutionären Jugendbewegung Tamarud gestellt.

So wie Nabil Naim, 56, der seinen Oberlippenbart nach Salafistenart trimmt. Von seinem Büro am Tahrir-Platz aus organisiert Naim eine Gruppierung, die er die „Retungsfront Jerusalems“ nennt. Naim zählt zur dschihadistischen Strömung der Salafisten, er hat einst in Afghanistan und Bosnien gekämpft, bevor er 18 Jahre in ägyptischer Haft saß.

Ausgerechnet das Militärregime ließ ihn nach der Revolution 2011 frei. Und so gehört Naim auch zu jenen Salafisten, die das Militär bewundern. „Unser Armeeführer ist ein kluger Mann“, sagt Naim. Es gibt überraschend viele Ultrareligiöse, die genauso denken.

Und Mursi? Dass der Muslimbruder entmachtet wurde, darüber habe er sich sehr gefreut, sagt Naim. Denn weder sei der Ex-Präsident ein Revolutionär, noch sei er besonders fromm gewesen. Politik in Ägypten, glaubt Naim, werde in Zukunft nicht in Palästen, sondern „auf der Straße“ gemacht.

RANIAH SALLIOM,
DANIEL STEINVORTH, VOLKHARD WINDFUHR

BRASILIEN

Gottes Entertainer

Evangelikale Gemeinden werben der katholischen Kirche die Gläubigen ab – und scheffeln dabei Millionen.

Es steht 23:2 gegen den Papst in Pedra de Guaratiba, im Westen von Rio de Janeiro: 23 evangelikale Kirchen haben hier in den vergangenen Jahren eröffnet, zwei katholische Gotteshäuser halten die Stellung. Der katholische Padre Marcus Vinicius Antunes Trindade, 42, leitet die Abwehr. Er schlägt sich wacker.

Etwa 150 Menschen drängen sich während der Sonntagsmesse in seiner Kirche São Pedro, der ältesten von Guaratiba. Alle Bänke sind besetzt, der Priester strahlt; er ist ein stattlicher, charmanter Mann. Nur als er auf die evangelikale Konkurrenz angesprochen wird, verdüstert sich seine Miene.

„Zahlen interessieren mich nicht“, wiegelt er ab. „Wenn Jesus auf Zahlen fixiert gewesen wäre, hätte er hundert Jünger zum Abendmahl geladen, nicht zwölf.“

Ende des Monats will Papst Franziskus nach Guaratiba kommen. Brasilien sei mit 163 Millionen Gläubigen das größte katholische Land der Welt, heißt es im Vatikan. Doch in Wahrheit verliert die katholische Kirche hier rasend schnell ihre Anhänger – vor allem an protestantische Gruppen. Der Westen von Rio ist die erste Region Brasiliens, in der es mehr evangelikale als katholische Gläubige gibt. Katholiken aus allen sozialen Schichten wechseln zu Pfingstkirchen und baptistischen Gemeinden. Überall im Land öffnen evangelikale Bethäuser.

An der Straße, die zu Padre Marcus Vinicius' Kirche führt, steht alle hundert Meter ein Haus der Konkurrenz, manche dienen früher als Garagen oder Kinos. Über den Eingängen flackern Neonröhren, aus den Sälen schallen Gospelsongs. Es ist laut und bunt, die Pastoren übertönen sich gegenseitig, die Straße ist ein Markt der Religionen.

Die Glocken von São Pedro gehen in dem Lärm unter, aber Padre Marcus Vinicius hofft auf den Papst. Es ist die erste Auslandsreise des argentinischen Pontifex, er wird auf einem Acker predigen, wenige hundert Meter von Marcus Vinicius' evangelikalen Rivalen entfernt. Bulldozer planen das Gelände, Bauarbeiter zimmern und hämmern seit Wochen an der Bühne. Rios Erzdiozese rechnet mit zwei Millionen Besuchern. Nicht einmal die Rolling Stones brachten so viele Menschen auf die Beine, als sie 2006 am Strand von Copacabana spielten.

Die Papst-Show wird wohl imposant aussehen, doch viele Millionen Einwohner evangelikalen Glaubens werden das Spektakel ignorieren. „Der Papst kommt, na und?“, lästert Pastor Silas Malafaia, 54. „Für uns ist es ein Tag wie jeder andere.“

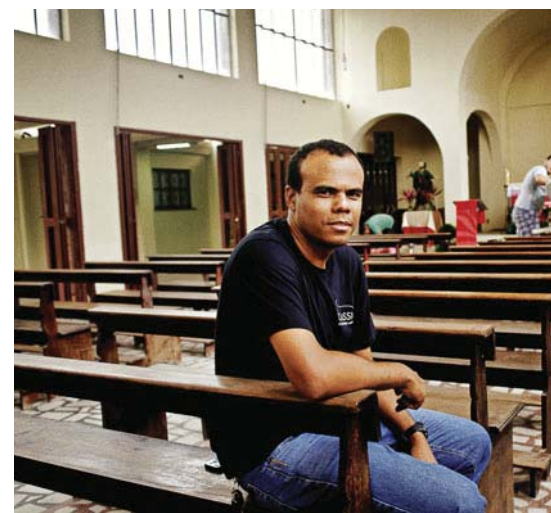
Der Mann mit der goldenen Rolex am Handgelenk leitet die Assembleia de Deus Vitória em Cristo, eine der großen evangelikalen Kirchen Brasiliens. Früher hat er Matratzen verkauft, mit Anfang zwanzig machte er seine eigene Kirche auf. Heute leitet er ein Imperium von 120 Gotteshäusern, gerade baut er eine neue Halle für 6000 Anhänger, 2017 ist eine weitere für 25 000 Gläubige geplant.

In seine Hauptkirche kommen sonntags rund 4000 Menschen zum Gottesdienst. Malafaia steigt selbst auf die Kanzel, er trägt einen eleganten braunen Anzug, seine Haare sind gegelt. Er ist ein Entertainer und Verkaufstalent, seine Predigt würzt er mit Witzen. Ein Gospelchor begleitet den Pastor, die Liedtexte laufen auf einem Bildschirm mit. Das Spektakel wird überlicherweise aufgezeichnet und später im Fernsehen ausgestrahlt.

„Das Einkommen unserer Kirche ist um 450 Prozent gestiegen“, ruft der Pastor ins Mikrofon. „Amen!“, schallt es zurück, die Leute applaudieren. Helfer in schwarzem Anzug reichen Umschläge für den „Dízimo“ herum, die Kirchenspende. Viele zücken die Brieftasche, einige zahlen mit Kreditkarte, die Kirche stellt Quittungen aus. Malafaias Anhänger sind überwiegend Aufsteiger aus der unteren Mittelschicht, einige lesen die Bibel auf ihrem iPad.

Sein Kirchenimperium leitet Malafaia von einem riesigen Neubaukomplex im Westen Rios aus. Dort geht es zu wie in einem multinationalen Unternehmen: Die Zufahrt kontrolliert ein privater Sicherheitsdienst, Kameras überwachen das Gelände. Die Lobby haben die Protestanten mit Marmor getäfelt, schwarze Ledersessel stehen auf flauschigen Teppichen. An der Wand hängt ein Flachbildfernseher, es läuft eine DVD mit Gospelsongs. Elegante Empfangsdamen servieren Kaffee, leise rauscht die Klimaanlage.

Eine blonde Gospelsängerin wartet auf einen Studietermin, Malafaias Kirche betreibt hier mehrere Fernseh- und Aufnahmestudios. Daneben macht ein Callcenter mit 250 Kabinen Telemarketing für den Gottesmann, in einer Lagerhalle beladen



Katholischer Priester Marcus Vinicius in der Kirche

Arbeiter Lastwagen mit frommer Literatur. Über eine Million Bücher und CDs hat der Pastor allein im vergangenen Jahr verkauft.

Auch in Brasiliens Politik mischen sich die evangelikalen Kirchen ein. Bis zu zwei Millionen Menschen brachten sie in den vergangenen Jahren allein in São Paulo bei Demonstrationen gegen Abtreibungen auf die Straße – mehr als bei den Massenprotesten, die in den vergangenen Wochen Schlagzeilen machten.



Evangelikaler Gottesdienst in Rio de Janeiro

RAFAEL FABRES / DER SPIEGEL



RAFAEL FABRES / DER SPIEGEL

São Paulo, protestantischer Konkurrent Malafaia: „Der Papst kommt, na und?“

Im Kongress setzen sich die meist ultrakonservativen evangelikalen Abgeordneten beispielsweise für die „Schwulen-Heilung“ ein – dieses Gesetzesprojekt soll es Psychologen erlauben zu versuchen, Homosexuelle in Heteros zu verwandeln. Die Standesorganisation der Therapeuten hatte den Unsinn verboten.

Die evangelikale Lobby im Kongress wird von Marco Feliciano angeführt, einem Pastor aus São Paulo. Seine Wahl zum Vorsitzenden der Menschenrechts-

kommission löste einen Proteststurm unter Schwulenaktivisten und Liberalen aus, doch die Regierung scheut vor einer offenen Konfrontation mit den Evangelikalen zurück. Im Kabinett von Präsidentin Dilma Rousseff sitzt sogar ein evangelikaler Minister, Rio de Janeiro wurde jahrelang von einem evangelikalen Prediger regiert. Auch das Idol vieler junger Demonstranten, die ehemalige Umweltministerin Marina Silva, gehört einer solchen Kirche an. „Ohne uns geht nichts“, sagt Prediger

Malafaia. „Wir werden die nächste Präsidentschaftswahl beeinflussen.“ Er hat ein Buch über die „Schwulen-Heilung“ herausgegeben. Ein ehemaliger Transvestit schildert darin, wie er sich mit Gottes Hilfe angeblich zum heterosexuellen Pastor wandelte. „Homosexualität ist eine Verhaltensstörung“, behauptet Malafaia. „Das kann man ändern.“

Doch der Streit um die Schwulen ist nur ein Nebenschauplatz, die evangelikalen Kirchen fungieren vor allem als Geldmaschinen. In fünf Jahren habe seine Kongregation 120 Millionen Dollar eingenommen, frohlockt Malafaia. Zu Gottesdiensten im Nordosten fliegt er mit einem Privatjet, das Flugzeug gehört der Kirche.

Das US-Magazin „Forbes“ hat ihn Anfang des Jahres zum drittreichsten Pastor Brasiliens erklärt, sein Vermögen beträgt angeblich über 300 Millionen Reais, rund 15 Millionen Euro. Malafaia bestreitet das, er will „Forbes“ verklagen: „Das Geld gehört der Kirche, nicht mir.“ Vor dem Fiskus hat er ein Privatvermögen von 4,5 Millionen Reais erklärt, rund 1,5 Millionen Euro.

Religion ist ein lukratives Geschäft, als gemeinnützige Institution zahlen die Kirchen keine Steuern. Jüngst suchte ein Pastor in spe via Zeitungsanzeige Interessierte, um eine protestantische Kirche zu gründen. Seine Motivation sei „spirituell und finanziell“, schrieb er.

Kundschaft ist garantiert, Brasiliens Städte sind in den vergangenen Jahrzehnten enorm gewachsen. Viele Zuwanderer in den Metropolen sind entwurzelt, die Familien zerrissen, Alkohol- und Drogensucht sind weitverbreitet. In den evangelikalen Kirchen suchen die Menschen Hilfe. „Die katholische Kirche vertröstet sie auf das Jenseits, das ist wenig attraktiv“, sagt die Soziologieprofessorin Christina Vital: „Die evangelikalen Kirchen bieten dagegen praktische Lebenshilfe.“

Vor allem in Gefängnissen und Armenvierteln sind die Pastoren aktiv, viele ehemalige Drogenhändler lassen sich taufen. In Jardim Primavera, einem ärmlichen Vorort von Rio, unterstützt Malafaia ein Projekt für Alkoholranke, Demente und Drogensüchtige, seine Organisation bietet Alphabetisierungskurse und Hilfe bei der Arbeitssuche.

Der Vatikan ist alarmiert über den Vormarsch der Konkurrenz. Papst Franziskus will seinen Priestern in Brasilien mehr praktische Seelsorge empfehlen. Auf den Besuch der berühmten Christusstatue in Rio wird er wohl verzichten, stattdessen möchte er in ein Armenviertel gebracht werden. „Er sieht sich als Hirte“, sagt Padre Marcus Vinicius in Guaratiba.

Er unterstützt den neuen Kurs der Kirche, betreibt ein Zentrum für Drogensüchtige, und dreimal die Woche predigt er in einer Favela.

JENS GLÜSING

SPANIEN

Lockmittel für den Krösus

In der Krise verscherbeln Regionalregierung und Stadtverwaltung von Madrid ihre Schätze und ändern Gesetze – für Investoren.

Sol, Sonne – kann es einen besseren Namen für den wichtigsten Platz der spanischen Hauptstadt geben? Hier, wo einst die Puerta del Sol, das Sonnentor der Stadtmauer, stand, liegt Spaniens geografischer Mittelpunkt. Von diesem Nullpunkt aus gehen wie Sonnenstrahlen die Nationalstraßen ab, von hier aus werden die Kilometer gezählt. Und unter der Erde treffen sich hier drei U-Bahn- und zwei Nahverkehrslinien.

Sol? Nein, „Nächste Station Vodafone Sol“, so heißt es seit Anfang Juni in den Lautsprecherdurchsagen der U-Bahn. Auch die altehrwürdigen Namenstafeln an den Metroeingängen wurden ausgetauscht: Auf Emaille prangen nun das rote Logo und der Schriftzug des britischen Mobilfunkkonzerns. Ab September soll zudem die Linie 2 einfach „vodafone“ heißen.

Eine Million Euro pro Jahr bringt die Reklame der tief verschuldeten Hauptstadtregion. Deren Regierungssitz liegt an der Stirnseite des Platzes. Dort sitzt Ignacio González, der konservative Regionalpräsident von Madrid. Ihn überzeugt das neue Einnahmemodell, deshalb will er noch weitere U-Bahn-Linien als PR-Vehikel anbieten. Denn in den vergangenen fünf Krisen Jahren hat die Metrogesellschaft über zwölf Prozent Fahrgäste eingebüßt und Rekordschulden von mehr als einer halben Milliarde Euro angehäuft. Auch die städtischen Buslinien stecken in der Klemme und sollen privatisiert werden.

Die Hauptstädter schütteln zwar den Kopf über solche „tonterías“, aber Widerstand gegen die „Dummheiten“ ihrer Verwaltung leisten sie nicht mehr. Die Spanier sind zermürbt von fünf Jahren wachsender Arbeitslosigkeit und wirt-

schaftlicher Rezession. Die Hauptstadt ist die mit 7,4 Milliarden Euro am höchsten verschuldete Gemeinde des Landes.

Ihre Bürgermeisterin ist Ana Botella, Ehefrau des konservativen Ex-Ministerpräsidenten José María Aznar, und sie möchte gern im dritten Versuch die Olympischen Spiele nach Madrid holen, 2020. Dafür haben ihre Vorgänger schon über 6 Milliarden Euro investiert, sie braucht noch einmal mindestens 2,5 Milliarden. Deshalb hat sie sich in den vergangenen Monaten ans Verscherbeln öffentlicher Gebäude und Liegenschaften gemacht – viel Erlöst hat sie bislang nicht. Eine chinesische Bank ergatterte einen Prachtbau beim Prado-Museum mit fast einem Drittel Preisnachlass.

Im Ausverkauf waren auch 26 Werke der bekanntesten zeitgenössischen Künstler Spaniens aus Beständen des Rathauses. Botella entschuldigte sich, die hätten doch „allein dekorativen Wert“.

Europas können angeblich Zehntausende Jobs geschaffen werden – Balsam in einem Land mit einer Quote von 27 Prozent Arbeitslosen, allein 682.000 in der Region Madrid.

Deren Präsident González hat das Projekt von seiner Vorgängerin Esperanza Aguirre geerbt, einer Größe in Aznars Volkspartei. Die hatte den Casino-Magnaten Sheldon Adelson aus Las Vegas – stramm rechter Unterstützer der Tea Party und des Siedlungsbaus in Israel – jahrelang umgarnt: Bei einem kühlen Gazpacho in ihrem Haus wurde vorigen August die Investition von 17 Milliarden Euro besiegelt. Es gibt da nur ein paar Probleme mit den Gesetzen.

Die könnten schnell aus dem Weg geräumt werden, versprach der Regionalpräsident. Er hofft, noch dieses Jahr den Grundstein zu legen, um 2017 zu eröffnen. Doch Adelson, der Anfang August seinen 80. Geburtstag feiert, hat noch keine Pläne vorgelegt, er wartet – zum Beispiel auf die Garantie, dass an den Spieltischen geraucht werden darf. Dazu müssten die strengen Anti-Tabak-Vorschriften aufgehoben werden.

Madrid hat bereits die Steuer auf Glücksspiel zu Adelsons Gunsten von 45 auf 10 Prozent gesenkt. Der Amerikaner, der zu den 15 reichsten Menschen der Welt gehört, erhielt auch noch die Erlaubnis, seine Bauten so hoch zu türmen, wie es ihm beliebt. Und sogar Minderjährige sollen in Begleitung von Erwachsenen die Spielerstadt besuchen dürfen – alles Dinge, die ansonsten unmöglich sind.

Als weiteres Lockmittel für den US-amerikanischen Krösus gab der Regionalpräsident Ende Juni sein Okay für einen neuen Flughafen in der Nachbarschaft. Dabei ist das erst 2006 für 6,2 Milliarden Euro fertiggestellte Terminal 4 des Hauptstadt-Airports längst nicht ausgelastet.

Um Geld hereinzuholen, hat die Regierung der Region Madrid Anfang Juli auch noch beschlossen, weitere sechs öffentliche Krankenhäuser samt technischer Ausrüstung zu verkaufen.

Vorigen Mittwoch hat das Oberste Gericht die Privatisierung des Gesundheitswesens gestoppt, vorläufig. Tausende Ärzte und Krankenpfleger in weißen Kitteln demonstrierten an den vergangenen Sonntagen gegen den Plan, natürlich auf Madrids zentralem Platz, an der Station Vodafone.

HELENE ZUBER



Platz Puerta del Sol, Eurovegas-Simulation: Phantastische Dummheit

Die Madrilenen resignieren und spotten allenfalls über eine weitere phantastische Idee: Auf einem 750 Hektar großen Terrain im Südwesten der Hauptstadt wollen die Politiker „Eurovegas“ errichten lassen, einen gigantischen Freizeitkomplex. Aus den Weizenfeldern sollen in den nächsten Jahren Wolkenkratzer sprießen – Casinos, Hotels, Versammlungsgebäude. Auf einer der größten Baustellen



Demonstration für die Unabhängigkeit Tibets am Sitz der Exilregierung in Indien 2008: „Es ist alles viel schlimmer als im Westen bekannt“

TIBET

„Knoten im Herzen“

Ein hoher KP-Funktionär hat ein Enthüllungsbuch über die Verbrechen der Chinesen geschrieben. Noch ahnen seine Genossen nicht, dass er zur Opposition übergelaufen ist.

Die für die chinesische Regierung verheerenden Dateien finden sich auf drei CDs: Sie enthalten die Abrechnung eines Tibeters, der an die Ziele der Kommunistischen Partei Chinas geglaubt und im Apparat Pekings Karriere gemacht hat. SPIEGEL-Redakteur Andreas Lorenz traf den landesweit bekannten Funktionär heimlich im Restaurant einer chinesischen Provinzstadt, damit seine Anonymität gewahrt bleibt. Sein Text über die Unterdrückung seines Volkes soll, so hofft er, als Buch möglichst im Westen erscheinen und so den Machthabern in Peking Druck machen.

Dorjee Rinchen, 58, stand sehr früh auf an diesem 23. Oktober 2012, dem letzten Tag seines Lebens. Im Kloster Labrang drehte er die buddhistischen Gebetsmühlen, dann kehrte er zu seiner Hütte zurück, räumte auf, zog erneut zum Kloster.

Auf der Hauptstraße des Ortes Xiahe in der chinesischen Provinz Gansu, in der Nähe einer Polizeiwache, übergoss sich der tibetische Bauer mit Benzin und zündete sich an. Mit Handys aufgenommene Bilder zeigen ihn in Flammen die



Selbstmörder Dorjee 2012 in Xiahe
„Eine zu radikale Tat“

Straße hinunterlaufen, bis er zusammenbricht.

Sofort sind Polizisten und Soldaten zur Stelle, sie rangeln mit Passanten, die Dorjees verkohlten Leichnam zu seinem Haus tragen wollen, wie es tibetischer Brauch ist. Schließlich geben die Uniformierten nach.

Dorjee ist einer von mehr als hundert Tibetern, die sich seit März 2011 selbst angezündet haben, um gegen die chinesische Herrschaft in Tibet zu protestieren. Ein anderer, der sich ein paar Tage später ebenfalls das Leben nahm, hinterließ einen Brief, der die Gedankenwelt der Unglücklichen zusammenfasst: „Es gibt keine Freiheit in Tibet, Seine Heiligkeit der Dalai Lama darf nicht nach Hause zurückkehren. Der Panchen Lama sitzt im Gefängnis.“

Die Stimmung ist verzweifelt auf dem Dach der Welt. Nie zuvor haben so viele Tibeter durch Selbstverbrennung ihr Le-

ben geopfert, um die Welt auf ihr Schicksal aufmerksam zu machen. Aber nicht alle glauben, dass dies der richtige Weg ist. Ein paar hundert Kilometer vom Kloster Labrang entfernt sitzt ein hoher KP-Funktionär und schüttelt den Kopf. Die Selbstverbrennungen, sagt er, seien eine „Überreaktion, eine zu radikale Tat. Der Buddhismus achtet Selbsttötungen“.

Trotzdem, sagt er, könne er die Motive verstehen. Die Situation in seiner Heimat sei dramatisch. „Die wirtschaftliche Lage, der Lebensstandard, die Kultur und die Bildung in Tibet sind viel besser geworden.“ Aber der Preis, den die Regierung für diese Entwicklung von den Tibetern fordere, sei zu hoch; Peking versuche, sie mit Gewalt zu disziplinieren: „Die Kontrolle ist stark, die Freiheit begrenzt.“

Der Mann sitzt im Zentrum der KP in Chinas Hauptstadt. Er ist nicht nur in Tibet, sondern in ganz China bekannt, niemand verdächtigt ihn, ein Oppositioneller zu sein. Er ist selbst einer der Privilegierten, einer, der lange an das versprochene Ziel eines sozialistischen China geglaubt hat, in dem nicht nur die Han-Chinesen, sondern auch die Tibeter und alle Volksgruppen ein besseres Leben führen würden.

Nun will er Widerstand leisten: „Ich bin ein Tibeter, ich arbeite in der Regierung. Ich habe die Autorität zu beschreiben, was wirklich passiert ist“, sagt er.

Von Jugend an dient er der chinesischen Regierung – wie viele Tibeter, die sich damit abgefunden haben, dass Peking seit dem Einmarsch der chinesischen Armee 1950 ihr Land regiert. Dazu gehören Parteifunktionäre, Polizisten und Propagandisten, Journalisten und Ingenieure. Sie verhalten sich so, wie Menschen es tun, wenn sie unter fremder Herrschaft in Ruhe und Frieden leben wollen: Sie passen sich an, beten die Parteiparolen nach, genießen den wachsenden Wohlstand und fühlen sich am Ende oft elend.

Deshalb hat sich dieser Zeitzeuge hingesezt und die jüngere Geschichte Tibets so aufgeschrieben, wie er sie erlebt hat. Er konzentriert sich auf das, was die Propagandisten und Geschichtsschreiber des Systems verschweigen oder beschönigen: „Es war und ist alles viel schlimmer als im Westen bekannt.“

Er ist entschlossen, anonym zu bleiben, solange es geht. „Ich will meinen Namen nicht

nennen, ich möchte nicht, dass Sie meinen Beruf erwähnen, und meinen Wohnort dürfen Sie nur allgemein beschreiben“, sagt er.

Das Buch soll im Ausland erscheinen, das ist sein Ziel, anders ginge es natürlich auch nicht. Wenn herauskommen würde, dass er, der angesehene Funktionär, in Wahrheit ein tibetischer Dissident ist, der das „Schicksal der Tibeter“ mit dem der Juden unter den Nazis vergleicht, wäre es sehr schnell mit dem guten Leben vorbei: Ihm drohen Gefängnis und womöglich die Todesstrafe.

Das Buch ist in Mandarin verfasst, der Sprache der Herrscher in Peking. Der Autor will, dass möglichst viele sein Volk verstehen, das für eine fremde Utopie „in Blutlachen und Fegefeuer gestürzt“ worden sei.

Dabei waren manche Tibeter anfänglich durchaus froh, als die Chinesen in Tibet einmarschierten, verhiessen die neuen Herren doch Modernität und Wohlstand. Die Kommunisten unter Mao Zedong, so glaubten sie, würden ihnen helfen, sich von einer brutalen Mönchsdiktatur zu befreien. Das Leben der Bevölkerung Tibets

unter der Knute von Klöstern und Adligen war hart. Die frommen Nichtstuer knechteten ihre Untertanen, hielten sie wie Leibeigene und züchtigten sie mit Peitschen.

Die Stimmung wandelte sich jedoch, als die chinesische Regierung unter Mao Zedong ihr Versprechen nicht einhielt, den Tibetern auch weiterhin ihre Traditionen und ihren Glauben zu belassen. Besonders verheerend wirkte sich die Kollektivierung der Landwirtschaft aus. Tibetische Nomaden wurden in sogenannten Volkskommunen sesshaft gemacht, ihr traditioneller Lebenswandel wurde zerstört. So kam es schon in den fünfziger Jahren immer häufiger zu Unruhen unter den Tibetern.

In der Großen Proletarischen Kulturrevolution (1966 bis 1976) fielen Rote Garden, darunter auch viele Tibeter, über ihre vermeintlich „revisionistischen“ und „imperialistischen“ Landsleute her. Tausende Mönche wurden erschlagen oder in Lager gesteckt, uralte Reliquien zerstört. Artillerie machte Hunderte Klöster dem Erdboden gleich.

Die KP-Funktionäre wollten die Kultur ihrer Untertanen zerstören: Die Tibeterinnen mussten beispielsweise Hosen tragen wie die Han-Chinesinnen – Helfer schnitten ihnen die Zöpfe ab. Clan-Älteste und Äbte wurden zur Umerziehung in Lager gebracht, wo sie täglich die Anweisungen Maos studieren mussten.

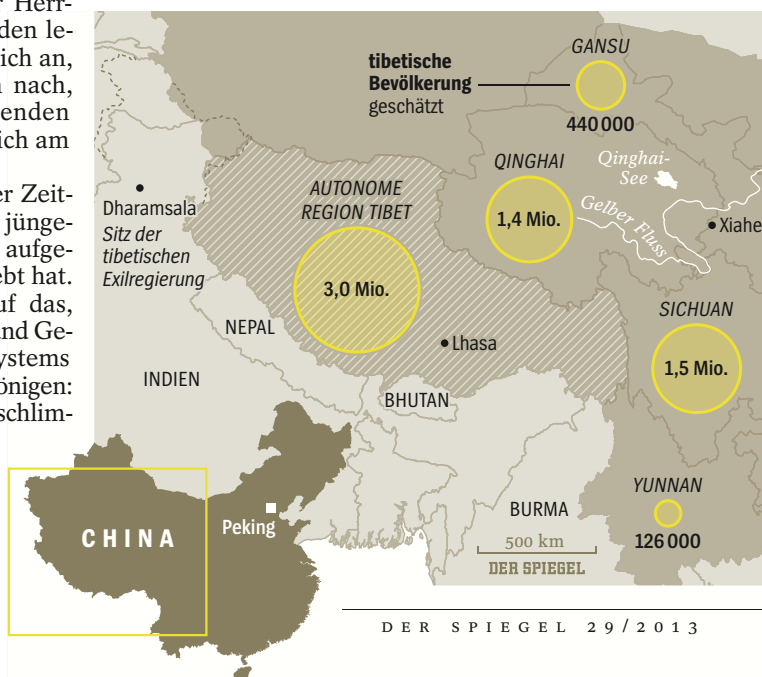
Aufstände schlug Chinas Militär blutig nieder. Nachdem Mönche 1956 einen Unteroffizier der Volksbefreiungsarmee getötet hatten, rächte sich ein chinesisches Kavallerieregiment in der Ortschaft Quiji Nawa in der Provinz Gansu mit einer Attacke auf rund „200 unschuldige Frauen und Kinder. Sie umzingelten ein Zelt, in das sie erst Handgranaten warfen und das sie dann mit Gewehrsalven beschossen“.

Der Autor zitiert einen ehemaligen Soldaten, der ein solches Massaker miterlebt hat: „Manchen Frauen wurde ein Säbel in die Vagina gestossen und der Brustkasten aufgespalten, manche zwei-, dreijährige Kinder wurden gepackt und in den Gelben Fluss geschmissen.“

Anfang der achtziger Jahre musste die KP eingestehen, mit ihrer rabiaten Politik „den Interessen des Volks schwer geschadet zu haben“. Tibet war inzwischen endgültig zur Unruheregion geworden. Pekings Behauptung, dass „Millionen



Dalai Lama, KP-Chef Mao 1954: Attacken auf Frauen und Kinder





Chinesische Sicherheitskräfte in Lhasa: „Kaltblütig wie Giftschlangen“

tibetische Bauern, die unter der Führung der Partei zu Herren in ihrem Haus“ geworden seien, entpuppte sich, so schreibt der KP-Funktionär, als Propaganda.

Für die Unruhe und den Zorn der Tibeter gibt es nach seiner Ansicht viele Gründe: Die langgehegte Hoffnung, der Dalai Lama könne eines Tages aus Indien, wo die tibetische Exilregierung ihren Sitz hat, doch noch nach Hause zurückkehren, schwindet. Peking verdammt ihn als „Verräter“ und weigert sich, ihn auch nur als Gesprächspartner anzuerkennen.

Ein Affront für Peking war sein Auftritt vor US-Abgeordneten in Washington 1987, wo der Dalai Lama einen „Fünf-Punkte-Friedensplan“ vorstellte und unter anderem forderte, die Zuwanderung von Han-Chinesen nach Tibet zu beenden und keinen Atommüll mehr auf das Dach der Welt zu schaffen. Da, so der KP-Funktionär, „wuchs bei jugendlichen Intellektuellen und einigen Funktionären, bei Arbeitern, Bauern und Hirten ein neues oppositionelles Bewusstsein heran“.

Dann unterlief den Chinesen 1988 noch ein Fehler: Zum Ende der alljährlichen „Feier des Großen Gebetes“ hatten sich hohe Funktionäre auf einer Dachterrasse des Jokhang-Tempels von Lhasa versammelt, um von dort aus die große Prozession zu beobachten. Dabei standen sie direkt über einem Zimmer, das die Mönche als heilig erachteten: Der Dalai Lama hatte dort während dieser Feier stets übernachtet.

Prompt flogen Steine, Soldaten prügeln sich den Weg frei, und einige Parteikader, unter anderen der Vize-Parteichef von Tibet, mussten von Soldaten an Seilen aus einem Fenster herabgelassen werden.

In den Wochen darauf gingen immer wieder Mönche und Nonnen auf die Straße, bis Peking durchgriff: Die Zentralregierung setzte hohe tibetische KP-Funk-

tionäre ab und Han-Chinesen an ihre Stelle, einer von ihnen war der spätere Staats- und Parteichef Hu Jintao. Der ließ ein Jahr später das Feuer auf Demonstranten eröffnen. Nach Erkenntnissen des Autors starben dabei 138 Menschen, 3870 wurden verhaftet, viele andere verschleppt.

Der Autor zitiert viele Augenzeugen. Einer berichtete: „Sie überprüften die gesamte städtische Bevölkerung von Lhasa und verhafteten, wer ihnen nicht passte. Erst gab es Prügel, dann flogen die Festgenommenen in die Polizeizellen.“

Die seien so voll gewesen, dass Gefangene jämmerlich ersticken. „Wenn jemand starb“, so der Zeuge, „war das für sie (*die Chinesen* – Red.) nicht mehr, als hätten sie im Gehen das Gras niedergedrückt und eine Ameise totgetreten.“

Zur Unzufriedenheit der Tibeter trug bei, dass chinesische Zuwanderer aus anderen Teilen der Volksrepublik immer mehr Land kultivierten, was nach Ansicht des Verfassers zu schweren Umweltschäden führt. Das Grasland schwinde, Wüsten breiteten sich aus: „Der Lebensraum der Tibeter wird immer kleiner, das Land immer kälter und härter.“

Ein augenfälliges Beispiel für den rücksichtslosen Umgang mit der Natur sei der Qinghai-See. Weil zu viel Weideland urbar gemacht und ein umfangreiches Bewässerungssystem gebaut wurde, seien von den einst 108 Flüssen, die sich in den See ergossen, nur noch 8 übrig.

Nach den Unruhen von 1989 blieb es ein paar Jahre ruhig. Später versuchte KP-Chef Hu Jintao, die Tibeter mit Investitionen in Höhe von vielen Milliarden Dollar zu befrieden. Zu wichtig waren den Chinesen die dort entdeckten Rohstoffe und die strategische Bedeutung der Region – als Pufferzone zum wirtschaftlich mächtigen Konkurrenten Indien.

In den Straßen Lhasas ist die Spannung heute mit Händen greifbar. Ein Grund

sind die chinesischen Sicherheitskräfte, die sich wie Besatzer aufführen. „Die Mitglieder der Bewaffneten Polizei verhalten sich gegenüber Tibetern alles andere als menschlich, sie töten kaltblütig wie Giftschlangen. Sie verprügeln die Einheimischen willkürlich, plündern und bringen sie um, wenn sie sich wehren“, schreibt der KP-Insider in seinem Manuskript.

Im März 2008, als sich Peking auf die Olympischen Sommerspiele vorbereitete, revoltierten die Bewohner Lhasas erneut. Dieses Mal gingen die Proteste nicht nur von Mönchen aus, sondern auch von Schülern, Studenten und Angestellten. Tibeter aus anderen Regionen schlossen sich an. Polizei und Armee verhafteten rund 6000 Menschen.

Inzwischen sehen die Behörden nur eine Möglichkeit, die Tibeter zu befrieden: mehr Investitionen bei gleichzeitig schärferen Repressionen. Während der sogenannten patriotischen Erziehungskampagne, die in allen Klöstern stattfindet, müssen sich die Mönche vom Dalai Lama distanzieren. Viele wurden zeitweise oder ganz aus den Klöstern verbannt, manche Lamas kamen in Umerziehungslager oder in Haft. Vermeintliche Anhänger der verbrannten Selbstmörder wanderten ins Gefängnis, allein sechs stammen aus dem Umfeld des Bauern Dorjee Rinchen aus Xiahe.

Eine öffentliche Debatte über Pekings Tibet-Strategie erlauben Pekings Herrscher nicht. Nur wenige Chinesen wagen es, Denkanstöße zu geben, und dann allenfalls in Hongkong oder über ausländische Medien. Der Schriftsteller Wang Lixiong, verheiratet mit der tibetischen Lyrikerin Tsering Woese, ist einer der Mutigen. Er glaubt, dass sich nichts ändern werde, solange Zehntausende Funktionäre im Propagandaapparat der Partei sich ihren Lebensunterhalt mit der Feindschaft zum Dalai Lama verdienen.

Der tibetische Buchautor sagt es so: „Wir alle haben einen Knoten im Herzen.“ Die Behörden „betrachten die Mönche als Außenseiter. Sie dürfen ihre Meinung nicht sagen, geschweige denn teilhaben an politischen Entscheidungen“.

Gibt es einen Ausweg aus der Misere? Falsch wäre es, da bleibt der Autor seiner Erziehung treu, wieder einen theokratischen Staat zuzulassen, ein Tibet, in dem Äbte regieren, in dem „Politik und Religion eins sind“ – so wie es viele Mönche haben wollen.

Die Alternative? „Wir müssen Demokratie praktizieren“, sagt er, „nicht unbedingt eine westliche, sondern eine eigene, tibetische. Sonst bleiben wir in der Sackgasse stecken.“



Video: Die Flucht des Dalai Lama

spiegel.de/app292013tibet
oder in der App DER SPIEGEL



Paradies Gaza

GLOBAL VILLAGE: Wie aus einem Krisengebiet ein Sehnsuchtsort werden kann

Zwischen drei dürren Bäumchen hat jemand eine Plane gespannt, ihr Schatten liegt als akkurates Dreieck auf dem Rasen. Dort sitzt auf einem Plastikstuhl ein schmaler junger Mann. Abdallah Abulaban ist 23 Jahre alt, er lächelt. „Ich möchte an keinem anderen Ort sein“, sagt er.

Der Plastikstuhl steht in einem Garten in Gaza-Stadt. In der Luft surren israelische Drohnen, in den Läden an der Straße flimmern die Fernsehbilder von al-Arabija: Panzer auf dem Sinai. Der Übergang nach Ägypten war jetzt gerade mal wieder zehn Tage lang geschlossen. Der Gaza-Streifen, dieses karge Stück Küste, Heimat für 1,7 Millionen Palästinenser, ist oft abgeriegelt. Dann wird vieles unbezahlbar, und es herrscht Mangel. Der Großteil der Bevölkerung lebt unterhalb der Armutsgrenze; es gibt häufig stundenlang keinen Strom, sauberes Wasser ist rar. Die Arbeitslosigkeit liegt bei 32 Prozent.

Seit Februar lebt Abdallah Abulaban hier, „mein kleines Paradies“, nennt er Gaza.

Es ist eben vieles eine Frage der Perspektive. Denn Abdallah ist aus seiner Heimat Syrien geflohen. Über 90 000 Menschen sollen im syrischen Bürgerkrieg mittlerweile umgekommen sein, vier Millionen sind allein innerhalb Syriens auf der Flucht – da mutet selbst das Leben in Gaza an wie ein schöner Traum.

Dass er nicht bleiben konnte, wusste Abdallah, als er im Hörsaal in Damaskus vor einem Aufsatz über die englische Romantik saß. Drinnen ging es um John Keats, draußen wurde scharf geschossen. Als ein Sprengsatz detonierte, die Fenster zersprangen und der Professor sagte, die Prüfung werde jetzt erst einmal verschoben, wusste Abulaban, dass er seinen Master in Literaturwissenschaft woanders würde machen müssen.

„Nie im Leben“, sagt er im Schatten des Planendreiecks, habe er dabei an Gaza gedacht. „Ich wusste gar nicht, dass es hier Universitäten gibt.“ Von Damas-

kus floh er stattdessen erst mal nach Kairo, nur den Laptop nahm er mit. In Kairo erzählten ihm palästinensische Studenten von den Universitäten in Gaza. Weil Abulabans Großvater selbst Palästinenser war – er wurde 1948 aus dem heute israelischen Ramla vertrieben –, war es leichter für ihn, eine Aufenthaltserlaubnis für Gaza zu bekommen, als in Ägypten zu bleiben.

Er schüttelt den Kopf, das Lächeln verschwindet nicht aus seinem Gesicht. „Es war alles so einfach“, sagt er. Er kannte

assistance“, ein „Willkommensgruß für das Leben in Gaza“, wie es ein Uno-Funktionär nennt.

Nicht alle sind so glücklich wie Abdallah Abulaban. Seit sechs Monaten lebt die Familie Al Ahmawi in Bait Hanun, nahe der israelischen Grenze. Atif, der Vater, wurde vor 63 Jahren hier in einem grauen Flachbau geboren. Im Januar kam er mit seiner Frau Wisam und den beiden Kindern Mithad, 18, und Sama, 15, zurück nach Gaza. Nach einem halben Jahrhundert. In Syrien hatte die Familie eine kleine

Textilfabrik in der Nähe von Aleppo, Wisams Heimat. „Uns ging es gut dort“, sagt sie. Zwei Autos, zwei Häuser und einen Papagei mussten sie zurücklassen. Jetzt wohnen sie in einer Dreizimmerwohnung zur Miete, das Sofa ist ein Geschenk von Verwandten.

Gaza habe sich verändert, erzählt Atif, der Vater. Früher sei der Strand sauber gewesen, die Menschen hätten gearbeitet. „Jetzt lebt hier jeder vom Geld der Hilfsorganisationen“, er verzieht das Gesicht. „Ich möchte nicht betteln“, sagt er.

Er würde gern auch in Gaza eine Textilfabrik aufbauen, aber Dinge zu importieren oder zu exportieren ist hier schwierig. Mal schließen die Ägypter die

Grenze, mal die Israelis. Mal beide. Seine Frau sagt: „Wenigstens ist es friedlich.“ Mithad, der Sohn, stimmt ihr zu: keine Bomben, keine Scharfschützen, großartig. Zumindest im Augenblick.

Dann schaut die ganze Familie mitleidig zu Sama, der Tochter. In Syrien war sie Jugendmeisterin im Schwimmen, 200 Meter Freistil. Im Gaza-Streifen regiert die islamistische Hamas, hier dürfen Frauen überhaupt keinen Sport machen. Schwimmen darf Sama nur im Meer. Und nur mit Kleidern.

Abdallah Abulaban dagegen trainiert, wie in Damaskus, auch in Gaza im Karate-Club; er besitzt den schwarzen Gürtel. „Das Leben geht weiter, ich bin jung“, sagt er. Statt Literaturwissenschaft studiert er nun Business Administration. Das sei doch sinnvoller. JULIA AMALIA HEYER



Flüchtling Abulaban: Leben wie im Traum

niemanden hier, aber alle seien so freundlich gewesen, so hilfsbereit. Ganz anders als in Ägypten. Wenn ihm in Gaza Geld zum Brotkaufen fehle, gebe ihm der Bäcker das Brot trotzdem. „Man vertraut sich hier“, sagt Abdallah Abulaban. „Die Leute helfen sich.“

Jeden Abend spricht er mit seinen Eltern via Skype. Der Vater möchte das Haus in Damaskus nicht verlassen, sie würden jetzt keinen Mieter dafür finden, sagt er. Wenn Abdallah Abulaban über seine Eltern spricht, verschwindet das Lächeln aus seinem Gesicht, für einen Moment.

Nach Schätzungen des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen leben mittlerweile etwa tausend syrische Flüchtlinge in Gaza. Seit kurzem bekommt jeder neue Flüchtling 250 Dollar „cash

SPIEGEL empfehlen und 1 von 16 Prämien sichern!

NEU

Blaupunkt Aktives Super Slim 2.1 System mit Subwoofer

Edles Soundsystem mit eindrucksvollem virtuellem Surround-Sound. Die Super Slim Soundbar aus gebürstetem Aluminium kann flach vor Ihren TV gelegt oder an der Wand montiert werden. Inkl. Fernbedienung.

Ohne Zuzahlung



TEASI one – Fahrrad- und Wandernavigation

Ideal für alle Radfahrer, Wanderer, Fußgänger und Geocacher. Großes transflektives 3,2"-Display, integrierter Tripcomputer inkl. GPS-Kompass, individuelle Streckenwahl, profilabhängiges Routing u. v. m.

Ohne Zuzahlung



Wagenfeld-Tischleuchte WG 24

Vollendete Formensprache, durchdachte Funktion! Dieses Meisterstück im Bauhaus-Stil desgenierte Wilhelm Wagenfeld 1924. Ohne Leuchtmittel. Maße: Höhe ca. 36 cm, Schirm-Ø ca. 18 cm, Fuß-Ø ca. 15 cm.

Zuzahlung: nur € 149,-



Gartenliege „Ipanema“

Schöne Gartenliege aus FSC-zertifiziertem Eukalyptusholz. Witterungsfest, zusammenklapp- und arretierbar. Mit 4,5 cm starker Wendeauflege (rot und beige) und abklappbarem Kopfteil. Maße (BxHxL): ca. 54x64x183 cm.

Ohne Zuzahlung



KitchenAid Classic

Einer der begehrtesten Küchenhelfer der Welt. Mit Kneithaken, Flachrührer, Schneebesen und 4,28-Liter-Edelstahlschüssel. Maße (BxHxT): ca. 35,2x35,7x22,1 cm.

Zuzahlung: nur € 189,-

**NEU**

ODYS Seal 7" Dual Screen portabler DVD-Player

Filmvergnügen für unterwegs: portabler DVD-Player mit zwei 7"-TFT-LCD-Screens. Eingebaute Stereo-Lautsprecher, USB-Host, SD-Karten-Slot und zahlreiche Funktionen. Maße (BxHxT): ca. 19x14,5x3,7 cm.

Ohne Zuzahlung



Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP13-145



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen



www.spiegel.de/praemien
Weitere Prämien im Internet

Wählen Sie Ihre Wunschprämie!



NEU

Samsung 32"-LED-TV UE32EH4000

32"-LED-TV mit einer HD-Ready-Auflösung von 1366x768 Pixel. Mit HDMI-, PC-, Scart-, Klinken- und USB-Anschluss, Antenneneingang, Komponenteneingang und Kopfhörerausgang. Maße (BxHxT): ca. 73,88x43,67x9,27 cm.

Zuzahlung: nur € 185,-



Geldprämie € 80,-

Nichts Passendes dabei? Dann sichern Sie sich jetzt Ihre Gutschrift: Für jeden Leser, den Sie werben, überweisen wir Ihnen € 80,- direkt auf Ihr Konto!



Samsung Galaxy Pocket Plus – ohne Vertrag

Modernes und kompaktes Smartphone mit zahlreichen Möglichkeiten zum Arbeiten, Surfen oder einfach nur zur Unterhaltung. Mit Android-4.0-Betriebssystem und 2,8"-Touchscreen. Wahlweise in den Farben Weiß oder Schwarz.

Ohne Zuzahlung



ODYS Fusion 7"-Tablet-PC – ohne Vertrag

Stylisch, kompakt und perfekt für zu Hause und unterwegs – der neue Fusion aus dem Hause ODYS. Mit 7"-Display, 1,5-GHz-DUAL-CORE-Prozessor, Bluetooth, Jelly-Bean-Betriebssystem, Wi-Fi u. v. m. Maße (BxHxT): ca. 196x120x10,5 mm.

Ohne Zuzahlung



ACER 7"-Tablet-PC „Iconia B1“ 16 GB – ohne Vertrag

Tablet-PC mit Betriebssystem Android 4.1.2 Jelly Bean, 5-Punkt-Multitouch-Display mit 70 Grad Blickwinkel von allen Seiten, Frontkamera, GPS, Wi-Fi u. v. m. Gewicht: ca. 320 g. Maße (BxHxT): ca. 12,8x19,7x1,1 cm.

Zuzahlung: nur € 29,-



NEU

Handpresso Auto

Perfekter Espresso für unterwegs: Wasser einfüllen, Pad einlegen, Schalter drücken und genießen. Der Handpresso wird einfach über den Zigarettenanzünder mit Strom versorgt und passt ideal in die Getränkehalterung Ihres Fahrzeugs.

Ohne Zuzahlung



Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP13-145



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen



www.spiegel.de/praemien
Weitere Prämien im Internet



Kärcher Hochdruckreiniger K.2120 mit Flächenreiniger T 50

Fahrbarer Hochdruckreiniger mit Hochdruckstrahlrohr, Dreckfräse und 4 m langem Hochdruckschlauch. Inkl. Flächenreiniger T-Racer 50 zur spritzfreien Reinigung. Druck: max. 100 bar.

Ohne Zuzahlung



NEU

Blaupunkt 2.1 Bluetooth-Lautsprecher-System

Kabelloses Sounderlebnis! Hören Sie Ihre Lieblingsmusik via Bluetooth von Smartphones (iPhone, Android, BlackBerry, Nokia), iPads und Notebooks. Mit zusätzlicher Anschlussmöglichkeit für Computer und MP3-Player.

Ohne Zuzahlung



BestChoice-Universalgutschein € 100,- bei Bestellung bis zum 29.7.2013

Machen Sie sich mit diesem Universalgutschein im Wert von € 100,- eine Freude. 200 Handelspartner mit über 25 000 Filialgeschäften oder Online-Shops stehen zur Auswahl – von Alessi über Ikea bis zu Karstadt u. v. m.



NEU

DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 100,- bei Bestellung bis zum 29.7.2013

Flexibel unterwegs auf Deutschlands Straßen: Der universelle Tankgutschein ist deutschlandweit bei über 7300 Tankstellen der Mineralölgesellschaften Aral, Shell, Star, Total, Westfalen, OMV und Eni einlösbar.



Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ **Top-Prämie für den Werber**
- ☒ **Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 4,- statt € 4,20 pro Ausgabe**
- ☒ **SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**

Unser Tipp: Den digitalen SPIEGEL gleich mitbestellen!

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens ein Jahr für zurzeit € 4,- statt € 4,20 im Einzelkauf. Den digitalen SPIEGEL zusätzlich für € 0,50 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie in der Auftragsbestätigung und unter www.spiegel.de/widerrufsrecht

☐ Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Noch heute antworten und Top-Prämie sichern!

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen.

SD13-014

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe)

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

- | | |
|---|---|
| ☐ Super Slim System (4596) | ☐ ACER Tablet-PC (4533) Zuzahl.: € 29,- |
| ☐ TEASi one (4227) | ☐ Samsung Galaxy Pocket Plus |
| ☐ Tischleuchte (3739) Zuzahl.: € 149,- | ☐ Weiß (4568) ☐ Schwarz (4567) |
| ☐ Gartenliege „Jpanema“ (4522) | ☐ Handpresso Auto (4598) |
| ☐ KitchenAid (3219) Zuzahl.: € 189,- | ☐ Kärcher Hochdruckreiniger (3887) |
| ☐ Portabler DVD-Player (4599) | ☐ Lautsprecher-System (4597) |
| ☐ LED-TV (4593) Zuzahl.: € 185,- | ☐ Universalgutschein € 100,- (3018) bei Bestellung bis zum 29.7.2013 |
| ☐ ODYS Fusion Tablet-PC (4566) | ☐ Tankgutschein € 100,- (3843) bei Bestellung bis zum 29.7.2013 |
| ☐ Geldprämie € 80,- (2808) | Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto: |

BLZ Konto-Nr.

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug.

DER SPIEGEL vierteljährlich: € 52,-
Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,-

BLZ Geburtsdatum

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP13-145

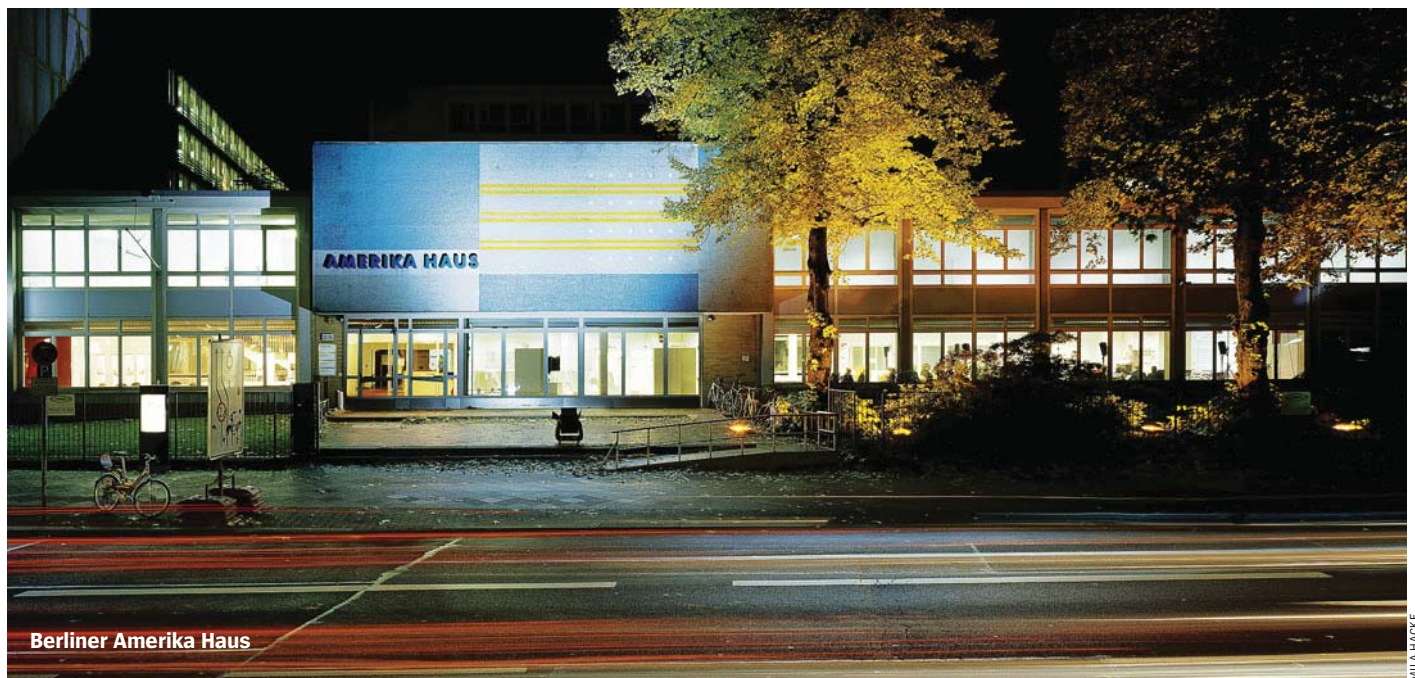
Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort

Geldinstitut, Ort

Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg



Berliner Amerika Haus

MILKA HACKE

AUSSTELLUNGEN

Swing und Molotow-Cocktails

Dass demonstrative Transparenz einmal eine Geste der Macht sein konnte, ist heute nur noch schwer vorstellbar. Der Westen hat sich im Krieg gegen den Terror eingegraben, der amerikanische Botschaftsneubau von 2008 neben dem Brandenburger Tor in Berlin sieht aus wie ein Bunker und kommuniziert vor allem eines: Angst. Es ging einmal anders. Als das State Department in den fünfziger Jahren den Auftrag für ein Berliner Amerika Haus ausschrieb, hieß es, der Entwurf solle „new, clean, spectacular and American“ werden. Auch die Architektur war ein Schlachtfeld im Kalten Krieg, die Sowjetunion baute im Stil des Sozialistischen Klassizismus. Im Westen dagegen entstand in der Hardenbergstraße am Bahnhof Zoo eines der schönsten Gebäude Berlins: lichtdurchflutet, niedrigschwellig, nutzerfreundlich, offen. Ein Gegenentwurf auch zur unseligen

Tradition des Wilhelminismus, der die Stadt ja seit dem Mauerfall wieder fest im Griff hat. Im Augenblick wird das Haus renoviert und umgebaut, die Fotogalerie C/O Berlin wird dort einziehen. Die Open-Air-Ausstellung „Bourgeoisie, Swing und Molotow-Cocktails. Das Amerika Haus im Wandel der Zeit“ erzählt nun seine Geschichte – auf dem Bürgersteig vor dem Eingang. Vom Entwurf des Berliner Architekten Bruno Grimmek, von den Anfängen als Zentrale der kulturellen Re-Education bis zu den Eierwürfen auf die Fassade, mit denen Studenten später gegen den Vietnam-Krieg demonstrierten. 2006 wurde das Amerika Haus geschlossen. Da hatte es seine Offenheit allerdings längst verloren: Aus Furcht vor Anschlägen war das Haus schon seit Ende der Neunziger von der Öffentlichkeit weitgehend abgeschottet worden.

LITERATUR

Wenn das Eis peitscht

Sie ist jung, für eine Politikerin beschämend naiv und offenbar in der richtigen Partei. Natascha Eusterbeck wird von der Kanzlerin, die nicht „Mutti“, sondern „die Alte“ genannt wird, als Staatssekretärin in die Machtzentrale berufen. Und sie bekommt von der Regierungschefin einen Geheimauftrag. Sie, die Anfängerin, soll verborgene Machtstrukturen im Kanzleramt aufdecken. Ihre Recherchen führen sie zurück ins Jahr 1989, zu einem Attentat auf Albert Ritter, einen führenden

Banker der Republik. Er ist einem Staatskomplott zum Opfer gefallen, deckt Natascha Eusterbeck auf. In dem zu Unrecht als „Thriller“ deklarierten Buch „Kalte Macht“, unter dem Pseudonym Jan Faber veröffentlicht, sind ein ehemaliger Bundeskanzler und einige inzwischen hochrangige Funktionäre darin verwickelt. Alles erinnert an das Attentat, das 1989 auf Alfred Herrhausen verübt wurde, den damaligen Chef der Deutschen Bank. Dass der Autor, der seinen bürgerlichen Namen verständlicherweise nicht nennen möchte und der angeblich laut

Werbung „beratend und strategisch für mehrere hochrangige Regierungsmitglieder“ tätig war, eine so billige Parallele zieht, ist schlimm genug.

Schlimmer noch ist seine abgegriffene Sprache. Wenn Natascha einen Impuls „erspürt“, dann „spontan“, ein Hotelbademantel ist „flauschig“, und Schnee und Eis „peitschten ihr ins Gesicht“. Und so bleibt nur die Frage, weshalb es offenbar so schwer ist, einen Thriller zu verfassen, der in Deutschland spielt, der spannend und gut geschrieben ist und gleichzeitig noch etwas über das Wesen der Macht mitteilt.



Jan Faber
Kalte Macht
Page & Turner,
München;
448 Seiten;
19,99 Euro.

AFFÄREN

„Um Snowden herum tobt die Welt“

Der Filmproduzent Nico Hofmann („Mogadischu“, „Unsere Mütter, unsere Väter“), 54, über Edward Snowden als Filmfigur



INTERTOPICS

SPIEGEL: Herr Hofmann, wie würde ein Film über Edward Snowden anfangen?

Hofmann: In Moskau, im Transitbereich des Flughafens. Snowden sitzt da, mutterseelenallein, schlafend, wachend, unsicher, wie es weitergeht. Dagegen geschnitten: eine Collage aus Bildern von Regierungsvertretern und Geheimdienstleuten, die über seine Zukunft verhandeln. Er ist das Zentrum, um ihn herum tobt die Welt.

SPIEGEL: Ist Snowden als Filmfigur ein Held oder ein Verräter?

Hofmann: Das wäre die Frage, um die der Film kreisen müsste. Die äußere Klam-

mer wäre sicherlich ein Thriller. Aber im Kern würde er sich um Moral drehen: wie Snowden in den Monaten seiner Arbeit für die NSA zu der inneren Haltung gekommen ist, den Verrat zu begehen.

SPIEGEL: Welche Bilder bräuchte man?

Hofmann: Die Snowden-Geschichte spielt in interessanten Bildwelten. Allein das NSA-Hauptquartier könnte die Kulisse eines Kubrick-Films sein. Dieses Gebäude aus dunklem Spiegelglas, mit dem Parkplatz drum herum, sieht aus wie ein Orakel. In Verbindung mit Snowdens jugendhaftem Gesicht ergibt das eine eigene Geschichte.

SPIEGEL: Gibt es Vorläufer in der Filmgeschichte?

Hofmann: Ganz oberflächlich gesehen ist „Der Staatsfeind Nr. 1“ mit Will Smith sicher ein Vorläufer. Ich finde aber, dass die Snowden-Geschichte weit darüber hinausgeht. Es ist eine Geschichte über

Macht und Moral, eine Art umgedrehte Version von „Dr. Seltsam oder Wie ich lernte, die Bombe zu lieben“. Dort beginnt der Held, die Bombe zu lieben. Hier wird er die Geister, die er gerufen hat, nicht mehr los. Snowden ist ein junger Mann, der sich komplexe moralische Fragen stellt und sie klug und mutig beantwortet. Das ist nur äußerlich eine Fluchtgeschichte. Snowden stellt entscheidende Fragen unserer Gegenwart zum ersten Mal so, dass die ganze Welt sie verstehen kann. Er macht greifbar, was die Speicherung von Daten für das Individuum bedeuten kann. Das ist ein enormes Verdienst.

SPIEGEL: Wer hat eigentlich die Rechte?

Hofmann: Ich bin mir sicher, dass Snowden irgendwann die vollumfänglichen Persönlichkeitsrechte an diesem Film verkaufen wird. Er wird irgendwann für seine Prozesskosten viel Geld brauchen. Wenn man seine Geschichte vollumfänglich will, muss man ihn für diese Rechte bezahlen. Es wird spannend sein zu beobachten, ob das eine amerikanische Produktionsfirma machen wird.

POP

Die Kunst der Subversion

Wenn Pop die Kunst ist, kleine und subversive Gedanken in Massenbotschaften zu verwandeln, ohne ihnen dabei die Schärfe oder den Witz zu nehmen, dann dürfte es keine größere Popband geben als die Pet Shop Boys. „Love Is a Bourgeois Construct“

heißt das zentrale Stück ihres neuen Albums „Electric“, und die Vorstellung, dass Abend für Abend Tausende von Menschen diese Zeile auf den Festivals der westlichen Welt mitsingen werden, ist fast so großartig wie der Song selbst. Er handelt von einem

Mann, der verlassen wird und sich mit der Erinnerung an fast vergessene Lektüre in seiner Studentenzeit über den Verlust hinwegtröstet. Dabei ist es gerade einmal zehn Monate her, dass das britische Duo „Elysium“ veröffentlichte, das letzte Album. Es klang, als hätten Chris Lowe, 53, und Neil Tennant, 59, ihr Alterswerk begonnen: weise und leicht melancholisch. Ganz anders kommt nun „Electric“ daher. Die neun Songs sind mit der Disco-Dampframme in den Boden gestampft. Zwischendrin covern sie dann allerdings Bruce Springsteens Anti-Irak-Kriegs-Song „Last to Die“. Viel besser kann man es nicht machen.



Pet Shop Boys

JOHN WRIGHT



KINO IN KÜRZE

Lafont

„Paulette“ ist eine 80-jährige Rentnerin, die in einer Pariser Vorortsiedlung ein karges Dasein fristet, bis sie eines Tages ein Paket Marihuana in die Hände bekommt. Die wunderbare Schauspielerin Bernadette Lafont gibt dieser Frau so viel Boshaftigkeit und Grimm, dass es eine Freude ist. Ihre Schimpftiraden sind ein Frontalangriff gegen jede Form von politischer Korrektheit. Um mit seinem Film bloß nicht betulich zu wirken, macht Regisseur Jérôme Enrico seiner betagten Heldin, die sich mitten ins Leben zurückdealt, immer wieder Beine. Am Ende zollt er dem hohen Tempo Tribut: Als der gute Stoff knapp wird, muss Enrico ihn etwas strecken.





„Die Leute sind ichversaut“

Am kommenden Donnerstag steht der Künstler Jonathan Meese in Kassel vor Gericht. Er hatte in einem Uni-Saal den Hitlergruß gezeigt. Ein Austausch über Demokratie, Diktatur und die totale Kunst

Am 4. Juni 2012 hatte der SPIEGEL den deutschen Künstler Jonathan Meese, 43, zu einem „SPIEGEL-Gespräch – live in der Uni“ nach Kassel eingeladen. Das Thema: „Größenwahn in der Kunstwelt“. Meeses Gesprächspartnerinnen: Ulrike Knöfel und Marianne Wellershoff. Während der Veranstaltung, die Meese offenbar als Performance auffasste, zeigte er, wie so oft schon bei solchen Gelegenheiten, den Hitlergruß. Am 18. Juli muss Meese sich nun vor dem Amtsgericht Kassel wegen des „Verwendens von Kennzeichen verfassungsfeindlicher Organisationen“ verantworten. Knöfel und Wellershoff sind als Zeuginnen geladen. Vor dem Prozess sprachen die beiden mit Meese in seinem Berliner Atelier.

SPIEGEL: Herr Meese, am Donnerstag sehen wir uns vor dem Amtsgericht Kassel wieder. Wir als Zeuginnen, Sie als Angeklagter. Bekennen Sie sich schuldig?

Meese: Ich bin natürlich völlig unschuldig. Was ich auf der Bühne und im Namen der Kunst mache, ist durch die Kunstfreiheit im Grundgesetz gedeckt.

SPIEGEL: Wir Interviewerinnen waren damals davon überzeugt, dass wir Teil Ihrer Performance werden würden. Vorab hatten Sie uns bereits ein handgeschriebenes Manifest zukommen lassen.

Meese: Sie haben mich ja auch im Namen der Kunst nach Kassel eingeladen zum Thema „Größenwahn in der Kunstwelt“. Ich bin immer auf der Bühne, wenn ich zu einem öffentlichen Auftritt eingeladen werde. Ich habe nicht in der U-Bahn den Hitlergruß gemacht oder die Abschaffung der Demokratie gefordert. Habe ich nie getan, werde ich auch nie tun. Man muss strikt trennen zwischen der Bühnensperson Jonathan Meese und dem mickrigen Privatmenschen Jonathan Meese.

SPIEGEL: Wer wird denn in Kassel vor Gericht erscheinen? Der mickrige Privatmensch oder der „1. Babysoldat der Diktatur der Kunst“, wie Sie sich gelegentlich bezeichnen?

Meese: Der Angeklagte Jonathan Meese.

SPIEGEL: Haben Sie vor zu sprechen, oder überlassen Sie das Ihrem Anwalt?

Meese: Ich muss und werde reden. Es geht ja nicht nur um mich persönlich, sondern auch darum, was ein Künstler auf der Bühne machen darf und was nicht. Wie viel Freiheit ist für die Kunst möglich? Wann gibt es einen Maulkorb? Das ist auch für die nächsten Künstlergenerationen relevant. Ich finde es Wahnsinn, dass über diese Frage in einem Gerichtssaal verhandelt wird. Aber es ist auch gut.

SPIEGEL: Warum?

Meese: Weil über die Diktatur der Kunst und Alternativen zur Demokratie geredet wird. Ich bin doch der Sokrates dieser Zeit! Ich stelle alles in Frage, mich selbst, das Ich, die Demokratie. Es ist die Aufgabe von Kunst, alles in Frage zu stellen – alles! Die Kunst ist das sensible Feld, wo die Probleme der Realität auf den Tisch

„Jonathan Meese scheiße zu finden, ihn einen Scharlatan zu nennen, Nulpe, Blödmann, Kackarsch, Drecksau – das ist für mich okay. Aber zu sagen, der soll windelweich geprügelt werden, das geht nicht.“

gebracht werden. Wenn das nicht mehr erlaubt ist, wenn man noch nicht einmal mehr die Demokratie in ihrer jetzigen Form hinterfragen darf, dann ist mit unserem System etwas faul. Und übrigens bin ich nicht der Einzige. In der politischen Philosophie und Soziologie existiert das Thema schon lange.

SPIEGEL: Glauben Sie wirklich, dass es im Prozess um Ihre Idee von der Diktatur der Kunst gehen wird? Und nicht ausschließlich um Ihren Hitlergruß?

Meese: In der Diktatur der Kunst gibt es keine ideologisch belasteten Zeichen, vielmehr geht es um die Systemfrage. Muss man durch eine demokratische Schablone gepresst werden, um Kunst

machen zu dürfen? Braucht man den Demokratenausweis? Muss ich, bevor ich auf die Bühne gehe, bekennen: „Ich bin ein lupenreiner Demokrat“? Oder kann ich ohne Ideologie, ohne staatliche Prüfung einfach auf die Bühne stürmen und mein Ding machen? Das ist wirklich eine elementare Frage der Kunst.

SPIEGEL: Man eckt an, wenn man wie Sie die Demokratie in Frage stellt und damit auch unser Grundgesetz anzweifelt.

Meese: Alles ist anzweifelbar, auch das Grundgesetz. Auch das Grundgesetz ist übrigens aber veränderbar. Ich rufe trotzdem niemanden auf, gegen das Grundgesetz zu verstoßen! Aber ich frage: Ist es in seiner derzeitigen Fassung wirklich noch zeitgemäß?

SPIEGEL: Aber genau dieses Grundgesetz garantiert die Freiheit der Kunst.

Meese: Ich freue mich über diesen Artikel. Aber ich finde, dass das Grundgesetz zu antievolutionsfanatisch ist.

SPIEGEL: Sie sind vielleicht kunstfanatisch.

Meese: Ja klar, aber das ist mein gutes Recht. Außerdem bin ich damit ziemlich allein auf weiter Flur.

SPIEGEL: Denken Sie, Ziel dieses Prozesses ist es, Ihnen einen Maulkorb umzulegen?

Meese: Zumindest könnte dies das Ziel sein. Nur, ich kann nicht klein begeben, ich kann jetzt nicht auf Knickpfötchen machen, sondern ich muss die Kunst verteidigen. Ich bin kein Deserteur der Kunst. Meese hat eben Rückgrat. Aber ich frage mich: Was habe ich eigentlich Böses gemacht? Und sind all die Leute, die mich eingeladen haben, also auch der SPIEGEL, böse? Sind die Sammler böse, die mich kaufen? Ist das Publikum böse, das zu meinen Veranstaltungen kommt? Ich bin völlig unpolitisch, ich fordere keine Revolution von der Straße. Ich gehöre keiner Partei und keiner Religion an, bin auch kein Atheist. Ich habe mich nicht organisiert. Ich will keine Anhänger haben. Ich lehne Jüngerschaft ab. Ich will nicht, dass Menschen mir folgen.

SPIEGEL: Der Hitlergruß ist nicht unpolitisch und nicht ahistorisch, er symbolisiert die nationalsozialistische Gewaltherrschaft.

Meese: Trotzdem muss es auf der Bühne erlaubt sein, mit Symbolen zu spielen.

Der Hitlergruß ist ein Symbol, das neutralisiert werden muss.

SPIEGEL: Bedeutet Neutralisieren vielleicht auch, die Geschichte zu relativieren?

Meese: Nein. Man relativiert die Vergangenheit nie, schon gar keine Verbrechen, sondern man entdämonisiert ein Zeichen für die Zukunft. Man kann doch nicht allen Ernstes glauben, dass in der Armstreckung, also in einem Zeichen, an sich etwas Böses liegt. Das ist Voodoo-Priestertum!

SPIEGEL: Was sagt der Prozess gegen Sie aus über das Verhältnis zur Kunst?

Meese: Ich bin sehr besorgt. Die meisten Künstler lassen sich durch eine Demokratie drücken, und dabei kommen Würstchen raus. Was ist denn von der letzten Documenta übrig geblieben oder von der Biennale in Venedig? Demokratisches Zeug! Partydekoration!

SPIEGEL: Demokratisch ist für Sie ein Synonym für Mittelmaß?

Meese: Bezogen auf die Kunst, ist Demokratie die Lehre des optimierten Mittelmaßes. Der Künstler war noch nie so harmlos und weltgleichgeschaltet wie heute. Der ist noch nicht mal mehr der Narr, der dem König den Spiegel vorhält. Die Kunst ist zu skandalfrei heute. Dabei hat Kunst immer Skandale provoziert. Picasso, Duchamp. Auch die Impressionisten galten als eklig, widerlich, pervers, krank. Das ist genau das, was die Leute heute im Internet über mich sagen.

SPIEGEL: Fühlen Sie sich dadurch bedroht?

Meese: Die Leute sagen, dass ich eingesperrt werden muss, dass ich in die Psychiatrie soll. Dass sie mir die Fresse polieren würden, wenn sie mit mir allein wären. Diese Leute müssen untersucht werden! Das ist widerwärtig. Ich bitte die Polizei, meinen Freund und Helfer, sich diese Leute vorzuknöpfen. Gestern Abend habe ich zehn Kommentare gelesen, die strafrechtlich verfolgt werden könnten.

SPIEGEL: Erst provozieren Sie, und anschließend beschweren Sie sich darüber, dass die Menschen sich aufregen.

Meese: Nein. Jonathan Meese scheiße zu finden, ihn einen Scharlatan zu nennen, Nulpe, Blödmann, Kackarsch, Drecksau – das ist für mich okay. Aber zu sagen, der soll windelweich geprügelt werden, das geht nicht.

SPIEGEL: Sie selbst ziehen eine kunsthistorische Verbindung von den Impressionisten zu Jonathan Meese.

Meese: Kunst muss immer gegen das herrschende System sein. Das ist in unserem Land heute die Demokratie. Ich bekämpfe jede Ideologie. Kunst muss jede Herrschaftsform in Frage stellen dürfen. Ich verlange die totale Entpolitisierung und Entideologisierung. Ich verlange, dass alle Politiker abdanken. Dann wird es auch keinen Nationalsozialismus oder andere Ideologien mehr geben.

SPIEGEL: Sie scherzen.

Meese: Man mag einen Keiparteienstaat für Träumerei halten, aber der Gedanke ist doch wunderschön! Keine Ameise geht wählen, kein Baby muss wählen gehen. Dass wir Politik brauchen, haben die Menschen sich nur eingeredet.

SPIEGEL: Sie glauben wirklich, dass die Diktatur der Kunst die Demokratie ablösen wird?

Meese: Und Sie glauben wirklich, dass wir in 10 000 Jahren noch eine demokratische Verfassung haben werden? Vielleicht haben wir dann eine Verfassung der Liebe oder eine Verfassung des Lichts oder eine Verfassung der Tiere. Das ist doch alles denkbar. Vielleicht gibt es uns Menschen in 5000 Jahren gar nicht mehr. Dann ist die Demokratie eh abgeschafft, weil die Demokratie an den Menschen gebunden ist. In der Natur gibt es Demokratie gar nicht.

SPIEGEL: Was haben Sie denn gegen die Demokratie?

Meese: Ich bin gegen gar nichts, sondern für eine versachlichte Führung, für die Staatsform Kunst, also keine Herrschaft durch Menschen. In ihren Anfängen hatte die Demokratie ja etwas Spielerisches. Aber alles, was zum Dogma und zur Hybris wird, ist zukunftsunfähig. Deshalb ist die Demokratie für die Kunst mittlerweile ein gefährliches Unterfangen, weil sie einen hemmungslosen Massenindividualismus predigt. Sie sagt, jeder Mensch solle sich um jeden Preis selbst verwirkli-

* Mit den Redakteurinnen Marianne Wellershoff und Ulrike Knöfel.



Meese-Performance am 26. Juni im Mannheimer

chen. Wenn die Vögel das machen würden, würde der Vogelschwarm nicht überleben, fertig.

SPIEGEL: Finden Sie Gleichgesinnte?

Meese: Ich finde so gut wie überhaupt keine Gleichgesinnten, weil die Forderungen, die ich stelle, so radikal sind, so extrem. Das ist ja das Schöne, dass man in der Kunst alles auf die Spitze treiben kann. Im Mannheimer Nationaltheater habe ich es kürzlich völlig überzogen: Ich stand mit einer Maske auf der Bühne, mit einer Lackjacke und Narrenbrille, und habe Oralsex mit einem Alien angedeutet. Wer das ernst nimmt, muss völlig wahnsinnig sein!

SPIEGEL: Steigert der Prozess in Kassel Ihren Marktwert?

Meese: Im Gegenteil. Die Häme in der Kulturszene ist unglaublich. Es gibt wahnsinnig viele Leute, die sich freuen würden, wenn ich verurteilt werden würde. Weil die Leute so ichversaut sind. Die fragen sich nicht: Wieso wird die Kunst vor Gericht gezerrt? Nein, denen ist es wichtiger, dass Jonathan Meese einen auf den Deckel kriegt.

SPIEGEL: Wird das Urteil von Kassel die Beurteilung Ihrer Arbeit verändern?

Meese: Ja, leider, aber auch zum Glück. Die Kulturszene ist so banane, ein Fähnchen im Winde. Deshalb bin ich dankbar,



Meese beim SPIEGEL-Gespräch*: „Die Häme ist unglaublich“



FOTOS: 2013 © PHOTOGRAPHY, JONATHAN MEISE.COM / VG BILD-KUNST, BONN 2013



Nationaltheater: „Wer das ernst nimmt, muss völlig wahnsinnig sein“

dass ich 2016 in Bayreuth den „Parsifal“ inszenieren darf. Diese Institution, diese totale Kunst, hält wenigstens Gegenwind aus. Das haben die gelernt, da ist immer Gegenwind in Stärke sechs. Fast niemand im Kunstbetrieb – außer so Typen wie Harald Falckenberg vielleicht – hält überhaupt nur Windstärke zwei aus. Nur ich muss dem dauernd standhalten. Kunst braucht Haltung.

SPIEGEL: In Bayreuth gab es im vergangenen Jahr einen Skandal um einen russischen Bassbariton, weil er ein Jahre zuvor gestochenes Hakenkreuz-Tattoo trug. Der Sänger verließ Bayreuth.

Meese: Das ist nicht vergleichbar. Die beiden Intendantinnen, die mich eingeladen haben, wissen genau, dass es natürlich bei Meese nur um Kunst geht. Bayreuth steht über den Dingen.

SPIEGEL: Wird das, was Sie gerade erleben, in Ihre Arbeit in Bayreuth einfließen?

Meese: Es fließt alles ein. Aber: In Bayreuth bin ich nicht auf der Bühne. Ich werde den Sängern nichts abringen, was sie nicht wollen und können. Ich bin liebevoll. Ich werde sie im besten Lichte erstrahlen lassen. Ich werde in Bayreuth meine Aufgabe sachlich und klar erfüllen wie alle Aufträge, die mit mir nichts direkt zu tun haben.

„Und Sie glauben wirklich, dass wir in 10 000 Jahren noch eine demokratische Verfassung haben werden? Vielleicht haben wir dann eine Verfassung der Liebe oder eine Verfassung des Lichts oder eine Verfassung der Tiere.“

SPIEGEL: Werden wir künftig – eben auch in Bayreuth – einem anderen, einem veränderten Jonathan Meese begegnen?

Meese: Ich bin tatsächlich anders geworden. Klarer, ein bisschen härter, aber immer noch dem totalen Spiel Kunst verpflichtet. Ich will in Ruhe gelassen werden und meine Arbeit machen. Bayreuth und „Parsifal“ – das ist das Größte, was mir passieren konnte. Ich werde dafür sorgen, dass alle Zuschauer bezaubert werden. Das ist meine Aufgabe!

SPIEGEL: In Bayreuth fühlte sich einst Adolf Hitler wohl. Man erwartet gerade

von Ihnen sicher entsprechende Provokationen. Werden Sie solche Erwartungen auch erfüllen? Hakenkreuze und Hitlergrüße?

Meese: Nein. Das ist ja Quatsch.

SPIEGEL: Aber Sie wollen doch die Symbole der dunklen Geschichte neutralisieren. Gibt es in Bayreuth nicht vielleicht doch noch einiges zu neutralisieren?

Meese: Nein. Bayreuth ist ein klar definierter Ort der totalen Kunst. Das ist kein realpolitischer Ort. Selbst die Politiker werden sofort entpolitisiert, wenn sie dorthin gehen, weil sie von der wunderbaren Musik von Richard Wagner eingefangen werden.

SPIEGEL: Auch Angela Merkel?

Meese: Ja, selbst die Bundeskanzlerin. Wir werden dort alle zu Kindern.

SPIEGEL: Falls Sie nun in Kassel wegen des Hitlergrußes verurteilt werden – gehen Sie dann in Berufung?

Meese: Natürlich, das ist ja klar. Das wird bis zum Letzten ausgefochten.

SPIEGEL: Herr Meese, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Video: Marianne Wellershoff über Jonathan Meese

spiegel.de/app292013meese
oder in der App DER SPIEGEL

Darsteller Marling, Shiloh Fernandez
in „The East“

KINO

Nur mal kurz die Welt retten

Der junge Regisseur Zal Batmanglij eifert Robert Redford nach. Beide haben jetzt Polit-Thriller zum selben Thema gedreht: dem radikalen Widerstand gegen das Establishment.

20TH CENTURY FOX

Das Zeug klebt überall, an den Wänden, auf dem Parkettboden, an den Möbeln, schwarz und zähflüssig, eine riesige Sauerei. Das Zeug ist Rohöl, mehrere Liter, die Einbrecher absichtlich in einer Villa ausgekippt haben, eine Vergeltungsaktion. Das Haus gehört dem Chef eines Ölkonzerns, der Umweltkatastrophen in aller Welt verursacht, Sauereien im globalen Maßstab. „Vergiftet ihr uns, vergiften wir euch“, heißt es in einem Bekennervideo.

Wer sind die Täter? Sie nennen sich The East und sind eine Gruppe von Aktivisten, die in den Nachrichten als „Öko-Terroristen“ bezeichnet werden. Niemand kennt ihre Namen, ihre Gesichter, aber The East kündigt weitere Anschläge auf Konzernbosse an. „Ihr sollt nicht mehr ruhig schlafen können“, droht eine junge Frauenstimme in dem Bekennervideo, „wir wissen, wo ihr wohnt.“

Mit der Attacke auf den Ölmanager beginnt der Polit-Thriller „The East“, eine ebenso spannende wie ernsthafte Auseinandersetzung mit den Zielen und Methoden (fiktiver) Öko-Aktivisten und den Segnungen des Kapitalismus. Frei nach Bertolt Brecht: Was ist der Einbruch bei einem Ölkonzern gegen die Gründung eines Ölkonzerns?

„Konzerne an sich sind nicht böse“, sagt Zal Batmanglij, der Regisseur und Drehbuchautor von „The East“. „Aber

Konzerne, wie wir sie im Film zeigen, kommen normalerweise mit ihrem Verhalten durch, weil niemand in der Hierarchie für die Konsequenzen geradestehen muss.“ Batmanglij lacht, „es ist ein bisschen wie mit diesem Interview hier. Was ich dem SPIEGEL sage, erscheint auf Deutsch. Es hat also in den USA vermutlich keine Konsequenzen für mich“.

Batmanglij, 32, sitzt in einer Suite im Hotel Bayerischer Hof in München, einer Station der Werbetour für „The East“. Es ist erst sein zweiter Kinofilm, eine Herzensangelegenheit, über die er gern spricht. Aber Batmanglij redet auch, im Gegensatz zu den meisten anderen Hollywood-Regisseuren, über Politik oder sein großes Vorbild Robert Redford, der ebenfalls gerade einen Spielfilm über eine linke Terrorgruppe gedreht hat, „The Company You Keep“. Beide Filme kommen jetzt in die deutschen Kinos; es sind dezidiert politische Filme, die auf die Intelligenz der Zuschauer vertrauen*. Im aktuellen US-Kino ist so etwas selten geworden. An politische Stoffe wagen sich in Hollywood offenbar nur noch Anfänger oder Veteranen.

Die Biografie von Regisseur Batmanglij ist ein Grund, Amerika dann doch wieder mal für das beste Land der Welt zu halten,

einfach weil es einzigartige Karrieren ermöglicht. Batmanglijs Eltern stammen aus Iran, sie flohen vor der Revolution der Mullahs erst nach Frankreich, wo Zal geboren wurde, später in die USA. Batmanglij – der Name bedeutet „schweres Schwert“ – wuchs in Washington D.C. auf, seine Mutter schrieb Bücher über die persische Küche, sein Vater gründete einen Verlag, anfangs nur, um die Bücher seiner Frau zu veröffentlichen. Zal studierte an der Georgetown-Universität, er drehte Kurzfilme. Eine Kommilitonin, die sich für eine Rolle bewarb, war die schöne BWL-Studentin Brit Marling. Die beiden freundeten sich an.

2005 machte Brit Marling den besten Studienabschluss ihres Jahrgangs und ein Praktikum bei Goldman Sachs; die Investmentbank bot ihr einen Job an. Doch zum Entsetzen ihrer Eltern ließ Marling die Banker-Karriere sausen, sie wollte ihr Hobby zum Beruf machen, Filme drehen, spielen. Mit Batmanglij und einem weiteren Georgetown-Absolventen, Mike Cahill, zog sie nach Los Angeles.

Gemeinsam schrieben sie Drehbücher, arbeiteten an Dokumentationen, Freunde kamen und gingen, ein typisches kleines Start-up-Unternehmen in Hollywood. Doch im Gegensatz zu den Software-Butzen im Silicon Valley, sagt Batmanglij, „ging es uns nicht darum, irgendwann reich zu sterben“.

* „The East“, Kinostart: 18. Juli; „The Company You Keep“, Kinostart: 25. Juli.

Jahrelang ging es nicht recht voran. Marling bekam Angebote für Horrorfilme, sie sollte Mädchen spielen, die um Hilfe rufen, sie lehnte ab. Frustriert reiste sie mit Batmanglij quer durch die USA, sie fuhren auf Güterzügen und schlossen sich vorübergehend einer Gruppe an, die nur vom Müll der Wohlstandsgesellschaft lebte und Lebensmittel aus Müllcontainern der Supermärkte holte.

Anfang 2011 gelang der Clique der Durchbruch. Das Festival von Sundance, einst von Robert Redford, Hollywoods bekanntestem Liberalen, zur Förderung von Nachwuchsfilmern gegründet, zeigte gleich zwei Spielfilme, die die Gruppe für billiges Geld gedreht hatte, „Another Earth“ von Mike Cahill und „Sound of My Voice“ von Zal Batmanglij. Brit Marling hatte bei beiden Produktionen am Drehbuch mitgeschrieben und jeweils die Hauptrolle gespielt.

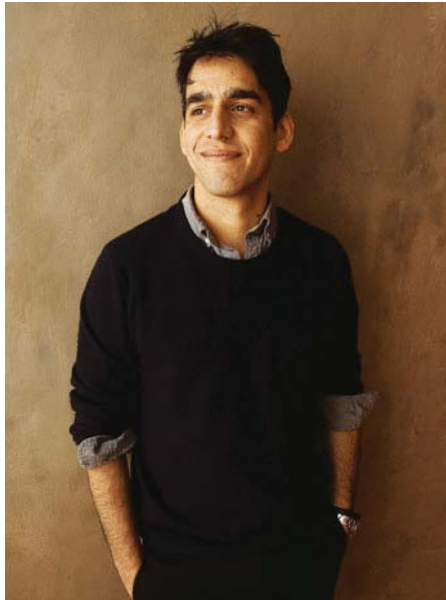
Am Tag nach der Premiere von „Sound of My Voice“ klingelte Batmanglij Handy, am Telefon war ein Mitarbeiter von Ridley Scott, dem Regisseur von „Alien“ und „Blade Runner“: „Ridley würde gern deinen nächsten Film produzieren“, sagte der Anrufer, „hast du eine Idee?“ Natürlich hatte er, für die Besetzung der Hauptrolle ebenfalls.

Brit Marling spielt in „The East“ eine Agentin namens Sarah Moss. Ihr Arbeitgeber ist ein privates Sicherheitsunternehmen, das für Konzerne die Drecksrarbeit erledigt. Sarah soll die Mitglieder von The East aufspüren und sich unter falschem Namen bei ihnen einschleichen, die Gruppe ausspionieren, unterwandern und ihre nächsten Aktionen verraten.

Um mit den Aktivisten Kontakt aufzunehmen, unternimmt Sarah eine ähnliche Expedition wie einst Marling und Batmanglij: Sie schließt sich jungen Leuten an, die auf Güterzügen durchs Land reisen. Sehr bald stößt sie auf eine Gruppe von Verschwörern, die sich in einem verlassenen Haus im Wald verstecken und Lebensmittel aus Müllcontainern klaben. Eine sektenartige Gemeinschaft, junge Idealisten, einige gefährlich nahe an der Grenze zum Fanatismus, die sich noch ernsthaft aufregen können über Chemiefirmen oder Pharmakonzerne.

Es ist die böse Old Economy, die „The East“ ins Visier nimmt, Konzerne, deren Praktiken man leicht verteuern kann. Moderne Unternehmen wie Google oder Facebook, möglicherweise ebenso lohnende Ziele, werden von den Aktivisten dagegen verschont. „Vielleicht würden sie es genauso verdienen“, sagt Batmanglij, aber das wäre als Film „weniger anschaulich“.

Wenn sie nicht gerade die Welt retten und Aktionen planen, spielen die East-Mitglieder gemeinsam Flaschendrehen, sie baden im See, tanzen und musizieren. Batmanglij Bruder Rostam, Mitglied der



LARRY BUSACCA / GETTY IMAGES



CONCORDE

Regisseure Batmanglij, Redford
Reise in die eigene Vergangenheit

Band Vampire Weekend, komponierte ein Klavierstück für den Film.

Es ist keine Überraschung, dass Sarah sich bald anstecken lässt von der Revoluzzer-Romantik ihrer neuen Freunde. Auf welcher Seite steht sie, wem gehört ihr Herz? Verfällt sie dem Charme von Benji (Alexander Skarsgård), dem Anführer von The East? Und wie soll sie sich verhalten, als es bei einer Aktion einen Toten gibt?

Auch Robert Redfords „The Company You Keep“ handelt von einer Terrorgruppe und den Folgen eines Todesfalls, sein Film ist quasi „The East“ der 68er-Generation. Redford spielt Jim Grant, einen verwitweten Rechtsanwalt. Was niemand weiß: In den siebziger Jahren lebte er im Untergrund und war Mitglied der Weathermen, einer radikalen linken Gruppierung, die gegen die Regierung und den Vietnam-Krieg ankämpfte.

Die Weathermen gab es tatsächlich. In den siebziger Jahren verübte die Gruppe Anschläge auf die New Yorker Polizei und das Pentagon, beim Basteln von Bomben starben drei Mitglieder. Anfang der achtziger Jahre lösten sich die Weathermen auf, die meisten ergriffen bürgerliche Berufe. Bill Ayers, einer der Gründer, wurde Pädagogik-Professor und Spendensammler für Barack Obama.

Grants Tarnung fliegt auf, als eine ehemalige Komplizin (gespielt von Susan Sarandon) vom FBI gefasst wird. Sie wird für den Tod eines Wachmanns bei einem Banküberfall vor 30 Jahren verantwortlich gemacht, auch Grant soll daran beteiligt gewesen sein.

Um zu beweisen, was damals wirklich passiert ist, muss Grant seine ehemaligen Gesinnungsgenossen finden, gespielt von Nick Nolte, Richard Jenkins und Julie Christie. Außer dem FBI ist ein junger Reporter (Shia LaBeouf) hinter ihm her. Stellvertretend für die junge Generation nervt er mit Fragen, die Grant lange verdrängt hatte: Wie weit darf man gehen für seine Ziele? Wo verläuft die Grenze zwischen Idealismus und Terrorismus? Und ist privates Glück wichtiger als die Rettung der Welt?

„The Company You Keep“ ist ein großartiges Alterswerk für Redford, 76, als Regisseur wie als Schauspieler, eine Reise in die eigene Vergangenheit. Seit Ende der sechziger Jahre tritt er vor und hinter der Kamera für seine linksliberalen Überzeugungen ein. Redford hat politische Filme wie das Watergate-Drama „Die Unbestechlichen“ (1976) produziert, als solche Werke der Zeitgeist trafen; er dreht noch immer politische Filme, mittlerweile erkennbar resigniert, manchmal verbittert.

„Ich bin erwachsen geworden“, sagt Redford als Grant in „The Company You Keep“, wenn er gefragt wird, ob er nicht seine früheren Ideale verraten habe. Das alte Foto, mit dem das FBI nach Grant fahndet, zeigt ironischerweise Redford als Banditen in „Butch Cassidy und Sundance Kid“, der Westernkomödie von 1969.

Die nächste Generation muss es also richten. Grant hat eine erwachsene Tochter; gespielt von, natürlich, Brit Marling. „Robert Redford und Brit sind beide blond und schön. Und beide wollen die Welt verbessern. Kein Wunder, dass sie sich gut verstehen“, sagt „The East“-Regisseur Batmanglij. Aber auch er selbst „verdankt Robert Redford alles. Ohne sein Sundance-Festival gäbe es meinen Film nicht“. Er glaube nicht, „dass Filme die Welt verändern können“, sagt Batmanglij, „aber man kann mit Filmen Diskussionen anzetteln“.

Die nötige Cleverness für eine große Hollywood-Karriere hat er in jedem Fall. Als Finanzier und Verleih für „The East“ mit seiner dezenten Kapitalismuskritik gewann Batmanglij ausgerechnet Fox Searchlight. Die Firma gehört zum Imperium von Rupert Murdoch, dem konservativen Medienmogul. Batmanglij grinst. „Wie gesagt: Nicht alle Konzerne sind böse.“

MARTIN WOLF



Video: Hollywoods neue Polit-Thriller

spiegel.de/292013kritik
oder in der App DER SPIEGEL



Schriftstellerin Reimann (im Bikini) während einer Sibirienreise 1964: „Mit einem Rattenschwanz von Männern“

LITERATUR

Jota grüßt Delta

Szenen einer Ehe: Brigitte Reimann und Siegfried Pitschmann litten an ihrer Liebe. Ihr Briefwechsel dokumentiert die Abgründe einer zerstörerischen Schriftsteller-Liaison.

Ein Mann kommt spätabends heim. Viel früher als eigentlich erwartet. Es ist dunkel in der Wohnung. Seine Frau wird schlafen, denkt er und gibt sich Mühe, keine Geräusche zu machen. Doch noch bevor er den Schlüssel ins Türschloss stecken kann, hört er etwas, das ihn erstarren lässt. Es sind Laute der Lust, ihm vertraut aus vielen ekstatischen Liebesnächten. Nur dass sie jetzt einem anderen gelten.

„Ach, wie er jene Laute erkennt, – da er doch glaubte – wider alles bessere Wissen – sie hätten vom Tage der ersten Umarmung nur ihm gegolten.“ Er fühlt sich „zerrissen von Scham und Mordlust“. So wird er es später in der dritten Person beschreiben.

Ein Roman? Nein, die wahre Geschichte zweier junger Schriftsteller, die glaubten, die Leidenschaft füreinander sei einzigartig, und die vorhatten, gemeinsam durchs Leben zu gehen und sich gegenseitig Mut zum Schreiben zu machen.

Er ist der heute nahezu unbekannte Siegfried Pitschmann. Sie ist die schon zu Lebzeiten bekannte Schriftstellerin

Brigitte Reimann, die vor 40 Jahren in einer Ost-Berliner Klinik an Krebs starb, gerade einmal 39 Jahre alt.

Unvorstellbar, dass sie am kommenden Sonntag 80 Jahre alt geworden wäre. Sie wird auf ewig – wie ein weiblicher James Dean – die sinnliche, aufbegehrende, mädchenhafte Frau bleiben, die wir von Fotos und aus ihrem großartigen Tagebuch kennen.

Auch die Liebesgeschichte mit dem sensiblen und skrupulösen Pitschmann, der, anders als sie, ewig an seinen Texten laboriert und zu keinem Ende kommt, ist aus dem Reimann-Tagebuch vertraut. In einem nun publizierten Band mit den Briefen des Paares werden der Geschichte neue Dimensionen hinzugefügt: nicht allein die Perspektive des Ehemanns, der wunderbar zartfühlende und begehrlische Briefe schreibt, sondern auch ihr Geschick, die erotischen Eskapaden ganz anders als im Tagebuch darzustellen*.

* „Wär schön gewesen!“. Der Briefwechsel zwischen Brigitte Reimann und Siegfried Pitschmann“. Hg. von Kristina Stella. Aisthesis Verlag, Bielefeld; 312 Seiten; 24,80 Euro.

Die Beziehung beginnt mit einer Provokation.

Im DDR-Schriftstellerheim „Friedrich Wolf“ in Petzow, einer schönen Villa, in der einst der Filmstar Marika Röck wohnte, sitzt im März 1958 der 28-jährige Pitschmann am Abend allein in der Halle und hört im Radio Beethovens Violinkonzert mit David Oistrach. Plötzlich erscheint Brigitte Reimann, dreieinhalb Jahre jünger, „mit einem Rattenschwanz von Männern“ (Pitschmann) und ruft: „Gibt’s denn hier nicht ein bisschen Jazz oder was anderes Flottes?“

Als sie ohne zu fragen nach einem anderen Sender sucht, steht der Musikliebhaber auf und sagt zu ihr: „Das ist Oistrach, meine Dame – er spielt Beethoven!“ Sie ist so verblüfft, dass sie sich entschuldigt und mit ihrem Anhang wieder abzieht. Aber der forsche und kultivierte Mann hat ihren Jagdinstinkt geweckt.

Noch Jahre später, als sie längst verheiratet sind, wird dieser Augenblick immer wieder beschworen. So 1962 in einem Brief von ihr: „Während ich Dir schreibe, höre ich diese göttliche Musik und kann nicht mehr begreifen, warum ich damals am Radio rumgespielt habe ... Aber vielleicht war es gut so, sonst hättest Du mich nicht angefaucht und wärest mir nicht so angenehm aufgefallen.“

Jedenfalls sind sie nach wenigen Tagen ein Liebespaar. Doch noch sind beide mit anderen verheiratet, müssen sich bald wieder trennen – und ein sehnsuchtsvoller, von Lust und Begehren getränkter Briefwechsel beginnt. Es sind zwei eben-

bürtige Partner, die da einander schreiben, und so sind die frühen Briefe wie ein Balztanz auf höchstem Niveau.

Im Mai schreibt er ihr noch verhältnismäßig sitstam: „Sehr hungrig, an jeder Stelle, innen und außen, – (aber wo ist hier noch innen von außen zu unterscheiden?)“. Sie repliziert postwendend, kraftvoll und schon expliziter: „Ich bin hungrig, hungrig, hungrig, innen und außen. Liebling, so furchtbar hungrig, dass alles Blut in meinem Schoß zusammenströmt, wenn ich an Deinen Mund denke und an Deine wundervoll zärtlichen Hände.“ Sie wird noch deutlicher: „Das Delta ist verrückt nach Dir, mein Herz ist verrückt, und mein Kopf ist verrückt, und ich möchte schreien vor Schmerz und Lust.“

Sie sprechen sich in diesen frühen Briefen mit „Deltamädchen“ und „Jota-Mann“ an, Delta und Jota heißen in ihrer Privatsprache die intimsten Körperteile.

Sie inszenieren ihre Liebe mit dramatischen Akzenten. Noch am selben Tag schickt sie abends eine Warnung hinterher: „Aber Du weißt, was geschieht, wenn Du mich verlässt ... ich werde Kraft genug haben, Dich zu töten.“

Er nennt sie „süße Delta-Hermaphrodite“, ein „wunderbares invertierendes Mann-Mädchen-Geschöpf“, bezeichnet sie als „wildes heißes Raubkatzentier“, als „Liebste mit den schönsten Mongolenaugen“. Und er schreibt ihr: „Jota grüßt Delta.“

Es ist wie ein Bühnendialog. Sie tauschen die Rollen im Liebespiel wie Kleider, spielen mit den männlich-weiblichen Klischees. Sie antwortet ihm, Juni 1958: Sie will ihn „unterwerfen und besitzen, in Umarmungen Dich ersticken, Dich mit barbarischen Zärtlichkeiten überschütten, Deinen zuckenden Körper unter mir fühlen und Dir weh tun, dass Du schreist, Danny“ – so nennt sie ihn nach seinem zweiten Vornamen Daniel.

Nicht einmal drei Jahre später, im Januar 1961, sie sind inzwischen längst verheiratet, kommt er, der befürchtete ernsthaft Rival.

Das Ehepaar leitet in Hoyerswerda einen „Zirkel Schreibender Arbeiter“, wie es in der DDR erwünscht und entsprechend entlohnt wird. Zwar arbeiten sie auch gemeinsam an literarischen Projekten, aber das ist nicht sehr einträglich. Geldsorgen haben sie unentwegt.

Unter den Teilnehmern des Zirkels ist Hans Kerschek, ein so trotziger wie begabter Mann. Zuerst sieht es nur nach einer neuen Affäre aus, aber Pitschmann spürt schnell, dass der andere vielleicht noch nicht das Herz seiner Frau erobert, aber ihre Leidenschaft geweckt hat. Verwirrt schreibt er ihr, als er sich im März 1961 auf Schloss Rheinsberg zurückgezogen hat: „Wann wirst Du wieder die wilde und vor Verlangen und Lust zerrissene Brigitte sein? Und nur für mich?“

Es wird nie wieder dazu kommen. Die erotische Anziehungskraft des anderen, auch wenn sich die inzwischen erfolgreiche und bekannte Schriftstellerin immer wieder dagegenstemmt, ist einfach zu groß.

Am Tag nach ihrem 29. Geburtstag schreibt sie Pitschmann: „Ich liebe Dich so sehr, wie es mir überhaupt nur möglich ist, und vielleicht scheint es Dir deshalb so wenig. Denk nicht so bitter an mich. Ich kann ja doch nicht weggehen von Dir.“ Aber es klingt schon nach einer Bekehrung, der lockende Ton des Anfangs ist verfliegen.

In ihrem Tagebuch klagt sie sich aus Anlass des Geburtstags selbst an. Sie wirft sich vor, einen „böartigen Charakter“ zu

„Meinst Du, ich lechzte nicht nach jenen unvergleichlich herrlichen Ausschreitungen des Fleisches mit Dir?“



Eheleute Pitschmann, Reimann 1960
„Liebste mit den Mongolenaugen“

haben und keine Liebesfähigkeit. Zunächst freut sie sich noch aufrichtig, dass ihr Mann sie besucht. Sie schreibt über sich: „Wie, Ehebrecherin, woher diese unverständliche Freude?“ Doch dann kann sie sich nicht einmal mehr „zur Liebenswürdigkeit zwingen“. Pitschmann wirft ihr vor, sie liebe nichts außer ihrer Arbeit, sie verzehrt sich insgeheim nach ihrem Hans: „Ich brauche nur an die Silhouette seiner Schultern über mir zu denken ...“

Sie versucht, die Sucht nach dem anderen in neuen Affären zu relativieren, redet sich und dem Ehemann ein, sie könne „nicht leben ohne diesen euphorischen Rausch einer neuen Liebe“. Sie schreibt ihm das alles, er bittet sie geradezu darum. „Auch Hans, ja, und Michel und Gott weiß wer, der sich noch einstellen wird (denn das ist mir klar, dass ich mich noch hundertmal verlieben werde, für einen

Tag oder eine Woche oder ein bisschen länger) – aber es hat nie einen Mann gegeben, es wird nie einen geben, der Dich verdrängen kann.“

Er antwortet hilf- und wohl auch hoffnungslos: „Jedenfalls freue ich mich schon wieder sehr, dass ich Dich bald sehen kann, und Du kannst ruhig wieder beichten, wenn es etwas zu beichten gäbe, Du weißt, ich habe ein großes Herz, wenn auch Melancholie dahintersteht.“

Im August 1963 wird über Scheidung gesprochen. Die Macht von Jon, wie sie Hans Kerschek nennt, ist ungebrochen; sie scheinen einander hörig zu sein. Was sie später in ihr Tagebuch schreibt, hat ihr Mann hoffentlich nie gelesen: „Niemand, bevor ich Jon kannte, hatte ich diese animalische Lust verspürt, an einem nackten dampfenden Körper, an nassen Händen, an Bissen, an irgendetwas, das den Schmerzen verwandt ist ... Es gibt kein Wort für dieses schwarze Licht, das strahlende Dunkel.“

Es reicht die Szene vor der Tür, die sich wahrscheinlich im Frühjahr 1962 abgespielt hat (und nicht Anfang 1964, wie in der sonst sehr sorgfältigen Edition angenommen wird), als er verzweifelt „jene heiser gestammelten Wortfetzen, jenes von Lust erstickte Stöhnen, jenen köstlichen Schrei der heißesten Wollust“ mitanhören muss. Was Siegfried Pitschmann in einem Brief an sie hauptsächlich in der dritten Person aufschreibt, ist herzerregend. Er bittet sie eingangs, „dieses Zeugnis sobald zu vernichten, als Du es gelesen und begriffen hast“.

Er hofft, dass es hilft, wenn er ihr schreibt: „Meinst Du denn, ich würde mich nicht verzehren nach Umarmungen mit Dir? Meinst Du, ich lechzte nicht nach jenen unvergleichlich herrlichen Ausschreitungen des Fleisches mit Dir?“

Und am Schluss: „Ich bin krank von Dir und nach Dir, und dies ist nun genug. Ich wünsche Dir alle schönen und schönsten und schönsten Dinge, und immer nur sie.“ Und mit der Hand folgt noch: „Bitte, vernichte diesen Brief doch nicht, sondern gib ihn mir dereinst zurück.“ Da spricht schon wieder der Schriftsteller, der selbst die tiefste eigene Trauer noch eines Tages zu literarischen Zwecken gebrauchen könnte.

„Wär schön gewesen!“ Diese Worte, ein Zitat von Hemingway, fallen beim Abschiedsgespräch. Sie haben dem Briefband den Namen gegeben. Brigitte Reimann versucht nach der Scheidung, das sexuelle Glück mit ihrem Jon in eine neue Ehe zu retten. Aber sie wird wieder scheitern.

Siegfried Pitschmann überlebte Brigitte Reimann um viele Jahre. Er starb 2002, seine Werke sind vergessen. Und so verständlich Nachruhm von ihr ist, so ungerecht ist das Vergessen eines ewig unterschätzten eigenwilligen Erzählers.

VOLKER HAGE

AUTOREN

Heimweh nach dem Lager

Als Junge war er in Auschwitz inhaftiert. Die Bilder und Träume aus jener Zeit lassen ihn nicht los. Nun hat der Jerusalemer Wissenschaftler Otto Dov Kulka ein ungewöhnliches Buch über sein Leben im KZ geschrieben. *Von Susanne Beyer*

Aus dem Fenster seines Büros kann er über Jerusalem blicken, die hellen Steine der Stadt heben sich ab im Dämmerlicht. Doch Otto Dov Kulka ist mit seinen Gedanken weit weg: „Machen wir eine virtuelle Reise“, hat er gesagt und auf seinem Computer Fotos geöffnet, schwarzweiße: Die Ruinen der Krematorien von Auschwitz sind dort zu sehen, ein Wald verfallener Schornsteine, hohes Gras.

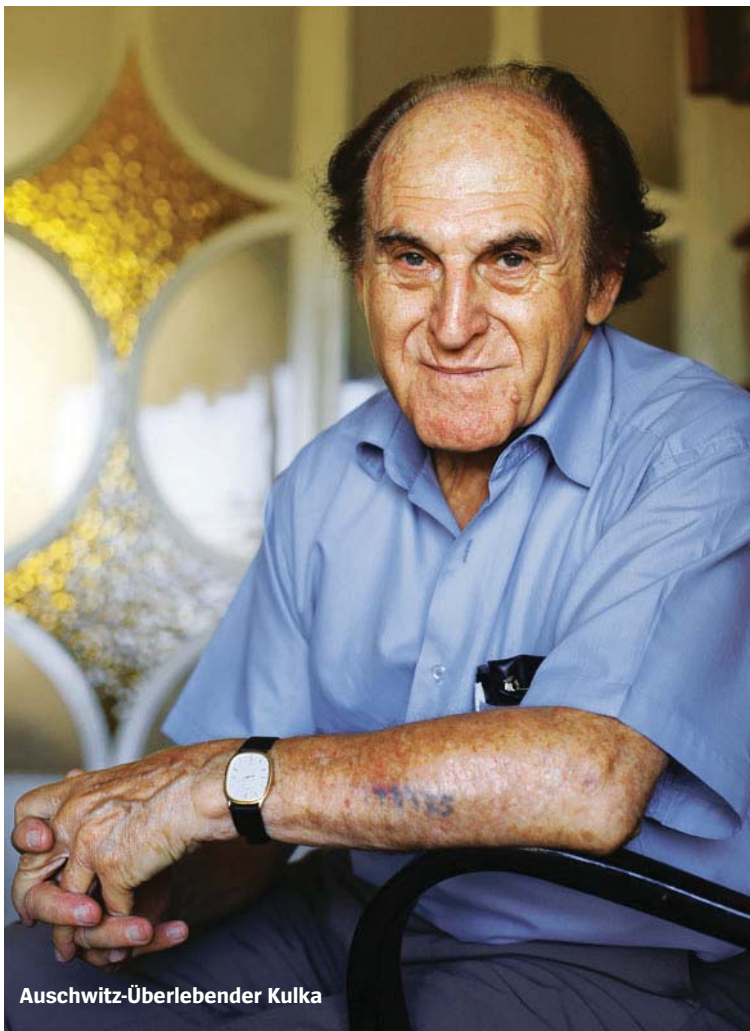
Kulka tastet mit dem Cursor die Schornsteine ab, streift damit durchs Gras und sagt leise: „Das ist meine Kindheitslandschaft.“ Kulka war als Zehn- und Elfjähriger in Auschwitz. In seiner Stimme schwingt etwas Merkwürdiges mit – keine Trauer, keine Wut, sondern etwas, das klingt wie Sehnsucht. Man wagt kaum die Frage zu stellen: Kann es sein, dass Sie Heimweh nach Auschwitz haben?

„Aber ja!“, ruft er aus. „Auschwitz war doch meine Kindheit! In Auschwitz bin ich zum Humanisten erzogen worden.“

Er sagt solche Sätze nicht nur, er schreibt sie auch. Und so ist es ihm gelungen, eines der erstaunlichsten Bücher über Auschwitz zu schreiben: „Landschaften der Metropole des Todes“.

Der Titel ist sperrig, es gibt schon so viele Bücher und Zeitzeugenberichte zu Auschwitz – Kulkas Buch hat trotz ein paar hymnischer Rezensionen nicht die Aufmerksamkeit bekommen, die es haben sollte; das Buch erschien im März,

Otto Dov Kulka: „Landschaften der Metropole des Todes. Auschwitz und die Grenzen der Erinnerung und der Vorstellungskraft“. Aus dem Hebräischen von Inka Arroyo Antezana, Anne Birkenhauer, Noa Mkyaton. DVA, München; 192 Seiten; 19,99 Euro.



Auschwitz-Überlebender Kulka

gebracht, sie hofft, sich und das in Auschwitz gezeugte Baby dort durchbringen zu können; es wird ihr nicht gelingen. Beide sterben kurz vor der Befreiung.

„Vor meinem geistigen Auge sehe ich Bilder: Eigentlich sind es Sekunden, nur Sekunden, Sekunden eines hastigen Abschieds, danach wandte meine Mutter sich um und begann in die Ferne zu gehen, den grauen Lagerbauten entgegen. Sie trug ein dünnes Kleid, das in der leichten Brise flatterte, und ich sah, wie sie ging und in die Ferne entschwand. Ich erwartete, dass sie sich umdrehen würde, erwartete irgendein Zeichen. Mutter drehte sich nicht um. Ich konnte es nicht verstehen. Bis heute denke ich darüber nach: Warum hat sie sich nicht umgedreht, nicht ein einziges Mal?“

Ein anderes Bild: Im Kinderblock von Auschwitz bringt ein jüdischer Mann, Imre heißt er, den Kindern die „Ode an die Freude“ aus Beethovens Neunter bei: „Mit welcher Absicht hat er diesen Text gewählt, einen Text, der als das

bisher ist die erste Auflage noch nicht verkauft.

Kulka fühlt sich in seinem Buch *nicht* ein in den Schmerz der Opfer, fühlt sich *nicht* ein in die Motivation der Täter: Er betrachtet wie von außen seine Kindheitstage in Auschwitz und bleibt bei der Beobachterperspektive. Er vollzieht eine Art Auto-Psychoanalyse, ruft Bilder ab, Szenen, fragt nach ihrer Bedeutung und weiß selbst, dass es bei den Fragen bleiben muss.

So sieht er seine Mutter vor sich, wie sie für immer von ihm weggeht. Sie ist schwanger und wird in ein anderes KZ

universale Manifest eines jeden gelten kann, der an die Würde des Menschen, an humanistische Werte und an die Zukunft glaubt – im Angesicht der Krematorien, an diesem Ort, wo die Zukunft das vielleicht einzig Sichere war, das es nicht gab? War es eine Art Protestakt, das Festhalten an jenen Werten, die letztlich nur von diesen Flammen vernichtet werden konnten? Das ist eine Möglichkeit, eine sehr schöne, aber es gibt noch eine andere, die vermutlich weitaus wahrscheinlicher ist. Die Möglichkeit, dass dies ein Akt von extremem Sarkasmus war.“

AMIT SHABI / LAIF / DER SPIEGEL

So reiht Kulka Bild an Bild, Frage an Frage, er mischt Gedichte in seine Textcollage und Fotos, die er 1978 bei seinem letzten Besuch in Auschwitz gemacht hat. Das Buch ist Szenen- und Gedankenrausch, und so ist es ein Abbild dessen, wie Menschen sich tatsächlich erinnern: suchend, assoziativ, sprunghaft.

Das Buch ist umso erstaunlicher, wenn man weiß, wer dieser Autor ist und was er bisher getan hat. Otto Dov Kulka hat sein ganzes Berufsleben damit verbracht, nach Erklärungen für die NS-Verbrechen zu suchen, er ist emeritierter Professor für die Geschichte der Juden an der Hebräischen Universität Jerusalem.

Er hat sich aufgeteilt in zwei Personen: in das stauende Kind aus seinem „Landschaften“-Buch, das Auschwitz sieht und nicht versteht, und einen Wissenschaftler, der versucht zu verstehen und sagt: „Wir dürfen nicht aufhören, Erklärungen zu finden für den Verlauf der Geschichte, denn so etwas wie die Vernichtung der Juden kann wieder passieren.“

Kulka sagt, dass er beides sei, immer, das Kind und der Wissenschaftler: „Aber beide Dimensionen des Denkens gehören zusammen: Dass wir Bilder haben, Unerlebnisse, die wir uns nicht erklären können, dass wir aber diese Bilder ergänzen durch Erforschung, damit wir so nah wie möglich an den Wahrheitsgrund kommen.“

Sein zweites Ich, das stauende Kind, hat er vor seinem „Landschaften“-Buch, das zu seinem 80. Geburtstag erschien, kaum je öffentlich gezeigt. Die wenigsten Kollegen wussten, dass dieser Wissenschaftler ein Auschwitz-Überlebender ist und dass er als Zeuge ausgesagt hat im ersten Auschwitz-Prozess 1964 in Frankfurt. Sein Kinder-Ich hielt er im Verborgenen, nachts kam es hervor: Wenn er in seinem Uni-Arbeitszimmer allein war, hat er Tonbänder besprochen und sich selbst von Auschwitz erzählt. Auf diesen Tonbandaufzeichnungen und auf Tagebüchern basiert das Buch.

Es ist kaum zu glauben, dass er das öffentliche Schweigen über Auschwitz so lange durchgehalten hat. Jetzt hier im Büro sieht er den fragenden Blick seines Gegenübers auf die Tätowierung seines Unterarms, die KZ-Nummer 148975 ist

deutlich zu erkennen. Er sagt: „Früher hatte ich dichtere, schwarze Haare, man hat die Nummer nicht so gut gesehen“ – „Wissen Sie, es war so: Ich habe nichts gesagt, und kaum jemand hat gefragt.“

Draußen ist es dunkel geworden, Kulka bittet zu einem Abendessen in ein Restaurant mit Blick auf die Altstadt von Jerusalem.

Während der Autofahrt hört er klassische Musik aus dem Radio. Er erzählt, dass er jedes Jahr während eines Kammermusikfestivals in Tiberias, Galiläa, Ferien mache.

hatten sie die ersten antisemitischen Gesetze verabschiedet.

Die Eltern Elly und Erich sprachen Tschechisch und Deutsch mit ihm, das Kindermädchen war eine Deutsche. Die erste Klasse absolvierte Otto auf einer tschechischen Schule, „ein glückliches Jahr“. Dann wurde er ausgeschlossen. Jüdische Kinder durften nicht mehr unterrichtet werden.

1942 kam er ins Ghetto nach Theresienstadt, „eine Erlösung war das“, so sagt er heute. Wieder so ein Kulka-Satz. „Als Kind habe ich das so empfunden, endlich wieder unter anderen Kindern zu sein.“

Freiwillig meldeten sich seine Mutter und er für einen Transport nach Auschwitz, sie wollten mit anderen Familienmitgliedern zusammenbleiben, er versprach seinen Freunden in Theresienstadt, ihnen zu schreiben, wenn Auschwitz besser sei als Theresienstadt.

Angekommen in Auschwitz – am 7. September 1943 – war klar: Es würde das Ende sein. Hier herrschte nur ein Gesetz, „das Gesetz des Großen Todes“, so nennt es Kulka.

Manchmal machte er mit anderen Kindern eine Art Mutprobe, den „kleinen Tod ausprobieren“. Sie fassten mit den Händen an den Elektrozaun, der tagsüber fast nie unter Strom stand. Als er seinem Onkel einmal Essen durch den Zaun reichte, war der Stacheldraht elektrisch geladen. Die Narben vom Stromstoß hat er heute noch.

Er rechnete täglich mit dem Tod. Einmal entkam er, weil die Mörder ihn auf der Krankenstation liegen ließen, er hatte Diphtherie, sie rettete ihm das Leben.

Im Januar 1945 wurden er und sein Vater auf einen Todesmarsch Richtung Reichsmittle geschickt.

Otto Kulka und seinem Vater gelang am 24. Januar 1945 die Flucht während des Marschs, sie kehrten in die Tschechoslowakei zurück, der Vater blieb in Prag, der Sohn brach schon 1949 per Schiff nach Israel auf.

Hier auf dem Schiff legte er sich zu seinem deutschen „Otto“ den hebräischen Namen „Dov“ zu: „Bär“ heißt das. Er kannte die Bedeutung nicht, ihm gefiel nur der Klang. Heute muss er über die Namenswahl lachen: „Ich sehe ja



Kinderzeichnung aus dem KZ Theresienstadt, um 1944



Kulkas Mutter Elly 1939, Krematorium in Auschwitz-Birkenau 1943



SAMMLUNG VON KINDERZEICHNUNGEN AUS THERESIENSTADT, JÜDISCHES MUSEUM PRAG (O.); SAMMLUNG O. D. KULKA (L.); YAD VASHEM PHOTO ARCHIVES (R.)

Im Restaurant sitzen Palästinenser und feiern. An der anderen Tafel sitzen Juden und feiern. Kulka freut sich über den Anblick, über diesen Moment des Friedens. Er bestellt und kommt ins Erzählen, er tut jetzt etwas, was er in seinem „Landschaften“-Buch nicht tut: Er erzählt sein Leben von den Anfängen bis heute in einem zusammenhängenden Bogen.

Geboren wurde er, so sagt er, im „Schicksalsjahr“ 1933, am 16. April in der kleinen tschechischen Stadt Nový Hrozenkov. Die Nazis hatten im Januar zuvor die Macht ergriffen. Schon wenig später

gar nicht aus wie ein Bär.“ Otto Dov Kulka ist klein und zart.

Israel – das war die Utopie eines Neuanfangs. „Jerusalem sollte in Auschwitz zerstört werden, deswegen wollten wir es wieder aufbauen.“ Er ging zunächst in einen Kibbuz, arbeitete in der Landwirtschaft, dann begann er seine Studien: erst frühe, dann mittlere, schließlich neueste jüdische Geschichte.

Sein Lehrer für Frühgeschichte, Menachem Stern von der Hebräischen Universität, wurde auf seinem Arbeitsweg, der zufällig der Jerusalemer Kreuzweg war, von einem Palästinenser ermordet. Er habe einen Juden ermorden wollen, irgendeinen, sagte der Täter später aus.

Von den Konflikten zwischen Palästinensern und Juden – Sechs-Tage-Krieg, Sperrung und Öffnung verschiedener Stadtzonen – ist Kulkas Leben nun bestimmt.

Er leidet darunter, er sei „aufgeschlossen“ den Palästinensern gegenüber: „Es sind doch unsere Nachbarn.“

Kulka heiratete eine zu NS-Zeiten verfolgte und aus Europa geflohene slowakische Jüdin, sie bekamen eine Tochter. Über Auschwitz wurde zu Hause nicht viel geredet. Die Tochter ist heute Klinische Psychologin. Als sie Mitglied der Psychoanalytischen Gesellschaft wurde, erbat sie vom Vater dessen Tonbänder mit den Selbstgesprächen über Auschwitz. Inzwischen befragen ihn die drei Enkel zu Auschwitz.

1978 fuhr Kulka zu einer Tagung von Religionswissenschaftlern nach Polen, an einem freien Tag machten die Kollegen Ausflüge, er sagte ihnen, er komme nicht mit, er fahre nach Auschwitz. Ein Jude besucht Auschwitz, das leuchtete den Kollegen ein, sie hakten nicht nach.

Auschwitz war noch verfallen damals, das Gras wucherte über die Gleise. Kulka machte die Fotos, die nun in seinem Buch sind. Den Taxifahrer bat er, eine Aufnahme von ihm vor dem Auschwitz-Tor zu machen: Der Fahrer drückte ab, später bei der Entwicklung zeigte sich, dass Kulka nur halb auf dem Foto zu sehen ist. „Der geteilte Kulka, einmal durchgeschnitten, das passt doch“, sagt er.

Er war nie wieder dort. Der SPIEGEL hatte ihn gefragt, ob er bereit sei, noch einmal hinzufahren, alles zu zeigen. Er hat mit einem langen Brief geantwortet: „Ihren

Vorschlag habe ich sehr ernsthaft durchdacht. Es war und ist mir klar, dass ich mir die Bilder der verödeten Landschaft der Metropole des Todes, wie sie sich bei meiner Rückkehr im Jahre 1978 in meine Gedankenwelt eingeprägt hat, für immer so bewahren will. Die Veränderung dieses Bildes würde für mich eine Entfremdung von dieser Landschaft bedeuten.“

Jetzt beim Abendessen in Jerusalem kommt er auf diesen Brief zu sprechen und sagt, es sei auch aus einem anderen Grund sinnvoll, sich in Jerusalem zu treffen, hier gebe es einen Ort, an dem ihn zu einem bestimmten Moment die Bilder aus Auschwitz übermannt hätten. 1967 müsse

Juden ist die Religion dann doch Teil des Selbst.“

Nun ist Kulka am Felsendom angelangt, hier auf den Treppenstufen sitzt eine muslimische Bettlerin, schwarz verschleiert, Kulka drückt ihr Geld in die Hand, schüttelt ihre ausgestreckte Hand. Die Bettlerin müsste sehen, dass seine Hände vernarbt sind, auch seine Tätowierung auf dem Unterarm ist gut zu sehen.

Kulka eilt weiter. Er kommt an einen Olivenhain, kein Mensch ist hier. „So war es damals auch, 1967, öd und leer.“ Es duftet nach Zypressen. Kulka geht jetzt langsamer und hält vor einem zugemauerten Tor an.

Das Tor ist Teil der alten Stadtmauer, offiziell heißt es „Goldenes Tor“ oder „Tor des Erbarmens“. Nach christlicher Überlieferung ist Jesus als Messias auf einem Esel hier in Jerusalem eingritten.

Im 16. Jahrhundert wurde das Tor von den Osmanen zugemauert. Für Kulka hat dieser Ort eine eigene Symbolik, er nennt ihn „Auschwitz-Tor“. Er sagt: „Es gehört zu meiner privaten Mythologie. Ein zugemauertes Tor, ein Tor, das nirgendwo hinführt, undurchdringbar ist – ich war hier, 1967, und Auschwitz erstand vor meinen Augen.“

Der Besuch an diesem Tor habe ihn zu seinen Tonbandaufzeichnungen ange-regt – und diese Aufzeichnungen schließlich zu seinem Buch. Deswegen habe er auch ein Foto dieses Tores und sein Erlebnis von 1967 in sein Buch aufgenommen und ihnen ein Kapitel gewidmet.

Unkraut wächst aus den Mauern des Tores. Auf dem Boden davor liegen Plastikmüll und eine Blechdose:

XXL-Energydrink. Es ist still. Auf einmal kommen zwei verschleierte Mädchen, etwa elf Jahre alt, und rufen: „Hello!“ Sie klingen herrisch. Sie machen eine wedelnde Handbewegung, sie wollen, dass der alte Mann und seine Begleiter verschwinden. Kulka sagt: „Sie haben Angst, dass wir gekommen sind, um etwas kaputtzumachen. Alle haben in dieser Stadt ständig Angst vor Anschlägen und Zerstörung.“

Er tut so, als deutete er die Gesten der Mädchen nicht als unfreundlich, sondern als eine Begrüßung. Er winkt ihnen zu und ruft: „Hello!“

„Es sind Kinder“, sagt er, „sie denken, dieser Ort gehöre ihnen.“ ♦



Autor Kulka in Auschwitz 1978: „Nahe an den Wahrheitsgrund kommen“

es gewesen sein, 34 Jahre alt war er da. Er wolle diesen Ort zeigen, sagt er. „Es ist in der Nähe des Felsendoms in der Altstadt.“ Für Juden und Gäste ist dieses Gebiet die meisten Stunden des Tages gesperrt. Am Vormittag ist noch die beste Gelegenheit.

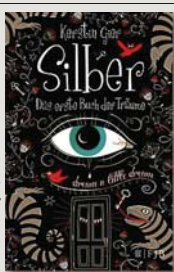
Vor der Klagemauer kommt es zu Verzögerungen, Taschen werden durchsucht, durchleuchtet. An der Klagemauer blickt Kulka auf die wippenden Bewegungen der betenden Männer und Frauen und erzählt, dass er an Jom Kippur, dem „Tag der Versöhnung“, dem höchsten jüdischen Feiertag, auch zum Beten hierher komme, gemeinsam mit seinen Enkeln. „Ich bin nicht sehr religiös, aber für einen

Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Dan Brown**
Inferno Lübbe; 26 Euro
- 2 (2) **Kerstin Gier**
Silber – Das erste Buch der Träume
Fischer JB; 18,99 Euro
- 3 (3) **Timur Vermes**
Er ist wieder da
Eichborn; 19,33 Euro
- 4 (4) **Martin Suter**
Allmen und die Dahlien
Diogenes; 18,90 Euro
- 5 (5) **Donna Leon**
Tierische Profite
Diogenes; 22,90 Euro
- 6 (7) **Nina George**
Das Lavendelzimmer
Knaur; 14,99 Euro
- 7 (6) **Stephen King**
Joyland
Heyne; 19,99 Euro
- 8 (9) **Eugen Ruge**
Cabo de Gata
Rowohlt; 19,95 Euro
- 9 (8) **Dora Heldt**
Herzlichen Glückwunsch, Sie haben gewonnen!
dtv; 17,90 Euro
- 10 (11) **Anne Gesthuysen**
Wir sind doch Schwestern
Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro
- 11 (15) **John Green**
Das Schicksal ist ein mieser Verräter
Hanser; 16,90 Euro
- 12 (10) **Tess Gerritsen**
Abendruh
Limes; 19,99 Euro
- 13 (13) **Martin Walker**
Femme fatale
Diogenes; 22,90 Euro
- 14 (16) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Gefährliche Liebe
Oetinger; 18,95 Euro
- 15 (12) **Volker Klüpfel / Michael Kober**
Herzblut
Droemer; 19,99 Euro
- 16 (18) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Flammender Zorn
Oetinger; 18,95 Euro
- 17 (–) **Kerstin Gier**
Smaragdgrün – Liebe geht durch alle Zeiten
Arena; 18,99 Euro
- 18 (19) **Sabine Ebert**
1813 – Kriegsfeuer
Knaur; 24,99 Euro
- 19 (14) **Douglas Preston / Lincoln Child**
Fear – Grab des Schreckens
Droemer; 19,99 Euro
- 20 (20) **Kerstin Gier**
Saphirblau – Liebe geht durch alle Zeiten
Arena; 16,99 Euro



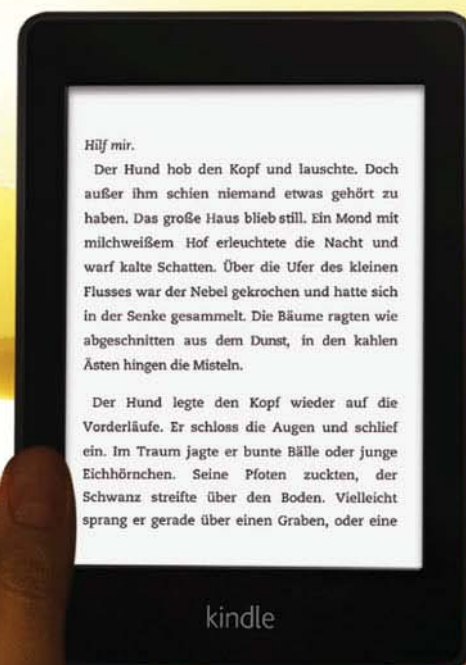
Sachbücher

- 1 (1) **Hannes Jaenicke**
Die große Volksverarsche
Gütersloher Verlagshaus; 17,99 Euro
- 2 (2) **Florian Illies**
1913 – Der Sommer des Jahrhunderts
S. Fischer; 19,99 Euro
- 3 (3) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klaren Denkens
Hanser; 14,90 Euro
- 4 (7) **Meike Winnemuth**
Das große Los
Knaur; 19,99 Euro
- 5 (5) **Dieter Nuhr**
Das Geheimnis des perfekten Tages
Bastei Lübbe; 14,99 Euro
- 6 (10) **Dirk Müller**
Showdown
Droemer; 19,99 Euro
- 7 (4) **Bronnie Ware**
5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen
Arkana; 19,99 Euro
- 8 (9) **Eben Alexander**
Blick in die Ewigkeit
Ansata; 19,99 Euro
- 9 (6) **Richard David Precht**
Anna, die Schule und der liebe Gott
Goldmann; 19,99 Euro
- 10 (16) **Markus Gabriel**
Warum es die Welt nicht gibt
Ullstein; 18 Euro
- 11 (11) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klugen Handelns
Hanser; 14,90 Euro
- 12 (8) **Guillem Balagué**
Pep Guardiola
C. Bertelsmann; 19,99 Euro
- 13 (12) **Margot Käßmann**
Mehr als Ja und Amen
Adeo; 17,99 Euro
- 14 (13) **Andreas Englisch**
Franziskus – Zeichen der Hoffnung
C. Bertelsmann; 17,99 Euro
- 15 (15) **Helmut Schmidt**
Ein letzter Besuch
Siedler; 19,99 Euro
- 16 (18) **Harald Welzer**
Selbst denken – Eine Anleitung zum Widerstand
S. Fischer; 19,99 Euro
- 17 (17) **Rhonda Byrne**
The Secret – Das Geheimnis
Arkana; 16,95 Euro
- 18 (–) **Ralf Georg Reuth / Günther Lachmann**
Das erste Leben der Angela M.
Piper; 19,99 Euro
- 19 (19) **Egon Bahr**
„Das musst du erzählen“ – Erinnerungen an Willy Brandt
Propyläen; 19,99 Euro
- 20 (14) **Frank Schirrmacher**
Ego – Das Spiel des Lebens
Blessing; 19,99 Euro



Schicksalsjahre einer Kanzlerin: Wühlen in der DDR-Vergangenheit der mächtigsten Frau Europas

Perfekt für den Sommer

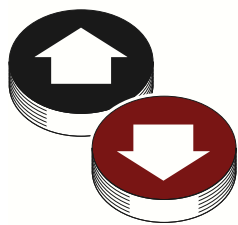


Kindle Paperwhite

Lesen im hellen Sonnenlicht, ohne geblendet zu werden
Speichert bis zu 1.100 Bücher
Bis zu acht Wochen Akku-Laufzeit

amazon





Was vom Helden übrig blieb

FILMKRITIK: Ryan Gosling spielt in dem Rachedrama „Only God Forgives“ den gewalttätigen Sohn einer übermächtigen Mutter.

Er betrachtet seine Hände, als hätte er sie noch nie zuvor gesehen. Wie in Zeitlupe dreht und wendet er sie, fasziniert, befremdet, verwirrt. Gehören sie wirklich ihm? Oder ist es nicht vielmehr umgekehrt? Gehört er ihnen?

Die Hände von Julian, der Hauptfigur des Films „Only God Forgives“, werden im Lauf der Handlung viel Böses tun. Meist schlagen sie schneller zu, als Julian denken kann. Ihr Wille ist ihm Befehl.

Und so hat Julian eine Vision. Ein Mann, ein Asiate, schlägt ihm mit einem Schwert die Hände ab. Für die meisten

Diese Mutter ist der Schoß, aus dem das Böse kroch. Crystal hat zwei ungleiche Söhne, doch am Ende weiß der Zuschauer nicht mehr, wer von den beiden Kain ist und wer Abel.

„Only God Forgives“ ist die Fortsetzung und zugleich die Demontage des Films „Drive“, mit dem der dänische Regisseur und sein kanadischer Star vor zwei Jahren berühmt geworden sind.

Ryan Gosling spielte in „Drive“ einen Stuntman, der sein Geld damit verdient, bei Raubüberfällen den Fluchtwagen zu fahren. Der Film war eine Neude-

Wachsfigur gedreht worden, während sich der Star hinter den Kulissen mit der Maskenbildnerin vergnügte. Doch dann lässt Gosling seine Figur jäh in Gewaltexzessen explodieren.

Hier entlädt sich Frustration. Darüber, dass Julian seine Freundin (Rhata Phongam) sexuell nicht befriedigen kann, dass er seinen Bruder nicht rächen kann und dass er es nicht schafft, die Nabelschnur zu seiner Mutter endlich durchzuschneiden.

Refsn, 1970 in Kopenhagen geboren und schon in seiner Heimat durch gewalttätige Genrefilme bekannt geworden, erzählt dies in einem elegischen Tonfall, in sehr kargen Dialogen und in Bildern, die so rot leuchten, als wären sie durch Blut gezogen worden.

Vor fünf Jahren drehte Refsn den Wikingofilm „Valhalla Rising“, ein Werk, in dem mehr Köpfe rollten, als Worte fielen. Heute, in seinem neuen Film, steht es um die Spezies Mann nicht viel besser. Er redet immer noch kaum und lässt Waffen sprechen. Der Mann ist ein Mängelwesen, das sich nicht zivilisieren lässt. Davon erzählen Refns Filme.

Gegen Ende von „Only God Forgives“ kämpft Julian gegen den Asiaten, der ihm in seiner Vision erschi-

en ist. Julian hat keine Chance. Ständig schlägt er Luftlöcher, taumelt seinen Fäusten hilflos hinterher und verliert rasch an Kraft.

Seine Freundin und seine Mutter schauen ihm dabei zu. Als er schließlich auf dem Boden liegt, hilflos und zerschunden, drehen sie sich auf dem Absatz um und gehen davon. Sie scheren sich nicht um das, was vom Helden übrig blieb.

Man kann diesen Film in seiner oft kaum zu ertragenden Brutalität und seiner bisweilen penetranten Symbolik für präventösen Unfug halten. Aber man kann sich auch hineinziehen lassen in eine Meditation über Selbstkontrolle.

Immer wieder richtet der Film den Blick auf Julians Hände. Es sind die Hände eines Mannes, der nichts im Griff hat. Schon gar nicht sich selbst.

LARS-OLAV BEIER



Darsteller Phongam, Gosling: Ein Mann, der nichts im Griff hat, schon gar nicht sich selbst

Menschen wäre das ein Alptraum. Für Julian ist es eine Erlösungsphantasie.

Nicolas Winding Refns Film handelt von Gewalt, Männlichkeit und Religion. Auf seinem Weg durch das Nachtleben von Bangkok begegnet der von Ryan Gosling gespielte Held immer wieder dem Tod.

Julian organisiert im Rotlichtviertel der Stadt Kickboxkämpfe und verkauft mit seinem Bruder Billy die Drogen, die seine Mutter Crystal (Kristin Scott Thomas) ins Land schaffen lässt. Eines Tages wird Billy getötet. Julian findet heraus, dass es ein Rachemord war. Billy hat zuvor ein 16-jähriges Mädchen vergewaltigt und umgebracht. Crystal kommentiert kalt: „Er wird schon seine Gründe gehabt haben.“

definition von Coolness, eine Feier der Nervenstärke.

Hinter dem Steuer eines Wagens strahlt Gosling enormen Sex-Appeal aus, die Eleganz und Effizienz seiner Bewegungen geben ihm eine Virilität, wie sie vor ihm wohl nur Steve McQueen besessen hat.

Kaum ein Schauspieler kann seinen Aggregatzustand so schnell ändern wie Gosling. Aus der größten Starre bricht plötzlich rasender Zorn hervor, der Zuschauer sieht einen Eisblock binnen Sekunden dampfen.

In „Drive“ benötigte Goslings Figur größte Gelassenheit und heftigste Wut, um am Ende als ramponierter, aber siegreicher Held in den Sonnenuntergang fahren zu können. In „Only God Forgives“ zerstört die unkontrollierte Gewalt alles.

Gosling wirkt im neuen Film oft so reglos, als wären die Szenen mit seiner

Kinostart: 18. Juli.



Starke (M.) beim Deutschen Derby in Hamburg

REVIERFOTO / IMAGO

GALOPPSPORT

„Auf den Popo“



PICTURE ALLIANCE / DPA

Jockey Andrasch Starke, 39, über den Einsatz von Reitgerten bei Pferderennen

SPIEGEL: Nach Ihrem Sieg beim Deutschen Derby in Hamburg

wurden Sie von der Rennleitung zu einer Strafe von 7500 Euro verurteilt. Sie haben Ihrem Hengst Lucky Speed

sechs statt der erlaubten fünf Peitschenschläge gegeben. Haben Sie sich erzählt?

Starke: Auf der Zielgeraden ist es schwierig, bewusst mitzuzählen. Im Eifer des Gefechts geht das kaum. Ich habe leider einen Schlag zu viel gemacht, da war aber kein Vorsatz dabei.

SPIEGEL: Warum schlagen Sie Ihr Pferd überhaupt mit einer Peitsche?

Starke: Das ist keine Peitsche, sondern eine Reitgerte. Sie ist aus Schaumstoff und dient mir als verlängerter Arm. Ich setze sie ein, um das Pferd in der Balance zu halten, damit es den Weg geradeaus geht und nicht nach links oder rechts.

SPIEGEL: Hat das Pferd Schmerzen, wenn Sie die Gerte einsetzen?

Starke: Nein. Das ist wie ein Klaps mit der Hand auf den Popo des Pferdes. Das tut ihm nicht weh, es bekommt davon keine Striemen.

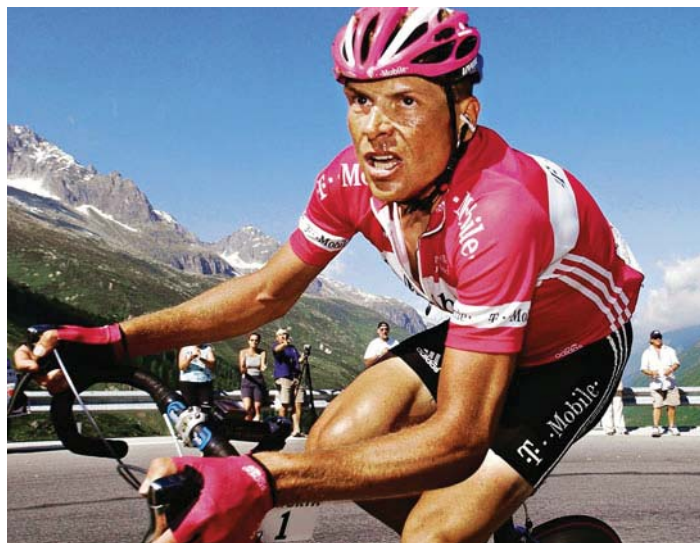
SPIEGEL: Warum gibt es die Regel dann?

Starke: Tierschutzvereine sehen es nicht gern, wenn wir die Gerte zu oft benutzen. Würden wir ständig mit ihr herumwedeln, sähe es für die Zuschauer auch nicht sehr ästhetisch aus. Wir Jockeys haben uns schriftlich dazu verpflichtet, die Gerte nur fünfmal einzusetzen. Eine so strenge Regel gibt es zwar nur in Deutschland, aber ich finde sie richtig.

DOPING

Gebührengeld zurück?

Die Aussagen über seine Dopingvergangenheit könnten für Jan Ullrich teuer werden. ARD-Juristen prüfen, ob sie gezahlte Sponsorengelder vom ehemaligen Radprofi zurückverlangen können. Sportkoordinator Axel Balkausky hat die Untersuchung in Auftrag gegeben. Die ARD hatte zwischen 1998 und 2006 als übertragender Sender der Tour de France über ihre Tochterfirma SportA Honorarverträge mit Ullrich. Sie zahlte dafür insgesamt 790 912,12 Euro an den Radfahrer. Von der Telekom als größtem Geldgeber hat Ullrich indes nichts zu befürchten. Auf Anfrage erklärte der Bonner Konzern, er habe sich 2006 „gegen das Engagement im Radsport entschieden, weil wir als Sponsor erkennen mussten, dass der Radsport das Thema Doping nicht in den Griff bekommt. Damit ist der Fall für die Telekom abgeschlossen“. Auch der Uhrenhersteller IWC, der Ullrich rund eine Million Euro jährlich überwies, will keine Nachforderungen stellen.



Ullrich 2005

EDDY RISCH / AP

FUSSBALL

„Stoppe! Again! New!“

Pep Guardiola stellt die erfolgreichste Mannschaft in der Geschichte des FC Bayern München auf den Kopf. Die Vereinsbosse sind beeindruckt vom Eifer ihres neuen Trainers – aber besorgt, ob das alles auch gut ausgeht.

Jérôme Boateng, Innenverteidiger des FC Bayern, trägt eine dieser ambitionierten schwarzen Brillen im Heiner-Müller-Look, die sich offenbar den Weg von Berlin-Mitte in die Bundesliga gebahnt haben. Er sitzt im Pressesaal des Kongresszentrums von Riva del Garda und soll erklären, was Pep Guardiola, der neue Bayern-Trainer, anders macht als sein Vorgänger Jupp Heynckes.

Boateng kratzt sich am Kopf. Die Heiner-Müller-Brille wackelt. Seit gut einer Woche ist er hier mit Guardiola im Sommertrainingslager am Gardasee. Boateng muss kurz überlegen, was er sagen soll, sagen sollte.

In den letzten Tagen stand sein Trainer oft fuchtelnd neben ihm auf dem Trainingsplatz. Meist mit einem Zettel in der Hand und auf Boateng einredend. Sogar nach dem eigentlichen Training, als Boateng etwas ermattet beim Dehnen in der Platzmitte lag und sich vermutlich in Sicherheit wähnte, tauchte Guardiola wie aus dem Nichts auf und hielt Kurzvorträge, begleitet durch wilde, raumgreifende Druck- und Schubbewegungen der Arme. Der Trainer sah aus, als müsste er nicht nur Boateng in die Zukunft des Fußballs lotsen, sondern auch einen Sattelschlepper durch einen andalusischen Tomatenmarkt.

Boateng, auf allen vieren kauern, schaute Guardiola etwas erschrocken an. Man konnte sehen, was er dachte: Was will dieser Mann?

„Ja, da ist schon einiges ein bisschen neu hier, irgendwie“, sagt Boateng, und nach einigen Nachfragen stellt sich schnell heraus, dass er das „ein bisschen neu“ im Sinne von „komplett anders“ meint.

Die Journalisten lassen Taktikfragen auf Boateng einprasseln. Es geht um das neue System, das Guardiola in den ersten Testspielen ausprobiert hat. Ein offensiveres, riskanteres System, das Spiel des FC Barcelona, des Teams, das Guardiola vor den Bayern trainiert hat.

Das Barça-System funktioniert mit nur einem defensiven Mann vor der Abwehr, mit mehr Präsenz im Spielzentrum, mit weit nach vorn gezogenen Außenver-



Trainer Guardiola, Spieler im Trainingslager am Gardasee: Ein Mann, den seine Ideen, seine

teidigern, ohne echten Stürmer, mit ungewöhnlichen Laufwegen, mit all den schicken Guardiola-Ideen, die zur Barça-DNA wurden, über die der Bayern-Stürmer Frank Ribéry jedoch Ende der Woche verwirrt sagte: „echt komisch“.

Bei Guardiolas Vorstellung, Ende Juni in München, hätte man noch denken können, dass sich vielleicht fußballerisch nicht viel ändern würde bei den Bayern. Der Verein hat vorige Saison alles gewonnen: Meisterschaft, Pokal und Champions League. Attraktiv, kampfstark, hungrig war die bislang beste Mannschaft der Bayern-Geschichte in der Liga und in Europa

aufgetreten. Sie räumte sogar Barcelona mit Weltfußballer Lionel Messi aus dem Weg.

Guardiola, der neue Coach, sollte den Erfolg verstetigen. Die Mannschaft war ja bereits gebaut, jetzt ging es um den Beginn einer Ära.

Bei seiner Präsentation in der Allianz-Arena gab sich Guardiola demütig, zurückgenommen, fast schon scheu. Er saß neben der mächtigen Triple-Troika, dem Aufsichtsratschef Uli Hoeneß, dem Vorstandsvorsitzenden Karl-Heinz Rummenigge und Sportvorstand Matthias Sammer. Er sagte, er wolle sich zu „100 Pro-

zent den Spielern“ anpassen, und fügte hinzu, dass „der Fußball den Spielern gehorcht, nicht dem Trainer“.

Die Worte legten sich sanft über die Gemüter. Guardiola würde die beste Mannschaft Europas, über Jahre mühsam erschaffen, nicht auf den Kopf stellen.

Dann begann der Neue mit der Arbeit.

Im Trainingslager werden die Grundlagen für die Saison gelegt. Die Bayern wohnten am Gardasee im besten Hotel der Gegend, im Lido Palace, einem kantigen Jugendstilpalast direkt am Ufer, mit riesigem Garten und absurd großem Spabereich. Zum Trainingsgelände im benachbarten Arco fuhr man mit dem vereinseigenen Bus. Die Münchner beziehen ihr Sommerquartier dort schon seit einigen Jahren. Diesmal war es ein denkwürdiger Ausflug.

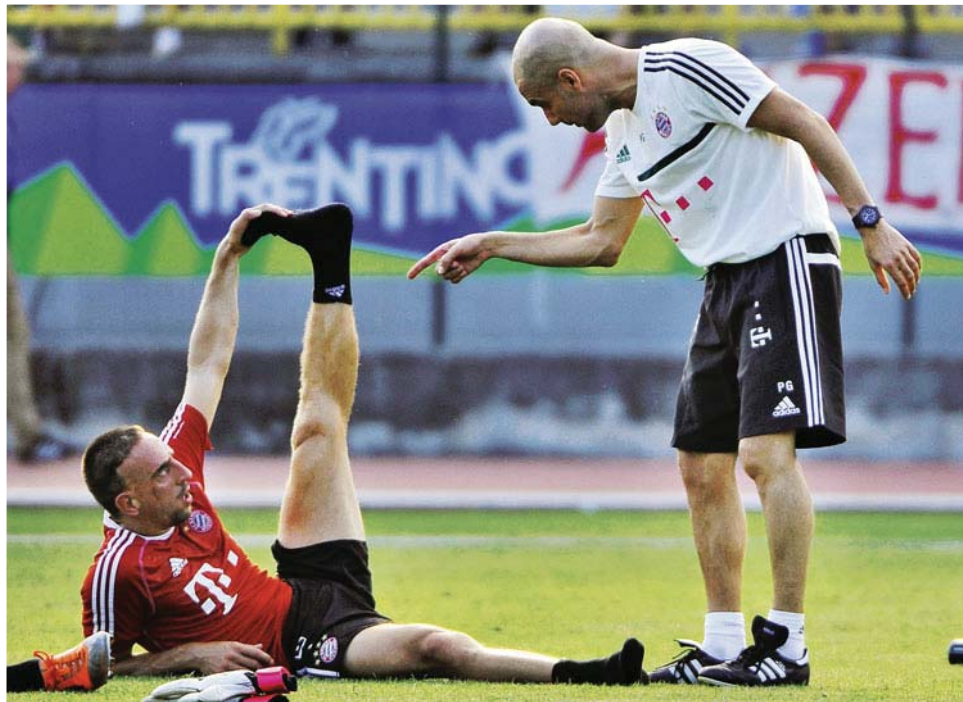
Die Bayern-Verantwortlichen hatten das Trainingsgelände in einen Jahrmarkt verwandelt. Tausende Bayern-Fans mit hochrotem Kopf, teils von der Sonne gefärbt, teils vom Weizenbier, saßen beim Morgentraining auf den Tribünen und schauten der Mannschaft zu. Im Hintergrund parkte ein roter Fanartikel-Bus, der guten Umsatz machte, unweit davon fand sich der Info-Stand des örtlichen Tourismusbüros, daneben Wurst- und Pommesbuden, dazu die Biertheke des Biersponsors. Ein Discjockey lockerte mit der schunkeltauglichen Bayern-Hymne „Stern des Südens“ die Stimmung auf.

Guardiola erlitt einen Kulturschock. Bei Barça hatte er das öffentliche Training abgeschafft. Er mag es nicht, wenn aus ernsthafter Arbeit von Fußballern ein Bimsbirnen-Event gemacht wird, kein ernstzunehmender Trainer tut das. Aber Guardiola war zu beschäftigt, um sich offen darüber zu ärgern.

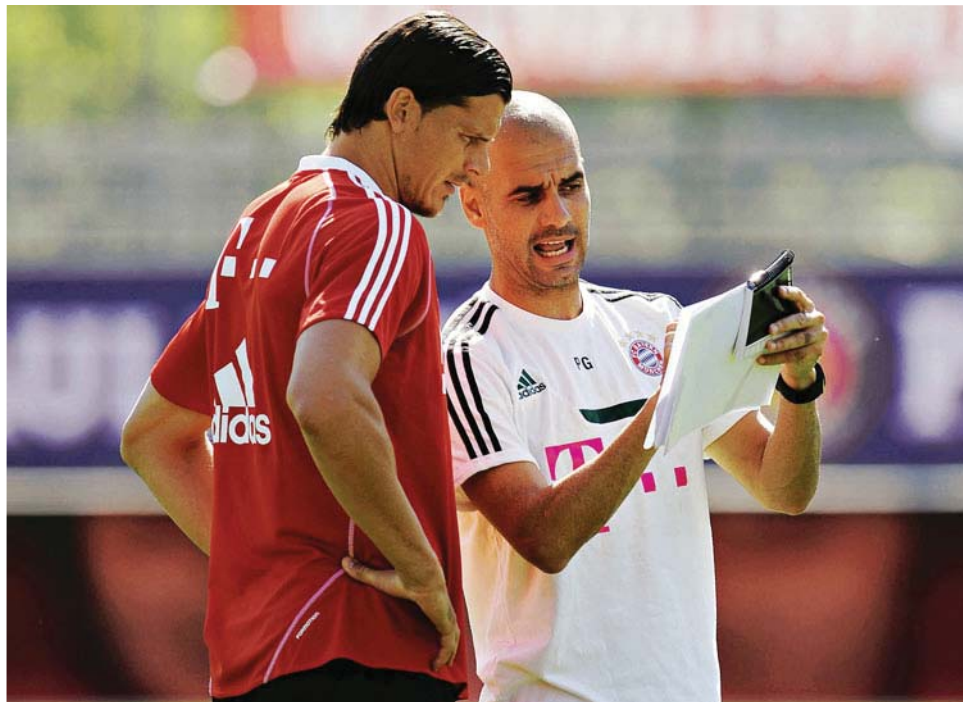
Auf dem Trainingsplatz wirkte er wie ein Mann, den seine Ideen, seine Einfälle zu einem Getriebenen gemacht haben. Nur selten schritt Bayerns neuer Coach über den Rasen, meist rannte er, wild winkend und erklärend. Er erteilte seine Anweisungen in einem Mix aus Spanisch, Englisch und Deutsch. Beim Frühstück war er häufig der Erste. Guardiola arbeite „nicht 24 Stunden am Tag“, berichtete Sportvorstand Sammer. Nein, es seien „25“.

Als seien die Trainingseinheiten zu kurz bemessen, als habe er überhaupt viel zu wenig Zeit, um seinen Spielern all das zu vermitteln, was in deren Kopf muss, gestikulierte Guardiola sich über das Feld. Es gibt Trainer, die überlassen ihren Assistenten einen großen Teil des Trainings. Guardiola würde am liebsten jedes einzelne Hütchen selber aufstellen. Er hängt an seinen Männern wie ein Drogenhund, der anschlägt.

Ball mit der Hacke gespielt? Guardiola macht große Augen und unterbricht das



SCHREYER / EIBNER-PRESSFOTO



FIRO SPORTPHOTO

Einfälle zu einem Getriebenen gemacht haben



Bayern-Sportvorstand Sammer, Taktik-Beispiele: „Das braucht Zeit“

Training: „Stoppe!“ So geht das nicht. Niemand soll mit der Hacke spielen.

Einer der jungen Nachwuchsfußballer will Guardiola beeindrucken und versucht im Mittelfeld ein Dribbling. Guardiola schreit auf.

„Stoppe! No dribbling!“

Nach einem Ballverlust macht ein Verteidiger nicht sofort einen Schritt nach vorn zum Gegner, um diesen wieder unter Druck zu setzen, sondern weicht zurück Richtung Abwehr?

Guardiola schreit wieder: „Stoppe!“

Dann das Schlimmste überhaupt: Beim Passtraining zirkuliert der Ball zu langsam. Guardiola bekommt Schnappatmung: „Stoppe, stoppe, stoppe!“, ruft er. Alles von vorn. „Again! New!“

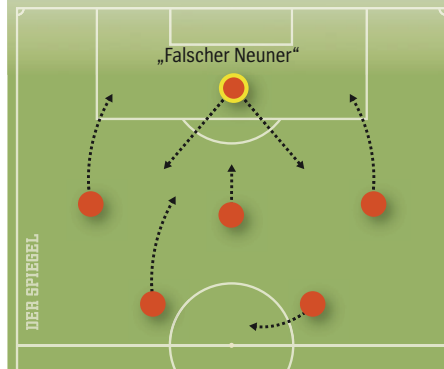
Triple-Sieger können unglaublich viel falsch machen. Wer hätte das gedacht? Matthias Sammer saß bei fast jedem Training am Spielfeldrand. Sein Verhältnis zu Guardiola beschreibt er etwas irritierend als „sensibel, aber trotzdem gut“. Sammer ist beeindruckt vom Gestaltungswillen des Katalanen, sagt aber auch: „Das braucht Zeit.“

Pep Guardiola hat nie ein Geheimnis aus seinen Vorstellungen gemacht. In einem seiner seltenen Interviews sagte er mal: „Ich will das Spiel, ich greife an, immer.“

Er verehrt Trainer, die ballorientiert und offensiv spielen lassen, Leute wie Marcelo Bielsa, Louis van Gaal, vor allem aber Johan Cruyff, der aus Guardiola, einem langsamen, dribbel-, kopfball- und schussschwachen Spieler, eine Barça-Ikone machte. Von Cruyff stammt der Satz: „Spiele gewinnt man nicht vorn oder hinten, sondern nur mit einem Mann mehr in der Mitte.“ Guardiola hat diesen Satz oft wiederholt. Er ist sein Mantra. Er gehört für Barça-Fans zu den universalen

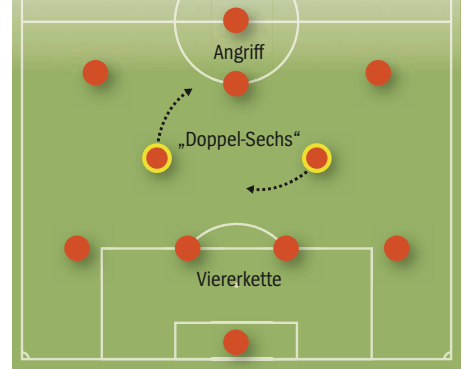
„Falscher Neuner“

Spielvariante mit einer Spitze (früher meist mit der Rückennummer 9), die sich jedoch immer wieder ins Mittelfeld zurückfallen lässt und somit die gegnerischen Verteidiger aus der Defensive lockt. Dadurch ergeben sich freie Räume für die Außenstürmer bzw. Nachrücker aus dem offensiven Mittelfeld.



„Doppel-Sechs“

Vor einer Viererkette spielen zwei defensive Mittelfeldspieler als „Doppel-Sechs“ (früher nur ein Spieler mit der Rückennummer 6) auf einer Höhe, um das Zentrum abzusichern. Schaltet sich einer der Sechser in den Angriff ein, rückt der zweite Sechser weiter in die Mitte und sichert das Zentrum ab.



Fußballweisheiten. Die Fans in München kannten bislang nur Oliver Kahns eher schlichtes Bayern-Motto, wonach Siegertypen zum Erfolg „Eier“ brauchten.

„Fragt mich nicht, warum, aber ich will den Ball, und ich will die Mitte“, sagte Guardiola vor ein paar Monaten in Buenos Aires bei einem Vortrag vor Freunden. „Ich kann nicht anders.“ Wer den Ball und die Mitte, also das Zentrum, dominiere, dominiere auch das Spiel. Daraus ergibt sich der Rest.

Zum Beispiel eine Antwort auf die Frage, ob Guardiola Bayerns berühmte „Doppel-Sechs“ mit Bastian Schweinsteiger und Javier Martínez auflösen und den Spanier womöglich in die Abwehr ziehen wird. Nach der Woche am Gardasee lässt sich sagen: ja, wahrscheinlich. Oder ob er mit einer „falschen Neun“ spielen wird, also ohne klassischen Stürmer? Ja, sogar sehr wahrscheinlich.

Guardiola ist kein Wundertrainer, wie es oft heißt. Er setzt bei Bayern seine Theorien um. Knallhart. Ob es funktioniert? Schwer zu sagen.

Etwas aber hat er schon erreicht: Es wird jetzt anders über Fußball geredet. In den Sportteilen der Zeitungen wimmelt es von Grafiken, die Guardiolas mögliche Spielsysteme mit Zahlen und Pfeilen beschreiben. 4-3-3 oder 4-1-4-1, was ist besser für die Bayern? Als Jürgen Klinsmann zu den Münchnern kam, auch als Wundermann gefeiert, wurde über die neuen Buddha-Statuen diskutiert, die er im Trainingszentrum aufstellen ließ. Mit Guardiolas Ankunft wurde der deutsche Fußballfan zum Taktik-Nerd.

Guardiolas Fußball ist ein Glücksversprechen. Ein Spektakel, wenn es funktioniert. Die Bayern-Spieler schienen in der vergangenen Woche unterschiedlich darauf zu reagieren.

Toni Kroos lachte viel und hatte großen Spaß. Obwohl er vielleicht keinen Stammplatz bekommt, ebenso wie Dante und Arjen Robben. Boateng und Ribéry schienen nicht immer zu verstehen, was das entscheidende Rumpelstilzchen auf dem Platz von ihnen wollte. Daniel van Buyten, der 35-jährigen Brechstange im Abwehrzentrum, geht das geforderte schnelle Umschalten von Abwehr auf Angriff offenbar zu schnell. Er wirkte am Ende der Gardasee-Woche noch mal um Jahre gealtert.

Die beste Mannschaft Europas, die im Mai im Londoner Wembley-Stadion den Champions-League-Titel geholt hat, wird bald nicht mehr wiederzuerkennen sein. Guardiola hat Bayern übernommen. Komplet.

Zum Abschluss des Trainingslagers wurde er gefragt, wie er die Woche fand. Guardiola benutzte sein Lieblingswort „super“ gefühlte 30-mal. „Ich bin zufrieden“, sagte er.

So zufrieden, dass er vor der versammelten Presse einen neuen Mittelfeldregisseur fordert. Thiago Alcántara, das Supertalent des FC Barcelona, ausgebildet in der berühmten Barça-Fußballschule La Masia, 22 Jahre alt, 18 Millionen Euro teuer. Einen Spieler, dem Guardiola nicht erklären muss, wie sein Spiel funktioniert. Die Bosse sollten sich bitte darum kümmern, schnell.

„Thiago oder nix!“, sagte Guardiola.

Mit der richtigen Telefonnummer konnte er aushelfen. Thiago Alcántaras Manager ist Guardiolas Bruder Pere.

JUAN MORENO



Video: Training mit Pep

spiegel.de/app2902013guardiola
oder in der SPIEGEL-App

DICKE DINGER – AB JETZT AUCH AUF DEM GRILL.

DIE BESTEN FRIKADELLEN AUS LAMM, KALB, RIND UND SCHWEIN.
AB SEITE 38.



MÄNNER KOCHEN ANDERS

JETZT BEEF!
IM ABO SICHERN!



 JETZT FAN WERDEN!

BEEF!
FÜR MÄNNER MIT GESCHMACK

WAGYU FOREVER!
Die Liebeseerklärung mit elf Rezepten
an das beste Fleisch der Welt

ROCK AM DRINK
Die männlichsten Cocktails aller
Zeiten (kleiner Kater inklusive)

**GRANATEN
VOM GRILL**

Geschmacks-Explosion bei Ihrem nächsten BBQ: neue
köstliche Frikadellen mit Kalb, Lamm, Reh, Rind, Pulpo ...

MIT EXTRA-HEFT

SCHLACHTFEST
DER KRIMI-SCHOCKER
VON BEEF! – BLUTIG,
SPANNEND, RAFFINIERT

SCHWIMMEN

„Zombies“

Bundestrainer Henning Lambertz, 42, über die Versagensängste deutscher Schwimmer und den mangelnden Teamgeist von Olympiasiegerin Britta Steffen



JENSEN / DPA

SPIEGEL: Herr Lambertz, besuchen Sie im Sommer manchmal das Freibad?

Lambertz: Klar, ich gehe auf die Rutsche oder mit meiner Tochter ins Planschbecken. Wasser ist wunderbar, man fühlt sich darin schwerelos.

SPIEGEL: Junge Menschen haben trotzdem kaum noch Lust, im Verein zu schwimmen. Die Zahl der Kinder und Jugendlichen im Deutschen Schwimm-Verband (DSV) geht seit Jahren zurück. Woran liegt das?

Lambertz: Wir haben es noch nicht geschafft, den Spaß, den das Wasser macht, mit dem Sport in Verbindung zu bringen. Jugendliche, die leistungsmäßig schwimmen, werden nicht bewundert, sondern bemitleidet.

SPIEGEL: Wofür?

Lambertz: Ich war früher Trainer am Bundesstützpunkt in Essen. Wissen Sie, wann dort manche 14-Jährigen morgens aufstehen müssen?

SPIEGEL: Sagen Sie es uns.

Lambertz: Um 4.30 Uhr. Damit sie um 5 Uhr im Wasser sind und trainieren können. Später müssen sie pünktlich zur ersten Schulstunde im Klassenzimmer sitzen.

SPIEGEL: Das ist hart.

Lambertz: Um eine Leistung langfristig aufzubauen, müssen Kinder zwischen 11 und 14 Jahren damit beginnen, große Umfänge zu schwimmen. Zwischen 20 und 25 Stunden Training in der Woche sollten es schon sein.

SPIEGEL: Ist Leistungsschwimmen zu aufwendig, passt der Sport nicht mehr in die Zeit?

Lambertz: Nein. Unser Problem ist, dass viele junge Athleten in einem starren Schulsystem leben, das ihnen nicht weit genug entgegenkommt, um so zu trainieren, wie es nötig wäre. In Hamburg oder Berlin können Leistungssportler die Schulzeit strecken, den Stoff verteilen und ihr Abitur später machen. Fünftklässler können zwischen 10 Uhr und 12 Uhr trainieren, da wird

der Unterricht unterbrochen, damit sie nicht morgens um 4.30 Uhr aufstehen müssen. In Nordrhein-Westfalen geht das nicht. In Essen habe ich Schwimmer erlebt, die deswegen kurz vor dem Burnout standen.

SPIEGEL: Die Sportler waren von Schule, Training und Wettkampf überfordert?

Lambertz: Ja. Bei mir im Büro saßen Jugendliche mit Tränen in den Augen, sie sagten: Ich fühle mich vollkommen leer. Andere liefen herum wie Zombies, ohne Mimik, ohne Emotionen. Einmal sagte ich zu einer Schwimmerin: Hör mal, deine Wende war nicht gut, den Führarm musst du anders setzen. Da bekam sie Heulkämpfe. Die misslungene Wende war nicht das Problem, das Mädchen war total überlastet.

SPIEGEL: Wie oft kam so etwas vor?

Lambertz: Fast wöchentlich.



Schwimmerin Steffen: „Freude an ein wenig Ruhm“

SPIEGEL: Wie gingen Sie damit um?

Lambertz: Ich sagte: Hör mal, bleib morgen zu Hause, den nächsten Wettkampf streichen wir auch. In solchen Fällen muss ich die Notbremse ziehen, ich habe eine Verantwortung. Aber wenn der Sport immer zurücksteckt, kommen wir nicht mehr in die Weltspitze.

SPIEGEL: Bei den Olympischen Spielen in London holten die deutschen Beckenschwimmer keine Medaillen, zum ersten Mal seit 80 Jahren. In dieser Woche beginnt die Weltmeisterschaft in Barcelona. Wird das die nächste Blamage?

Lambertz: Die Schwimmer bei der WM sind größtenteils dieselben, die bei Olympia am Start waren. Seit London ist leider kein Top-Star aus dem Erdboden gekrochen. Woher also sollen die Medaillen kommen?

SPIEGEL: Warum hat der DSV den Anschluss verloren?

Lambertz: Unter anderem weil uns das Geld fehlt. Der Cheftrainer der englischen Mannschaft hat fast das Siebenfache meines Budgets zur Verfügung. Ein anderer Grund ist, dass wir es zu selten schaffen, Talente früh genug an die Stützpunkte zu locken, wo sie professionell trainieren können. Schwimmer, die bis zum Abitur in ihren kleinen Heimatclubs bleiben, wo sie sich die Bahnen mit Senioren teilen, kommen später nie ganz nach oben.

SPIEGEL: Sie sind seit einem halben Jahr Cheftrainer und haben ungewöhnliche Ideen mitgebracht: Sie schicken Athleten zu internationalen Wettkämpfen, obwohl sie zu langsam schwammen, um die Qualifikationsnorm zu erfüllen. Sie bieten ein Athletiktraining in einer Bundeswehr-Kaserne an, bei dem die Schwimmer durch Matsch robben. Sie haben entschieden, dass das Nationalteam sein neues Outfit selbst entwerfen darf. Was wollen Sie damit erreichen?

Lambertz: Bei alledem geht es mir darum, die Athleten zu belohnen, das ist der Grundansatz meiner Arbeit.

SPIEGEL: Sie machen Ihren Schwimmern Geschenke?

Lambertz: Wenn Sie so wollen: ja. Schwimmer in Deutschland können sich nur über den Spaß am Erfolg motivieren, über die Freude an ein wenig Ruhm. Leider hatten wir bei den großen Wettkämpfen zuletzt wenig Erfolg, deswegen versuche ich, über die Belohnungen den Spaß zurück ins Team zu holen.

SPIEGEL: Woran liegt es, dass die deutschen Schwimmer bei den wichtigen Rennen regelmäßig versagen?

Lambertz: Sie sind mit einer vorangestellten Versagensangst zu den großen Events gefahren, so nach dem Motto: Oh, oh, hoffentlich geht das hier gut. Mit dieser Einstellung kann es nicht funktionieren.

SPIEGEL: Wie wollen Sie das Selbstbewusstsein der Athleten aufbauen?

Lambertz: Ich sage zu ihnen: Ich vertraue euch, dass ihr das schafft, und wenn es in die Hose geht, wird niemand bestraft. Die Angst vor negativen Konsequenzen muss raus aus der Mannschaft, sonst kann sie nicht zusammenwachsen, sonst kann kein Teamgedanke entstehen.

SPIEGEL: Schon Ihre Vorgänger versuchten vergebens, aus den deutschen Schwimmern ein Team zu formen.

Lambertz: Ja, mit Hilfe eines unglücklichen Sanktionsprinzips. Wer die anderen nicht anfeuerte oder unterstützte, musste befürchten, bestraft zu werden. Damit ist jetzt Schluss. Die Athleten sollen sich nicht gegenseitig anfeuern, weil sie Angst vor einer Bestrafung haben, sondern weil sie merken, dass ihnen der Zusammenhalt etwas bringt.

SPIEGEL: Die Olympiasiegerin Britta Steffen ist nicht gerade als Teamplayer bekannt. Bei der WM 2011 in Shanghai reiste sie nach einem schlechten Wettkampf überstürzt ab, das Staffelteam musste ohne sie starten.

Lambertz: Britta sollte sich noch mehr auf den Teamgedanken einlassen. Es ist nicht sinnvoll, sich komplett herauszunehmen, sich abzuschotten.

SPIEGEL: Sie erwecken den Eindruck, als seien Sie ein Trainer, der sich um alles und jeden kümmert. Jetzt haben Sie sogar für den DSV-Trainerstab eine Sportpsychologin engagiert. Was soll das?

Lambertz: Auch Trainer haben Versagensängste. Sie fürchten um ihren Arbeitsplatz, wenn ihre Schwimmer mies abschneiden. Die Sportpsychologin soll uns zeigen, wie wir mit dem Druck besser klarkommen können.

SPIEGEL: Plagen auch Sie Existenzängste?

Lambertz: Das kommt vor. Als ich von Olympia in London heimkam, damals noch als Stützpunktrainer, war nicht klar, ob mein Vertrag verlängert wird. Ich musste mich arbeitslos melden, um später Anspruch auf Arbeitslosengeld zu haben. So ging es vielen Trainern, wir haben ja nur zeitlich befristete Verträge.

SPIEGEL: Zweifeln Sie manchmal daran, den richtigen Beruf gewählt zu haben?

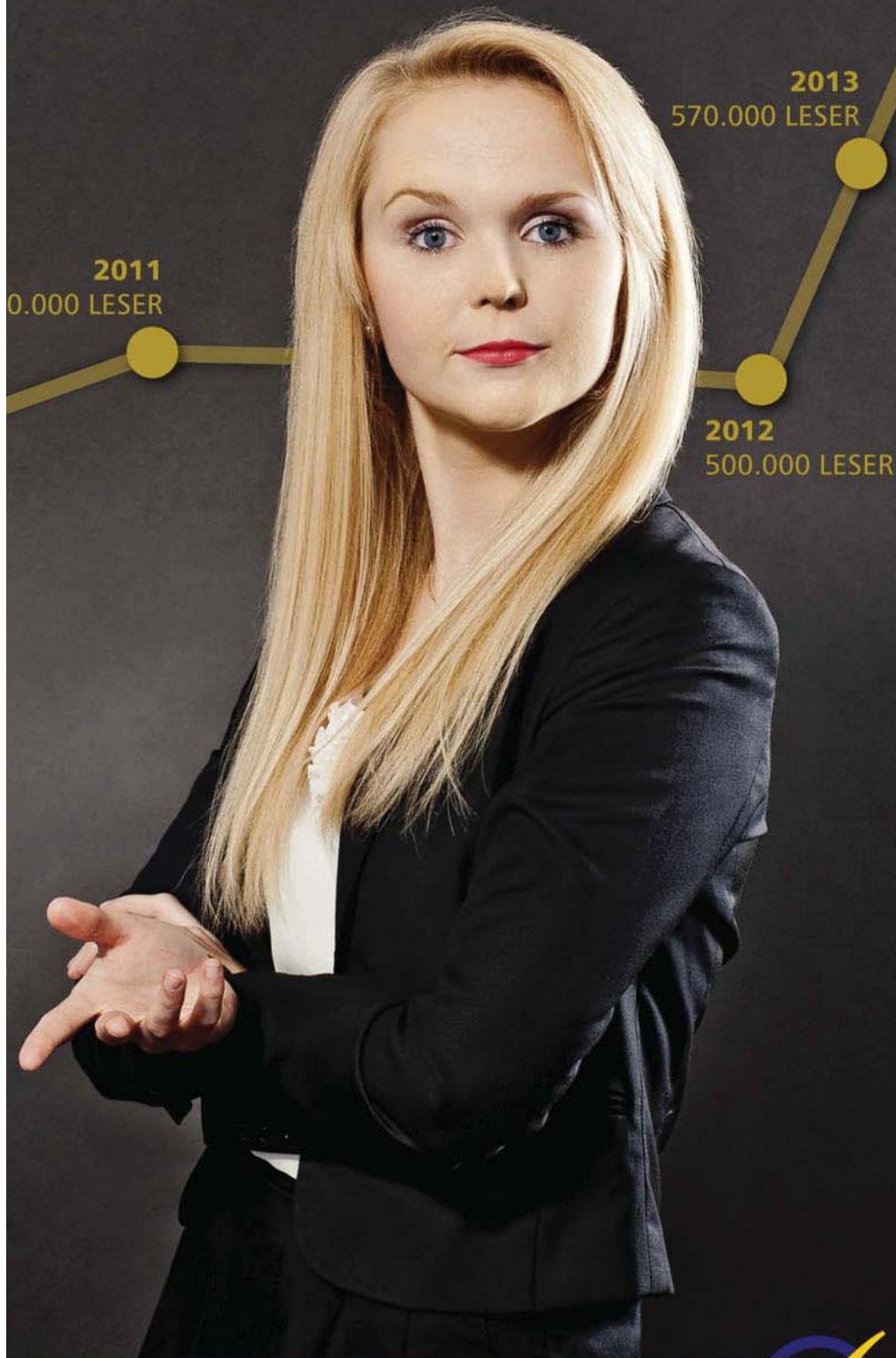
Lambertz: Es gibt schon Tage, da liege ich nachts wach und grübele.

SPIEGEL: Worüber?

Lambertz: Der Stress ist enorm, die vielen Reisen belasten. Ich kenne keinen Trainer, der eine gesunde Ehe über einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren führen konnte. Viele meiner Kollegen leben in Scheidung. Als Familienmensch möchte ich nicht zu diesem Kreis gehören.

INTERVIEW: LUKAS EBERLE

14% MEHR REICHWEITE.



570.000 Leser je Ausgabe (lt. AWA 2013)

14% Steigerung der Leserzahlen von 2012 auf 2013

Druckauflage von 500.000 Exemplaren



SPIESSER

Maria, 22
Redaktion
redaktion@SPIESSER.de

HIV

Funktionell geheilt

Infektiologen vom Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf haben einen Patienten fast vollständig von HIV befreit. Obwohl der Mann seit neun Jahren keine Medikamente mehr nimmt, hat er nur noch so wenige dieser Immunschwäche-Viren im Blut, dass sein Immunsystem die Infektion selbst in Schach halten kann. Die Experten sprechen von einer „funktionellen Heilung“. Der heute 79-Jährige steckte sich 1999 mit der Krankheit an und nahm über fünf Jahre lang Medikamente. 2004 setzte er die Therapie aus; seitdem lassen sich mit üblichen Methoden keine HI-Viren mehr in seinem Körper nachweisen. „Ich bin fast überzeugt, dass dieser Patient nie wieder



HI-Viren an der Zelloberfläche

SPL / AGENTUR FOCUS

Medikamente gegen HIV nehmen muss“, sagt Jan van Lunzen von der Hamburger Uni-Klinik, der den ungewöhnlichen Fall vor wenigen Tagen auf einem Kongress in Malaysia vorstellte. Entscheidend für den Erfolg war seiner Meinung nach der frühe Zeitpunkt der Diagnose und des Therapiebeginns, weniger als drei Monate nach der Übertragung. „Wir haben die

Infektion sehr früh erwischt und dann sehr konsequent behandelt“, sagt van Lunzen. So habe man die „viralen Reservoirs extrem begrenzen“ können. Der HIV-Patient sei bereits der 18. Fall weltweit, der als funktionell geheilt gelte. Die Hamburger Mediziner wollen nun auch einen therapeutischen Impfstoff gegen HIV testen. Eine bundesweite Studie sei „in Vorbereitung“.

ÖKOLOGIE

Zu viel Futter

Kleine Säugetiere sind, jedenfalls kurzfristig, die Gewinner des ökologischen Wandels im Wald. Zu diesem Schluss kommen Forscher vom neuseeländischen Institut Landcare Research. Neuseeland kämpft mit eingeschleppten Arten wie Ratten und Hermelinen. Die Säuger rotteten 19 heimische Vogelarten aus, nachdem Europäer sie Mitte des 19. Jahrhunderts mitgebracht hatten. Die Forscher berichten, die Tiere profitierten nun von häufiger

vorkommenden „Mastjahren“. Südbuchen oder Eichen produzieren in diesen Jahren sehr viele Früchte und lassen sie auf den Waldboden fallen – ein Schlaraffenland für kleine Säuger, die daraufhin deutlich mehr Nachwuchs bekommen. Früher passierte das alle sechs bis sieben Jahre – jetzt alle drei oder vier. Ursache: der Klimawandel, glauben die Forscher. Auch in Deutschland kommen die „Masten“ häufiger vor. Darunter leidet der Wald. Wenn die Bäume so viele Früchte produzieren, wachsen sie schlechter. Allerdings ist der Zusammenhang zwischen dem Klimawandel und häufigeren Mastjahren noch nicht vollständig geklärt.

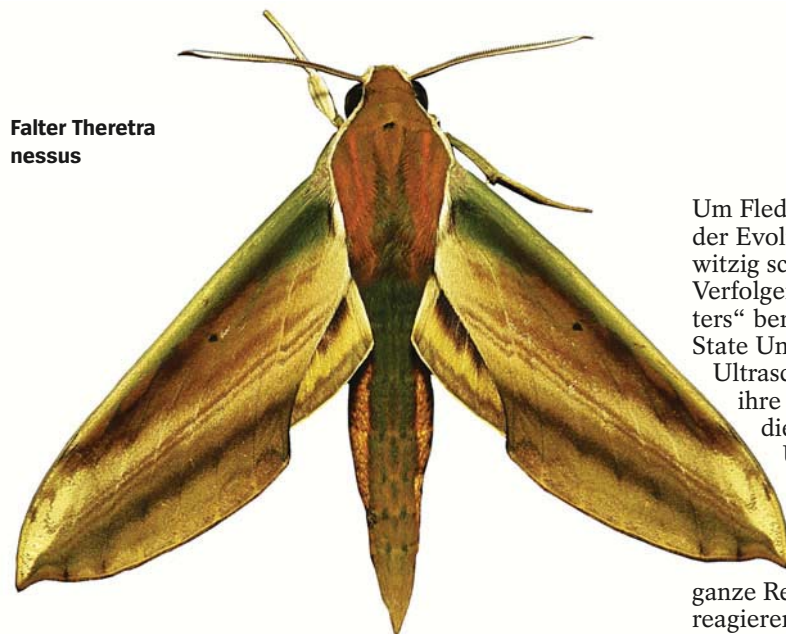


Buchenwald auf Rügen

DAGMAR SCHWELLE / LAIF

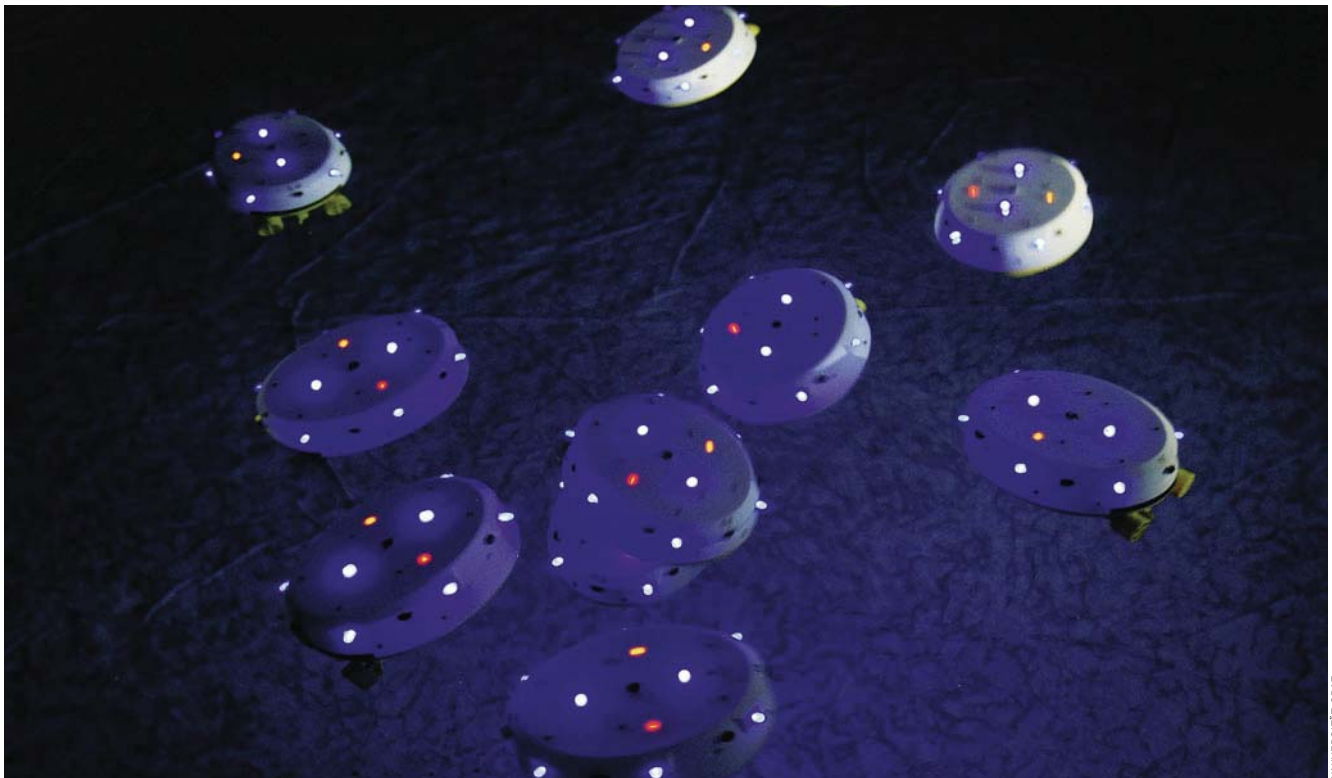
TIERE

Falter mit Tarnkappe



Falter *Theretra nessus*

Um Fledermäusen zu entkommen, haben einige Falter im Laufe der Evolution eine Tarnkappe entwickelt. Sie können mit wahnwitzig schnellen Bewegungen selbst Ultraschall aussenden, um Verfolger zu verwirren, wie Forscher im Fachblatt „Biology Letters“ berichten. Auf Borneo spielten Biologen von der Boise State University in Idaho drei verschiedenen Schwärmer-Arten Ultraschallklänge jagender Fledermäuse vor, mit denen diese ihre Beute orten. Zur Überraschung der Forscher reagierten die Insekten blitzschnell auf die Töne, indem sie eigenen Ultraschall produzierten. So blockieren sie wohl die Peilung der Fledermäuse und werden für diese unsichtbar. Eine Hochfrequenzkamera zeigte, wie die Falter die Töne erzeugen: Männliche wie weibliche Tiere reiben extrem schnell ihre Genitalien. „Es gibt wohl eine ganze Reihe Insekten, die auf Fledermausangriffe mit Ultraschall reagieren“, vermutet Jesse Barber, Autor der Studie.



UNIVERSITÄT GRAZ

Leuchtende Taucher Für diesen autonomen Roboterschwarm ließen sich Wissenschaftler der Uni Graz von sozialen Insekten wie Bienen inspirieren. Die 15 Zentimeter großen Unterwasser-Gefährte entscheiden gemeinsam, in welche Richtung sie schwimmen wollen, auf langsamere Kameraden

warten sie. Dabei verständigen sich die „Lily“ getauften Roboter via Licht, Schall und Funk. Die Forscher hoffen, mit deren Hilfe Giftmüll oder Blackboxes abgestürzter Flugzeuge in den Meeren aufzuspüren. Über eine Basisstation an der Oberfläche halten die Wissenschaftler mit den Lilys Kontakt.

VULKANE

Selbstgemachte Wolke

Vulkanausbrüche sind schwer zu erforschen, weil man sie naturgemäß nur im Ernstfall vermessen und beobachten kann. Das ändern jetzt Forscher von der FH Düsseldorf: Sie können künstliche Aschewolken aus feinstgemahlenem Basaltgestein erzeugen. Ein kleines Propellerflugzeug verstreut etwa hundert Kilogramm der Kunstasche in sieben Kilometer Höhe. Ein zweites Flugzeug quert das Gewölk und misst die Aschekonzentration. Auch vom Boden aus lässt die Kunstwolke sich mit optischen Geräten analysieren. Für die Luftfahrt sind diese Messungen sehr wichtig – Flugzeuge dürfen nach dem Ausbruch eines Vulkans erst wieder abheben, wenn die Zahl der Aschepartikel unter einen

Grenzwert fällt. Entsprechend hatten die Fluglinien nach dem Ausbruch des Eyjafjallajökull 2010 unter großen Einbußen zu leiden. Mit den künstlichen Wolken, deren Zusammensetzung sie kennen, können die Forscher nun ihre Messgeräte perfekt eichen. „Wir erzeugen sehr realistische Bedingungen“, sagt Konradin Weber vom Labor für Umweltmesstechnik der FH Düsseldorf. Jetzt plant das Team einen Großversuch im vulkanreichen Island – inklusive Sperrung des Luftraums.



Kunstwolke aus Propellerflugzeug

PSYCHOLOGIE

Späte Prügelopfer

Kinder, die Zeugen häuslicher Gewalt werden, haben später oft selbst Probleme im Leben. Doch können die Prügel daheim auch sehr kleine Kinder schon beeinflussen? Die Entwicklungspsychologin Megan Holmes von der Case Western Reserve University in Cleveland untersuchte das Verhalten von mehr als hundert Kindern, die bis zum Alter von drei Jahren Auseinandersetzungen zwischen ihrer Mutter und deren Partner mitansehen mussten – danach aber nicht mehr. Spätestens mit der Einschulung, so stellte sich heraus, kamen Aggressionen zum Ausbruch, die sich umso heftiger entluden, je öfter die Kinder häusliche Gewalt beobachtet hatten. „Man könnte meinen, dass Kinder in diesem Alter noch passiv sind und nichts mitkriegen – aber sie achten sehr genau darauf, was in ihrer Umgebung geschieht“, so Studienautorin Holmes.

Die Macht des Mitgefühls

Das Gehirn ist ein soziales Organ – dank bestimmter einflussreicher Nervenzellen erlebt es unbewusst mit, was in anderen Menschen vorgeht. Jetzt ergründen Forscher, wie Empathie und Hilfsbereitschaft sich trainieren lassen.



Der kleine Ole, noch kein Jahr alt, ist ein vielbeschäftigter Herzensbrecher. Neunmal schon trat er zum Dienst in einer Bremer Oberschule an. Seine Mutter setzte ihn jedes Mal auf eine grüne Decke mitten im Klassenzimmer. Dort nahm Ole huldvoll die Parade der versammelten Fünftklässler ab: Der Reihe nach schüttelten sie ihm zum Gruß das Füßchen.

Die meisten Kinder verfielen dem Säugling, kaum dass er sie mit seinen Kuleraugen fixiert hatte. Sogar ein besonders harter Knabe, einer mit dicker Schulkarte, wurde schwach. „Zuerst tat er betont gleichgültig, aber dann hat es ihn doch immer erwischt“, erzählt der Sonderschulpädagoge Steffen Gentsch, der Oles Einsatz begleitet hat.

Sein Publikum zu verzaubern, das war Oles Job. Der Knirps strahlte in die Runde, er quengelte, er brüllte, und dann patschte er wieder vergnügt nach der Rassel. Er war der Solist in einem elementaren Theater der Gefühle. Die gebannten Zuschauer, dezent moderiert von Gentsch, hatten viele Rätsel zu lösen: Warum weint Ole so verzweifelt? Was braucht er gerade? Worüber freut er sich jetzt? Warum guckt er immer wieder zur Mutter? Was, kurz gesagt, geht in Ole vor?

Die Schüler erprobten – erstmals in Deutschland – ein Kursprogramm aus Kanada, genannt Roots of Empathy, Wurzeln des Mitgefühls. Sie sollten lernen, diese kleine Kreatur auf der grünen Decke genauer zu lesen: Ist Ole vielleicht so unruhig, weil wir zu laut sind?

Im Unterricht sprachen die Schüler dann über die Kunst des Einfühlens, angewandt auf sich selbst und den Schulalltag: Woran erkenne ich, dass dem Mitschüler kläglich zumute ist? Was empfindet er, wenn ich ihn auch noch verspötte? Wie könnte ich ihn trösten – und ginge es mir dann vielleicht auch selber besser?

Hirnforscher würden sagen: Die Schüler trainierten ihre Spiegelneuronen.

Diese Hirnzellen haben ein erstaunliches Spezialtalent. In ihnen entsteht, wie es scheint, das Mitgefühl. Spiegelneuronen lassen die Kinder innerlich miterleben, was Ole tut und erlebt: Wenn der Kleine sich nach der Rassel streckt, dann feuern im Gehirn der Beobachter die gleichen Zellen wie bei ihm – als griffen sie selbst nach dem Spielzeug.

Deshalb wissen die Kinder sofort: Ole will seine Rassel haben. Sie müssen dafür keine langwierigen Berechnungen anstellen – ganz ohne Kalkül vollziehen sie das Strecken einfach innerlich mit, sie übersetzen es in die Vorstellung eigenen Handelns. Und wenn Ole sich glücklich strahlend die Rassel grabscht, strahlen auch die Kinder; das Erfolgsgefühl scheint überzuspringen. Hierbei sind wohl ebenfalls Spiegelneuronen im Spiel.

Seit Anfang der neunziger Jahre ist bekannt, dass es solche Zellen gibt. Aber erst heute zeichnet sich ab, wie vielfältig das Gehirn das Erleben und die Emotionen eines Gegenübers spiegeln kann. Einzelne Studien belegen das inzwischen für Angst und Zorn, für Traurigkeit und Ekel. Sogar komplexe Regungen wie Scham oder das Gefühl, einsam und ungeliebt zu sein, sind offenbar ansteckend.

Viele Forscher glauben, dass auf den Spiegelneuronen die Verbundenheit zwischen Menschen beruhe, die uns erst zu sozialen Wesen macht. Die Leipziger Psychologin Tania Singer etwa spricht von „geteilten Netzwerken“, die zusammen vermutlich ein weitverzweigtes Spiegelsystem im Gehirn bilden. Diese Schaltkreise koppeln, was wir an Mitmenschen beobachten, automatisch an unser eigenes Handeln und Empfinden.

„Spiegeln scheint ein sehr grundlegendes Prinzip zu sein“, sagt der deutsch-französische Neurowissenschaftler Christian Keysers, der ein Forschungslabor in Amsterdam leitet. „Unser Gehirn ist bei weitem nicht so privat, wie wir dach-

Es gab nur eine Erklärung: Im Kopf von Schweinsaffen läuft eine Simulation dessen, was sie beobachten. Sie spielen unwillkürlich nach, was andere tun. Wahrnehmen und Handeln sind also bei ihnen in gewisser Weise eins.

Vor drei Jahren erst gelang der Nachweis, dass auch der Mensch solche Spiegelzellen hat. Das war der letzte Anstoß für eine Wende über das soziale Gehirn. Kognitionsforscher nahmen lange an, es sei aus Modulen zusammengesetzt, ähnlich wie ein Computer: auf der einen Seite der Input (Ole erblickt Mama), auf der anderen Seite der Output (Ole streckt die Ärmchen aus) – und dazwischen eine Art Prozessor, der berechnet, was als Nächstes zu tun sei.

Aus dieser Sicht freilich war jeder Fußballspieler ein unbegreifliches Wunder: Wie kann jemand so blitzschnell im Getümmel agieren, ohne andauernd ins Grübeln zu verfallen über Vorhaben und Pläne der 21 Mitspieler? Die Spiegelneuronen legen nun nahe, dass es eine direkte, intuitive Kopplung zwischen Mensch und

Entdeckung der Spiegelneuronen

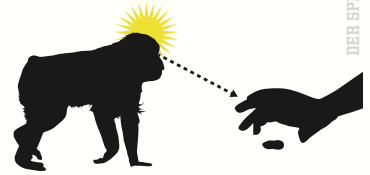
Untersuchung des Hirnforschers Giacomo Rizzolatti



1 Mittels einer Elektrode im Gehirn eines Schweinsaffen wird eine bestimmte Zelle überwacht. Diese wird immer dann aktiv, wenn er nach etwas greift.



2 Bewegt sich der Affe nicht, ist auch die überwachte Zelle inaktiv.



3 Beobachtet er jedoch eine Person, die nach etwas greift, wird diese Zelle wieder aktiviert. Im Kopf des Affen läuft eine Simulation dessen ab, was er sieht.

ten. Es erlebt die Zustände anderer Menschen mit“ (siehe SPIEGEL-Gespräch Seite 122). Ohne die Spiegelneuronen, glaubt Keysers, würden wir überhaupt nur mit Mühe verstehen, was in anderen Menschen vorgeht.

Es war schierer Zufall, dass diese wunderbaren Zellen entdeckt wurden. An der Universität von Parma untersuchte damals eine Arbeitsgruppe, geleitet von dem Hirnforscher Giacomo Rizzolatti, wie Schweinsaffen ihr Handeln steuern. Sie hatten einem Tier gerade eine haarfeine Elektrode ins Gehirn eingeführt, um – schmerzlos für den Probanden – eine einzige Zelle zu belauschen. Diese feuerte immer dann, wenn der Affe nach etwas griff.

Auf einmal aber sahen die Forscher, wie das Messgerät ausschlug, obwohl der Affe sich nicht rührte. Nach einer Weile konnten sie das Rätsel lösen: Das Tier hatte einen Forscher beobachtet, der gerade die Hand ausstreckte. Das genügte offenbar, um das Greifneuron des Affen zum Feuern zu veranlassen.

Mensch gibt, die ohne Nachdenken funktioniert.

Kritiker bemängelten allerdings schon früh, bei den neuen Superzellen handle es sich mehr um Pop als um Wissenschaft. In der Tat erinnerte die Begeisterung fürs Spiegeln anfangs mitunter an den legendären Rummel um Chaostheorie, Fraktale und Apfelmännchen.

Die kühnsten Visionen steuerte der Hirnforscher Vilayanur Ramachandran aus San Diego bei. Er sah „Dalai-Lama-Neuronen“ am Werk, die angeblich die Grenze zwischen Ich und Du auflösten. Diese Zellen, so behauptete Ramachandran, würden „für die Psychologie die gleiche Rolle spielen wie die DNA für die Biologie“.

Inzwischen hat sich der Überschwang gelegt; aber auch den Kritikern schwinden die Einwände. „Es gibt keinen vernünftigen Zweifel mehr an der Existenz dieser Spiegelneuronen“, sagt der Leipziger Hirnforscher Wolfgang Prinz. „Umstritten ist aber noch, was die Zellen

genau tun und welche Bedeutung sie haben.“

Prinz vermutet im sozialen Spiegeln sogar den Schlüssel zum größten Rätsel der Hirnforschung: Wie kann der Mensch seine Taten und Empfindungen bedenken, als sähe er sich zu? Wie kam er zum Bewusstsein seiner selbst? Für Prinz liegt die Lösung auf der Hand: Wir lernten das, so glaubt er, auf dem Umweg über die Beobachtung anderer.

Schon der Urmensch war fähig, die Absichten seiner Mitgeschöpfe zu verstehen, sich gedanklich an ihre Stelle zu versetzen. Irgendwann könnte er gelernt haben, diese Fähigkeit auch auf sein Innenleben anzuwenden. Er drehte den Spiegel quasi um, er versetzte sich gedanklich in sich selbst. Und siehe da, auch hier regten sich Wahrnehmungen, Gefühle und Absich-

ser verstehen, was da genau im Gehirn geschieht.

Schon heute aber ist er sich sicher, dass das Mitgefühl nicht automatisch anspringt, wie man anfangs dachte: Wir sind nicht immer und mit allen Menschen gleichermaßen verbunden. Die Empathie lässt sich unterdrücken, sie lässt sich auch zeitweilig ausschalten – etwa wenn Rachsucht oder Schadenfreude übermächtig werden.

Offenbar steht das Spiegeln der Neuronen nur am Anfang einer Entscheidungskette. Ob mich das Leiden eines Gegenübers tatsächlich anrührt, ist zu diesem Zeitpunkt noch offen – schon gar, ob mein Mitgefühl sich auch in tätige Hilfe umsetzt. Andere Hirnareale haben da mitzureden.

Mit diesem höheren Zusammenspiel beschäftigt sich die Hirnforscherin Tania

speziell entwickelten Computerspiel zeigten sie deutlich mehr Hilfsbereitschaft als Untrainierte gegenüber unbekannten Mitspielern.

In einer Folgestudie wollte Klimecki wissen, ob sich der Effekt auch im Gehirn nachweisen lässt. Sie schob ihre Probanden in die Tomografenröhre. Dort zeigte sie ihnen kurze Schnipsel aus Fernsehnachrichten und Dokumentarfilmen: humpelnde Kinder, die sich anscheinend verletzt hatten; eine weinende Frau nach einem Erdbeben und andere Bilder des Jammers.

Im Gehirn der Meditierer war eine auffallende Abweichung zu erkennen. Bei ihnen regten sich auch die Hirnregionen, die aktiv sind, wenn man einen süßen Saft genießt oder an die lieben Kinder denkt.

Diese Teilnehmer schätzten hinterher ihre Gefühlslage auch positiver ein als die Kontrollgruppe. „Das Training hat offenbar ihre Resilienz gestärkt“, folgert Klimecki. „Sie lassen sich nicht so leicht niederziehen.“

Solche Menschen seien eher bereit zu helfen, glaubt die Forscherin. Wer nur das nackte Leid nachempfinde, werde am Ende eher seinem Fluchtreflex nachgeben und das Elend verdrängen.

Nun wollen die Leipziger Forscher herausfinden, wie sich tätiges Mitgefühl auch langfristig fördern lässt. Seit April läuft dazu eine große Studie. Freiwillige werden elf Monate lang von Psychotherapeuten und Meditationslehrern trainiert.

Sie sollen lernen, ihre Menschenfreundlichkeit zu kultivieren und auch mit belastenden Gefühlen konstruktiv umzugehen. Dabei werden sie regelmäßig befragt und im Kernspintomografen untersucht.

Der kleine Ole in Bremen hat, auf seine Weise, als Empathietrainer unterdessen schon einiges geleistet. Neun Monate lang, in insgesamt 27 Schulstunden, haben die Schüler dort sich mit ihrem Gefühlsleben beschäftigt – mit Ole als Lernmodell.

Kaum brach irgendwo Streit aus, erinnerten die Lehrer an Ole. Ein Mitschüler wurde auf dem Schulhof drangsaliert – wie hätte Ole das gefunden? Ein Mädchen rempelte seine Nachbarin an – wie würde Ole sich dabei fühlen? Die Kinder diskutierten ihre Taten und Untaten, und sie wurden ermuntert, frei über ihre Empfindungen zu sprechen. „Zu Hause machen sie das ja nicht so“, sagt Pädagoge Gentsch, der das Projekt ehrenamtlich betreut hat.

Die Schüler lernten zu verstehen, dass es keineswegs blamabel ist, wenn der eine so leicht in Tränen ausbricht und die an-



ROOTS OF EMPATHY BREMEN

Schüler bei Empathietraining mit Baby: Theater der Gefühle

ten, die er beobachten konnte wie die eines Fremden.

Das Gehirn, glaubt Prinz, sei nicht gemacht für die Binnenschau. „Es ist optimiert dafür, die Welt zu verstehen und den Körper zu steuern“, sagt er. „Die Evolution hatte keinen Grund, ein Organ der Introspektion hervorzubringen.“ Dass wir uns selbst reflektieren können, sei einfach ein Nebenprodukt des sozialen Spiegels.

Noch fehlt es an Experimenten, die solche Theorien untermauern. Kollege Keyser in Amsterdam glaubt deshalb, die Zukunft müsse erst einmal geduldig weitere Daten zusammentragen. Ein, zwei Jahrzehnte noch, dann könne man wohl bes-

Singer am Leipziger Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften. Erste Versuche dort haben gezeigt, wie leicht das Mitgefühl zu beeinflussen ist: Es lässt sich schon durch kurzes Training steigern.

Singers Mitarbeiterin Olga Klimecki ließ dafür ihre Probanden einen Tag lang in einer einfachen Meditationstechnik unterweisen. Sie sollten beispielsweise an geliebte Personen denken und dann schrittweise die aufsteigenden freundlichen Gefühle im Geiste auch anderen Menschen zukommen lassen. Es ging darum, ein allseitiges Wohlwollen zu kultivieren. Der Schnellkurs genügte, um die Moral der Teilnehmer zu heben: In einem

„Der Mensch kam zu Bewusstsein, indem er lernte, sich in andere Menschen zu versetzen.“



VARIO IMAGES (L.); CLAUDIA ANYS / PLAINPICTURE (R.)



DOC-STOCK (L.); STOCK48 (R.)

Berührende Mimik: Ohne die Spiegelneuronen würden wir nur mit Mühe verstehen, was in anderen Menschen vorgeht

dere ständig Angst vor Hänseleien hat. Und warum auch größere Geschöpfe als Ole oft genug einen starken Rückhalt brauchen.

Dann kam es vor, dass ein Mädchen aus schwierigen Verhältnissen stockend zu erzählen wagte, wie es gelitten hatte, als es für eine Weile in eine Pflegefamilie ziehen musste, weg von Mama. Die Mitschüler hörten ruhig zu. Und das Klassenraubein kehrte eines Tages nach der Pause weinend zum Unterricht zurück, und niemand nutzte die Gelegenheit, über den Jungen herzuziehen.

Die gemeinnützige Organisation Roots of Empathy, die hinter dem Empathieprogramm steht, wurde im Jahr 1996 von der kanadischen Pädagogin Mary Gordon gegründet. Sie entwickelte den Kurs zunächst speziell für vernachlässigte Kin-

der. Inzwischen ist er in ganz Kanada im Einsatz. In den USA, in Irland, Schottland und Neuseeland laufen ebenfalls Projekte.

Einige Studien zeigten bereits, dass die schlichte Methode wirkt. Eine kanadische Forschergruppe etwa ließ in der Provinz Manitoba eine Zufallsauswahl von Schulklassen in den Genuss des Empathietrainings kommen. Deren Entwicklung verglich sie mit gleichartig zusammengesetzten Klassen, die keinen Säuglingsbesuch erhalten hatten.

Das Resultat fiel verblüffend deutlich aus: Die geschulten Kinder zeigten sich nach Aussagen der Lehrer weniger aggressiv, und sie waren eher bereit zu kooperieren.

Die Forscher können den wundersamen Effekt nur feststellen; warum er so

stark ist, wissen sie noch nicht. Ein Säugling, so scheint es, kann erstaunliche Lernerlebnisse in Gang setzen – vielleicht weil er so bedürftig und zugleich seinen wechselnden Gefühlen vollkommen ausgeliefert ist.

Die Kinder können Ole nicht andichten, er wolle sich nur wichtigmachen oder herumrattern – so wie sie es sich gegenseitig gern unterstellen. Oles Gefühle sind alle richtig und wahr, man kann ihnen nicht ausweichen. Womöglich ist es das, was die Kinder so nachhaltig beeindruckt.

Für den Bremer Empathietrainer Steffen Gentsch sind die kleinen Fortschritte, die er übers Schuljahr beobachten konnte, Evidenz genug. „Ich bin begeistert“, sagt er. „Jede Schule sollte das machen.“

MANFRED DWORSCHAK

„Eine fast mystische Verbindung“

Der deutsch-französische Hirnforscher Christian Keysers über seine Experimente mit Psychopaths, den Beitrag der Spiegelneuronen zum Entstehen von Sprache und Ethik und das neue Bild vom mitfühlenden Gehirn



Keysers, 40, erforscht die neuronalen Grundlagen des Mitgefühls und ihre Bedeutung für das menschliche Zusammenleben. Er ist Professor an der Medizinischen Fakultät der Universität von Groningen. Außerdem leitet er das Social Brain Lab am Institut für Neurowissenschaft in Amsterdam.

SPIEGEL: Herr Keysers, wenn Sie nachts plötzlich aufwachen, weil Ihre kleine Tochter nebenan herzerreißend schreit in ihrem Bettchen – was geschieht da im Kopf eines Hirnforschers?

Keysers: Das zu hören quält mich, als wäre ich selbst so verzweifelt wie sie. Ich leide mit meiner Tochter, das geschieht ganz unbewusst. Der Wissenschaftler in mir weiß: Der Schmerz des Babys verursacht spontan einen ähnlichen Schmerz im Zuhörer. Und dieser Druck bewegt ihn, möglichst sofort etwas zu unternehmen.

SPIEGEL: Kindergeschrei ist nicht einfach nur Stress, so wie das Knattern eines Presslufthammers?

Keysers: Nein, das ist nicht irgendein Lärm, sondern einer, den wir direkt in unser eigenes Erleben übersetzen. Das macht unser empathisches Gehirn automatisch für uns.

SPIEGEL: Wie dürfen wir uns das vorstellen?

Keysers: Das bloße Weinen ist schon ansteckend. Wir sehen das, wenn unsere ältere Tochter weint: Dann stimmt auch die jüngere meist bald ein. Zunächst ist es nur das Weinen selbst, das überspringt. Aber mit dem Weinen überträgt sich auf das angesteckte Kind auch der emotionale Zustand, den es damit zu verbinden gelernt hat: Das Weinen ruft in ihm das dazugehörige Schmerzgefühl hervor. Das können wir messen. Zuerst schwingen nur die Handlungsneuronen mit, erst danach wird die passende Emotion hinzuzugeordnet.

SPIEGEL: In diesem Moment sind die geheimnisvollen Spiegelneuronen am Werk?

Keysers: Ja. Solche Neuronen wurden in den neunziger Jahren erstmals im Gehirn von Affen gefunden – durch eindrucksvolle Experimente: Wenn etwa ein Affe zusieht, wie der Versuchsleiter nach einer Erdnuss greift, feuert eine Hirnzelle, die normalerweise dann aktiv ist, wenn er selbst die Hand ausstreckt. Das heißt, er spielt innerlich nach, was der Mensch tut. Er spiegelt sein Verhalten. So sind beide Wesen miteinander verbunden. Und solche Spiegelungen gibt es, wie Kollegen inzwischen herausgefunden haben, auch beim Menschen.

SPIEGEL: Geht etwas Ähnliches auch vor, wenn Ihre Tochter Sie mit Gebrüll weckt? Feuern dann bei Ihnen dieselben Hirnzellen, als würden Sie gleich selbst in Tränen ausbrechen?

Das Gespräch führte der Redakteur Manfred Dworschak.

J. SCHRANK/KOLLEKTIV25/DER SPIEGEL

Keyzers: Ja, das muss ich annehmen. Viele Experimente legen das nahe.

SPIEGEL: In Ihrem neuen Buch, „Unser empathisches Gehirn“, sagen Sie: Wir spiegeln nicht nur die Handlungen unserer Mitmenschen, sondern auch ihre Gefühle, ihre Freude und ihren Schmerz.

Keyzers: Wir hatten von Anfang an den Verdacht, dass wir etwas Größerem auf die Spur gekommen waren. Das hat sich bestätigt. Wenn ich mir in den Finger schneide, zucken Sie zusammen. In Ihrem Kopf spiegeln Sie meinen Schmerz. Etwas Ähnliches konnten wir auch an Menschen im Gehirnschanner zeigen. Wenn sie sehen, wie jemand berührt wird, reagiert ihr Gehirn, als empfänden sie die Berührung gerade selbst. Genauso verhält es sich, wenn jemand sich ektelt.

SPIEGEL: Ekel ist ansteckend?

Keyzers: Ja, es genügt, dass Sie ein angeekeltes Gesicht sehen.

SPIEGEL: Dann verziehe ich innerlich ebenfalls mein Gesicht?

Keyzers: Ja, das ist sogar eine Voraussetzung dafür, Ekel an anderen zu erkennen. Das Gleiche gilt für andere Emotionen. Menschen, die infolge eines Hirnschadens ihr eigenes Gesicht nicht mehr wahrnehmen, können auch schlechter in anderen Gesichtern lesen. Wir müssen nachspüren, innerlich nachahmen, welche Zustände die andere Person gerade durchläuft.

SPIEGEL: Heißt das, ich frage mich immer unbewusst: Wie würde ich empfinden, wenn ich exakt das gleiche Gesicht machen würde?

Keyzers: Ganz genau. So können Sie auch in einem beherrschten Gesicht die unterdrückte Wut aufspüren, obwohl es auf den ersten Blick nichts davon zu zeigen scheint. Die Evolution hat wahrscheinlich schon lange diejenigen begünstigt, die imstande waren, die ganze Wut des Nebenmenschen aus kleinsten unterdrückten Anzeichen herauszulesen.

SPIEGEL: Wir erleben unwillkürlich das ganze Geschehen um uns herum mit?

Keyzers: So ziemlich alles jedenfalls, was wir bis jetzt getestet haben: Sinneseindrücke, Bewegungen, Emotionen. Gucken Sie mal: Ich versuche hier, diese Wasserflasche zu öffnen, sie klemmt ein bisschen, und jetzt endlich gelingt es mir. In diesem Moment könnte ich im Belohnungsareal Ihres Gehirns das Erfolgserlebnis mitmessen – Sie freuen sich mit mir, ob Sie wollen oder nicht. Sie empfinden mein Gefühl, fast als ob es das Ihre wäre. Das Spiegeln scheint ein sehr grundlegendes Prinzip zu sein. Unser Gehirn ist bei weitem nicht so privat, wie

wir dachten. Es erlebt die Zustände anderer Menschen mit. So werden Sie ein Teil von mir, ich werde ein Teil von Ihnen.

SPIEGEL: Schön. Und wofür ist das gut?

Keyzers: Das schafft zum Beispiel eine Grundlage für gemeinsames Lernen. Es ist wichtig, dass ich mich mitfreuen kann, wenn einem anderen etwas geglückt ist. Das motiviert mich nicht nur, meinen Mitmenschen zu helfen. Vielleicht haben Sie sich soeben auch abgesehen, wie man diese Flasche am besten aufkriegt. Umgekehrt verhält es sich, wenn jemand scheitert. Das erspart uns viel unnützes Herumprobieren. Die meisten Tiere können das kaum. Außerdem verstehen wir einander natürlich viel besser, wenn wir innerlich mitspielen, was der andere ge-



Gähnende US-Marinesoldaten: „Das Gehirn spiegelt ständig“

rade erlebt. Wenn ich jetzt meinen Rucksack vor Ihnen hochhebe – wie schwer mag der sein? Schätzen Sie!

SPIEGEL: Fünf bis zehn Kilo?

Keyzers: Stimmt. Sie wissen das, weil Sie sich automatisch in mich hineinversetzen: Würden Sie Ihren Arm genau so bewegen wie ich den meinen, hinge daran ein gewisses Gewicht – mehr als fünf Kilo, sicher weniger als zehn, sonst hätte ich etwas mehr Mühe. So können Sie spüren, wie schwer mein Rucksack ist. Menschen mit gestörter Selbstwahrnehmung sind darin viel schlechter. Das Spiegeln hilft uns offenbar ständig.

SPIEGEL: Nach der Entdeckung der Spiegelneuronen behaupteten einige Forscher, nur dank dieser Zellen würden wir die Handlungen und Ziele anderer verstehen. Kritiker fanden das überzogen.

Keyzers: Natürlich gibt es auch andere Wege. Wir finden ja auch heraus, warum unser Drucker plötzlich nicht mehr druckt, ohne dass wir mit ihm fühlen. Und ein Profiler der Polizei kann mühselig analysieren, was ein frei herumlaufender Massenmörder, der ganz anders tickt als er selbst, wohl als Nächstes anstellen wird. Früher dachte man aber,

dass alle Kognition nach eher abstrakten Kalkülen funktioniert: Ein Kind schreit nachts, der rationale Papa überlegt, was das Problem sein könnte, und dann entscheidet er, ob er aufstehen muss oder nicht. Aber so tickt das Elterngehirn nicht. Das Mitfühlen ist ein ganz besonderer Zugang – intuitiv und mühelos.

SPIEGEL: Täuscht der Eindruck, oder begreifen die Hirnforscher erst jetzt so richtig, was die Entdeckung der Spiegelneuronen bedeutet?

Keyzers: Stimmt, in den letzten Jahren hat sich viel getan – zum Beispiel in der Frage, warum das Mitgefühl uns nicht unbedingt daran hindert, anderen Menschen Schmerz zuzufügen. Meine Forschungsgruppe hat gerade eine Studie an Psychopathen abgeschlossen. Solche Menschen verkörpern ja ein faszinierendes Paradox – denken Sie an die Filmfigur des Kannibalen Hannibal Lecter: Ihren Opfern gegenüber zeigen sie keinerlei Mitgefühl. Und dennoch können sie sehr einfühlsam andere Menschen für ihre Zwecke einspannen und manipulieren.

SPIEGEL: Wie ist beides zugleich möglich?

Keyzers: Nun, wir haben über fünf Jahre hinweg immer wieder Psychopathen in unseren Hirnschanner geschoben. 21 waren es insgesamt, die meisten kamen im gepanzerten Kleinbus aus einer Hochsicherheitsklinik in Groningen.

SPIEGEL: War das nicht ein wenig riskant?

Keyzers: Es waren jeweils mehrere Wachleute dabei, allerdings unbewaffnet. Wir können im Umfeld der Scanner kein Metall gebrauchen, das hätte die Ergebnisse verfälscht. Also trugen unsere Probanden Handschellen aus Kunststoff; und in ihre Hosen waren Holzstäbe eingenäht, die sie an der Flucht hindern sollten.

SPIEGEL: Und die Psychopathen haben ohne weiteres mitgespielt?

Keyzers: Zum Teil bereitwilliger, als wir das von normalen Studienteilnehmern kennen. Ich erinnere mich an den „Patienten 13“, einen verurteilten Gewaltverbrecher. Dieser Mann war ein besonders schwerer Fall, auf der gebräuchlichen Skala für Psychopathie erreichte er 40 von 40 möglichen Punkten. Patient 13 schien, typisch für Menschen seines Schlags, die Aufmerksamkeit regelrecht zu genießen. Während der zweistündigen Versuche ließ er sich viermal mit großem Trara zur Toilette führen. Hinterher brauchten wir jedes Mal 20 Minuten, um ihn wieder für die Röhre fertigzumachen.

SPIEGEL: Und was haben die Versuche ergeben?

„Wir ertragen es nicht, das Elend anderer mitanzusehen, weil es uns selbst weh tut.“

Keyzers: Während diese Menschen im Scanner lagen, zeigten wir ihnen Filme, in denen jemandem ein Finger umgebogen, also ein Schmerz zugefügt wird. Dabei leuchtete in ihrem Gehirn, wie zu erwarten war, das Mitgefühl nur sehr schwach auf – sie spiegeln kaum. Dann aber geschah etwas Erstaunliches: Sobald wir sie ausdrücklich darum baten, sich einzufühlen, zeigten sie völlig normale Reaktionen.

SPIEGEL: Das heißt, Psychopaten können ihre Empathie nach Bedarf ein- und wieder ausschalten?

Keyzers: Ganz genau. Das haben sie uns voraus. Die Psychopathie ist, wenn man so will, weniger eine Funktionsstörung als ein Talent zum Mitgefühl auf Abruf. Wer es besitzt, kann das soziale Spiel perfekt mitspielen. Aber im Grundzustand ist der Empathieschalter auf „Aus“. Solche Menschen können ungemein gewinnend sein im Umgang mit Ihnen. Und dann hacken sie Ihnen ohne zu zögern die Hand ab, weil sie Ihre Rolex haben wollen.

SPIEGEL: Wie ist das andererseits bei einem Chirurgen, der mir die Hand amputieren muss, um mich zu retten? Der sollte sein Mitgefühl wohl auch ausschalten können.

Keyzers: Ja, bei einigen Berufen gehört es dazu, das zu lernen, auch bei Zahnärzten oder Soldaten. Der Grad des Mitgefühls ist aber auch allgemein variabler, als wir dachten. Immer mehr Studien zeigen das. Wir fühlen mehr mit Leuten, die uns ähnlich sind, Weiße mit Weißen, Schwarze mit Schwarzen. Kleinste Details können da wichtig werden. Würde ich Ihnen sagen, ich sei ebenfalls mal beim SPIEGEL gewesen, hätten Sie für eine Weile deutlich mehr Mitgefühl mit mir.

SPIEGEL: Dann leide ich stärker, wenn Sie sich in den Finger schneiden?

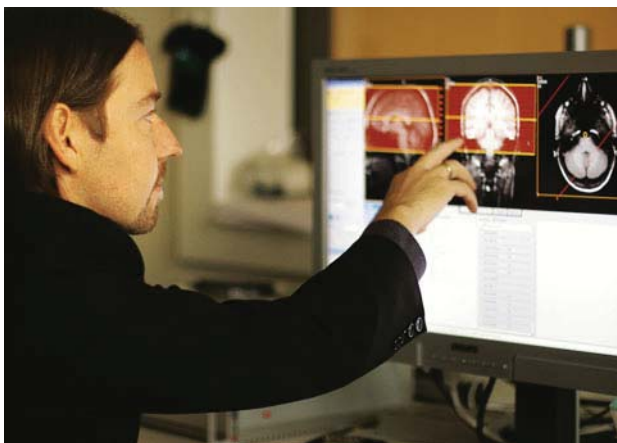
Keyzers: Ja. Ganz anders wahrscheinlich, wenn ich mich als ehemaliger „Bild“-Kollege enttarne. Dann freut Sie mein Schmerz vielleicht sogar insgeheim. Männer tun sich leichter, ihr Mitgefühl selektiv einzusetzen. Das hat ein Experiment meiner deutschen Kollegin Tania Singer gezeigt. Sie fand heraus, dass Frauen meist mit allen Menschen mitfühlen, denen vor ihren Augen Schmerzen zugefügt werden. Männer hingegen machen da Unterschiede. Wenn jemand sie zuvor unfair behandelt hat, lässt dessen Schmerz sie eher kalt. Sie fühlen nur mit ihren Freunden, könnte man sagen. Geschieht ihren Feinden ein Leid, können viele das sogar ein wenig genießen.

SPIEGEL: Fast alle Psychopaten sind Männer. Zufall?

Keyzers: Wohl nicht.

SPIEGEL: Andererseits können Männer sehr darunter leiden, wenn auch nur ihr Auto eine Schramme bekommt.

Keyzers: Richtig, das tut nicht nur dem Geldbeutel weh. Sehen Sie sich mein geliebtes MacBook Air an: nach zwei Jahren noch sehr gut erhalten. Es schmerzt mich einfach, wenn ich höre, wie im Rucksack etwas daran schabt. Die Empathie erstreckt sich auch auf unbelebte Objekte. So etwas können wir im Hirnscanner nachweisen, übrigens nicht nur bei Männern. Selbst wenn wir sehen, wie ein Ding berührt wird, werden unsere Sinnesareale aktiv, als wären wir selbst dieses Ding. Kein Wunder, dass wir unser Eigentum oft auf ziemlich emotionale



Hirnforscher Keyzers: „Wir finden immer neue Areale“

Weise schützen. Diese Fürsorge ergibt ja, evolutionär gesehen, auch Sinn.

SPIEGEL: Ist das Gehirn also ein unermüdlich arbeitendes, allseits waches Spiegelungsorgan?

Keyzers: Ja! Dass es irgendwie spiegelt, wussten wir natürlich schon. Neu ist die Erkenntnis, wie stark unser Körper in diese Arbeit eingebunden ist. Sein Erleben, seine Erfahrungen sind das Maß der Dinge. Er ist der Schlüssel, mit dem wir in die Schatzkammer des Erlebens und der Kenntnisse anderer eintreten können. Ohne ihn hätten wir nur die abstrakte Vorstellung, wir seien einsam in einer öden Welt.

SPIEGEL: Wo im Gehirn sind diese Spiegelneuronen denn angesiedelt?

Keyzers: Wir finden immer neue Areale. Inzwischen würden wir darum eher von einer allgemeinen Spiegelfunktion sprechen. Spiegelneuronen sind nur ein Teil dieses mitfühlenden Gehirns. Wir haben auch keinen Grund zu glauben, dass sie anders aussehen als normale Neuronen. Sie sind wohl einfach nur in geeigneter Weise verschaltet worden. Bei meiner kleinen Tochter etwa geschieht das gerade: Wenn sie schreit, sind in ihrem Gehirn

drei Gruppen von Neuronen zugleich aktiv: Die erste reagiert auf Unwohlsein oder Schmerz, die zweite veranlasst die Handlung des Schreiens, die dritte nimmt das eigene Schreien wahr. Sind diese Neuronen einmal miteinander verknüpft, reagieren sie auch gemeinsam. Es genügt, dass die Kleine ihre ältere Schwester schreien hört, und schon schreit sie mit und spürt deren Schmerz in sich – sie hat das Mitfühlen gelernt.

SPIEGEL: Was ändert sich durch all diese Befunde an unserem Bild vom Gehirn?

Keyzers: Es ist eben nicht so, wie man lange dachte: dass Handeln und Wahrnehmen getrennte Welten seien. Die Spiegelneuronen überbrücken die Grenze. Damit kommen wir immer weiter weg von der Vorstellung, das Gehirn sei nur eine Art biologischer Computer. Das Spiegeln ist ein Mitspüren, Miterleben, Mittun, das die eigenen Körpererlebnisse und Erfahrungen benutzt. Der ganze Körper ist daran beteiligt. Er schwingt mit dem Körper des anderen Menschen gewissermaßen mit. So entsteht diese mühelose Verbindung, die so vielem menschlichem Zusammenwirken zugrunde liegt, auch der wunderbaren Kollaboration der Liebe.

SPIEGEL: Im westlichen Denken erscheint der Mensch vor allem als separates Individuum. Sehen Sie das anders?

Keyzers: Ja, wir sind im Grunde gar keine einzelnen Individuen, sondern Bestandteile eines engvernetzten sozialen Gewebes. Ist das, was ich jetzt sage, meine Idee oder Ihre? Ich würde sagen: Weder – noch, es ist das Ergebnis unserer Interaktion. Das erklärt übrigens auch, warum wir trotz aller Prognosen noch immer keinen Roboter bauen können, der mit Menschen vernünftig interagiert. Ihm fehlt diese Fähigkeit des Spiegeln. Er kann, was er wahrnimmt, nicht auf seine eigenen Gefühle und Körperreaktionen abbilden, weil er so etwas nicht hat.

SPIEGEL: Warum können uns dann Roboter, obwohl sie nur Maschinen sind, in einem Spielfilm zu Tränen rühren?

Keyzers: Weil unsere Empathie so flexibel ist. Ein Versuch hat gezeigt, dass wir sogar in abstrakten Formen Mitgeschöpfe wahrnehmen. Die Teilnehmer sahen ein Video, in dem ein Dreieck und ein Quadrat einander zu schubsen scheinen. Fragt man, was da vor sich geht, sagen viele: Die beiden haben wohl Streit. Es ist offenbar egal, wie ein Objekt aussieht. Es genügt, dass es sich bewegt aus eigenem Antrieb – und schon kann es Auslöser einer Spiegelung sein.

„Wir sind keine Individuen, sondern Bestandteile eines engvernetzten sozialen Gewebes.“

SPIEGEL: Sie stellen in Ihrem Buch die Hypothese auf, erst die Spiegelungsfähigkeit habe dem Menschen zur Sprache verholfen. Was spricht für diese Annahme?

Keyzers: Zum Beispiel, dass wir so viele Laute problemlos voneinander unterscheiden können. Allein das ist schon ein kleines Wunder. Ein Computer tut sich damit sehr schwer, denn die Vokale in „Regal“ klingen ganz anders als in „Nase“. Obendrein spricht sie jeder Mensch unterschiedlich aus.

SPIEGEL: Deshalb funktioniert die Spracherkennung bei Computern noch immer nicht in Dialogen, sondern nur für jeweils einzelne Sprecher?

Keyzers: Genau. Wir Menschen dagegen sprechen beim Hören wohl innerlich mit. Wir spielen im Kopf die Muskelaktivität nach, die nötig ist, um diesen Ton zu erzeugen – und dann fangen diese „e“-Laute an, einander zu ähneln. Das Spiegeln der Aussprache des anderen ist ein eleganter Trick, der das Verständnis früher Lautäußerungen entscheidend erleichtert haben könnte. Ich vermute, dass auch Babys das Spiegelsystem nutzen, wenn sie Laute nachahmen.

SPIEGEL: Kritiker führen dagegen einen gewichtigen Einwand an: Auch Menschen, die aufgrund eines Hirnschadens nicht mehr sprechen können, verstehen weiterhin, was andere sagen.

Keyzers: Das dachte man lange, aber es stimmt so nicht. Inzwischen hat sich gezeigt, dass viele dieser Aphasiker doch deutlich im Sprachverständnis nachlassen, sobald die Sätze schwieriger werden. Auch Laute können sie nicht mehr so gut erkennen, wenn wir Hintergrundgeräusche dazumischen. Und das, obwohl ihr Gehirn längst ausgereift ist. Bei unserer Hypothese dagegen geht es um das Entstehen der Sprache, wo vorher noch gar nichts war. Bei Kindern, die von Geburt an nicht sprechen können, würde ich viel schwerere Defizite beim Sprachverstehen erwarten. Aber das muss erst erforscht werden.

SPIEGEL: Warum haben dann die Affen nicht sprechen gelernt, wenn sie doch auch Spiegelneuronen besitzen?

Keyzers: Die Fähigkeit des Spiegels allein genügt sicherlich nicht, aber ich denke, sie ist sehr hilfreich. Die Affen sind gewissermaßen darauf vorbereitet, sprechen zu lernen. Das macht den Sprung vom stummen Affen zum sprechenden Menschen etwas weniger rätselhaft.

SPIEGEL: Kennen auch Tiere Mitgefühl?

Keyzers: Ja. Wir sehen das sogar an den Ratten, die wir untersuchen. Sie erschrecken, wenn sie sehen, wie eine Ratte im Nachbarkäfig zusammenzuckt. Wir können das auflösen, indem wir ihr einen sehr schwachen Stromstoß auf die Pfote geben. Sind die Ratten befreundet, versucht manchmal sogar die eine, den Käfig der anderen zu öffnen, um sie zu be-



US-Serienmörder Jeffrey Dahmer 1982: „Psychopathen können sehr einfühlsam sein“

freien. Aber wir wissen natürlich nicht, ob die Nagetiere dabei etwas Ähnliches empfinden wie wir.

SPIEGEL: Und unsere näheren Verwandten, die Affen?

Keyzers: Es gibt da ein dramatisches Experiment mit Rhesusaffen. Die Tiere können sich Futter besorgen, indem sie an einer Kette ziehen – aber der jeweilige Nachbaraffe bekommt dann jedes Mal einen leichten Stromschlag. Die Tiere nehmen großen Hunger in Kauf, um sich das zu ersparen. Ein Affe rührte schon nach dem ersten Zusammenzucken der Mitkreatur zwölf Tage lang die Kette nicht mehr an. Andererseits sind diese Tiere durchaus zu Grausamkeiten imstande. Aber auch das Mitgefühl als Motiv, anderen zu helfen, scheinen wir Menschen nicht exklusiv zu besitzen.

SPIEGEL: Trotz aller Fortschritte gibt es weiterhin Kritik an Ihrer Forschung. Die Spiegelungsfunktion sei nicht gut belegt, Sie zögen waghalsige Schlüsse aus wenigen Daten.

Keyzers: Etliche Experimente haben wir ja schon nachgeliefert. Wir wissen jetzt

zum Beispiel, dass Gelähmte die Handlungen, die sie selbst nicht ausführen können, auch schlechter begreifen. Und wir können direkt messen, wie sich die Fähigkeit zu verstehen verschlechtert, wenn wir Spiegelneuronen von außen mit einem Magnetfeld stören. Aber richtig ist, es liegt noch viel Arbeit vor uns.

SPIEGEL: Waren Sie nach der Entdeckung der Spiegelneuronen nicht ein bisschen zu enthusiastisch?

Keyzers: Einige Spekulationen ließen sich tatsächlich nicht halten. Nehmen Sie den Autismus. Wir dachten, Autisten könnten einfach nicht spiegeln, es mangle ihnen an Mitgefühl; beliebt war das Bild vom „zerbrochenen Spiegel“. Inzwischen wissen wir: So simpel ist es keineswegs. Das Spiegelsystem von Autisten funktioniert ziemlich normal, manchmal vielleicht schwächer oder verzögert – der Spiegel ist, um im Bild zu bleiben, eher beschlagen. Bei vielen Betroffenen bessert sich das mit der Zeit. Probleme mit dem Spiegeln scheinen sie vor allem in der frühen Kindheit zu haben – in dieser Zeit, wo das Gehirn reifen sollte, ist das allerdings auch besonders fatal. Aber darüber wissen wir noch zu wenig. Sicher ist jedoch zum Beispiel, dass Autisten sich weniger vom Gähnen anderer anstecken lassen. Wie schnell jemand mitgähnt, ist



Animation: Wann ist ein Mensch ein Psychopath?

spiegel.de/app292013psychopath
oder in der App DER SPIEGEL



PER KASCH / DER SPIEGEL

Gerührte Kinobesucherin: „Schlüssel zur Schatzkammer des Erlebens anderer Menschen“

ein ganz guter Test dafür, wie empathisch dieser Mensch auch anderweitig verlangt ist.

SPIEGEL: Gibt es das Gegenteil des Defekts – Naturtalente der Empathie?

Keyzers: Manche Menschen identifizieren sich sehr stark mit anderen. Wenn sie sehen, wie jemand berührt wird, spüren sie das buchstäblich auf der eigenen Haut. Sie können das gar nicht abstellen. Das kann man messen.

SPIEGEL: Lässt sich mit Spiegelung auch erklären, dass wir manchmal glauben, jemand habe unsere Gedanken gelesen?

Keyzers: Das könnte man meinen. Jeder kennt das: Ich tue alles, um meine Nervosität zu verbergen, und plötzlich bietet mir jemand ein Glas Wasser an. Wie gut hat der mich gelesen! Mit meiner Frau erlebe ich das sehr oft. Daraus entsteht ein fast mystisches Gefühl von Verbundenheit. Als Forscher bin ich natürlich überzeugt, dass hier keine Magie im Spiel ist. Meine Frau kann einfach subtilste Bewegungen in meinem Gesicht deuten. Und sie kann das, weil sie weiß, was sie

selbst empfinden würde, wenn sie diesen Ausdruck im Gesicht hätte.

SPIEGEL: Liebe ist, wenn zwei Gehirne einander besonders gut spiegeln können?

Keyzers: (lacht) Davon bin ich überzeugt.

SPIEGEL: Könnte es nicht auch andersherum sein? Dass Verliebte sich nur besonders viel Mühe geben? Sie gucken einander tief in die Augen und wollen die kleinste Regung am anderen ablesen ...

Keyzers: Ich meine nicht die Verliebtheit am Anfang. Gerade da täuscht man sich ja eher oft, und man spiegelt nur seine eigenen Wünsche. Nein, es geht um die gereifte Liebe nach zwei, drei Jahren, wenn schon Kinder da sind und jeder Tag eher überlebt als gelebt wird. Da zeigt sich, dass eine Beziehung in der Regel nur dann stabil ist, wenn die Partner einander mühelos und intuitiv spiegeln. Dann zählt, ob ich weiß, was der andere jetzt

spürt oder warum er mich gerade ignoriert. Deshalb ist es auch günstig, wenn die Partner einander ähnlich sind. Wenn wir spiegeln, projizieren wir ja immer das Eigene in den anderen – was ich verstehe, ist im Grunde eine Kopie meiner selbst.

SPIEGEL: Das klingt nach einem eher ich-bezogenen Menschenbild. Wenn Sie nachts Ihre schreiende Tochter trösten: Machen Sie das nur, um Ihr eigenes Mit-leiden zu beenden?

Keyzers: Natürlich nicht nur, aber schon auch. Wir ertragen es nicht, das Elend mitanzusehen, eben auch weil es uns selbst weh tut.

SPIEGEL: Aber wir zögen es doch vor, unsere Hilfe als selbstlos zu betrachten.

Keyzers: Wir helfen, weil wir unwillkürlich mit anderen Menschen empathisch verbunden sind. Das macht uns zu besonders sozialen Wesen. Umgekehrt bedeutet das ja auch: Würde ich meinem Mitmenschen Schmerz zufügen, täte ich mir selbst weh.

SPIEGEL: Heißt das, Ethik ist vor allem Gefühlssache?

Keyzers: Ethik ist moralisches Fühlen, so würde ich es ausdrücken. Die Frage, ob es richtig oder falsch ist, Menschen so oder so zu behandeln, entscheiden wir in erster Linie mit dem Gefühl. Der Verstand ist zwar auch beteiligt, aber oft erst hinterher, um passende Gründe für unsere Gefühlsentscheidung nachzuliefern.

SPIEGEL: Folgt daraus: Pech für all die Hilfsbedürftigen, die mir eher fernstehen, mir also weniger bedeuten?

Keyzers: Das ist ein Nachteil, ja. Die Empathie nimmt naturgemäß mit zunehmender Entfernung ab – und damit die Bereitschaft, anderen zu helfen. Das lehrt auch die Lebenserfahrung: Der frierende Obdachlose im Hauseingang rührt uns unmittelbar an, das hungernde Kind in Afrika schon viel weniger.

SPIEGEL: Wir helfen also doch nur anderen, um unser eigenes Wohlbefinden wiederherzustellen!

Keyzers: Schon Nietzsche hat den Altruismus eine „spezifische Form des Egoismus“ genannt. Natürlich wollen wir zunächst unser eigenes Glück. Aber durch die Empathie flechten wir in unser Streben das Wohl und Wehe anderer mit hinein. Es ist sicher kein Zufall, dass viele kluge Leute, von Jesus über Mohammed bis Immanuel Kant, ihre Ethik sehr egoistisch formuliert haben. Sie sagen nicht: Gib anderen, was sie haben wollen. Sie sagen: Überleg dir, was dir gefallen würde. Und das lasse dann dem anderen zukommen. Das ist die einzige Ethik, die in unserer Welt, mit unseren Gehirnen wirklich funktionieren kann.

SPIEGEL: Herr Keyzers, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

CHRISTIAN KEYSERS



UNSER EMPATHISCHES GEHIRN
Warum wir verstehen, was andere fühlen

Christian Keyzers

Unser empathisches Gehirn – Warum wir verstehen, was andere fühlen

C. Bertelsmann, München;
320 Seiten;
22,99 Euro.

VERKEHR

Crashtest-Bambi

Auf deutschen Straßen sterben jedes Jahr Hunderttausende Wildtiere. Forscher testen jetzt, wie sich Reh und Wildsau am Queren der Fahrbahn hindern lassen.

Bertram ist tot. Der Rehbock wurde auf der L 95 nahe dem baden-württembergischen Willstätt überfahren; genau wie seine Artgenossen Charlotte und Norbert. Ricke Jutta querte die stark befahrene L 85 bei Bühl innerhalb von 14 Monaten mehr als tausendmal – unfallfrei. Dann erwischte es auch sie.

Die Freiburger Forstwirte Falko Brieger und Max Kröschel haben 45 Rehe mit grellgelben GPS-Empfängern ausgestattet. Einmal pro Woche fahren die Wissenschaftler von der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg in ihre Testgebiete und lesen die Bewegungsdaten der GPS-Halsbänder aus. Sie wollen wissen, wie oft sich Tiere wie Bertram, Norbert, Charlotte und Jutta in Richtung Fahrbahn aufmachen. Wie groß ist ihr Aktionsraum? Wie oft wechseln sie die Seite? Und wie – das ist die wichtigste Forschungsfrage – lassen sie sich daran hindern, blindlings auf Kreis-, Land- und Bundesstraßen zu rennen?

Mehr als eine Million Mal pro Jahr brettert auf deutschen Verkehrswegen ein Auto in ein wildes Tier. Zusammenstöße mit Fuchs, Dachs oder Hase gehen meist glimpflich aus, jedenfalls für Fahrer und Insassen. Doch Kollisionen mit Reh, Rot-

hirsch, Wildschwein oder, wie im vergangenen September auf dem Berliner Ring, mit einem stattlichen Elch können auch Autofahrer töten.

Bilanz 2012: rund 200 000 Unfälle, 20 Tote, 615 Schwerverletzte, etwa eine halbe Milliarde Euro Versicherungsschaden. Die Streckenstatistiken der Jäger zählen fast überall in Deutschland mindestens 20 Prozent sogenanntes Fallwild. Das sind Tiere, die nicht dem Waidmann vor die Flinte, sondern meist dem Raser vor den Kühler gelaufen sind.

In einigen Regionen, etwa dem waldreichen Landkreis Waldeck-Frankenberg in Hessen, ist die unverhoffte Begegnung von Wild und Wagen bereits Ursache jedes dritten Verkehrsunfalls. Tritt ein Tier im Dunkeln auf die Fahrbahn, bleibt kaum Zeit zum Bremsen. „Das stand da wie hingeeamt“, erinnert sich der Betriebswirt Werner Hankel, der eines Nachts auf der B 252 zwischen Twiste und Berndorf mit seinem Audi ein Reh zur Strecke brachte. Schaden: rund 5000 Euro.

Manche Tiere überleben den Crash zwar zunächst, allerdings mit schweren Verletzungen. Wenn das nächtens in seinem Revier passiert, wird Förster Gerhard Thomas von der Polizei aus dem Bett geklingelt. Dann kuppelt der Jäger aus dem niederrheinischen Kleve den Hänger ans Auto und fährt zur Unfallstelle. „Das Schlimmste sind die Schaulustigen“, sagt Thomas, „die Bambi-Freunde, die ein Reh mit offenem Bruch zum Tierarzt fahren wollen.“ Förster und Jagdpächter müssen schwerverletztes Wild erschießen.

Auch deshalb sind die Jäger besonders eifrig dabei, verschiedene Methoden zu testen, die das Wild vom Straßenrand verschrecken sollen. Rund eine Million Reflektoren haben sie bereits landauf, landab an die schwarz-weißen Straßenleit-

pfosten geschraubt. Geraten die Scheiben ins Scheinwerferlicht, werfen sie einen bläulichen Strahl längs des Fahrbahnrandes – einen Zaun aus Licht, der die Tiere zögern lassen soll.

Anderswo sprühen Jäger Bauschaum auf Bäume und Pfähle am Straßenrand, zuvor parfümiert mit Luchs-, Wolf-, Bären- und Menschenmief. Auch diese „Duftzäune“ sollen das Wild dazu bringen, die Lage zu sondieren, ehe es ins Verderben springt.

Nur: Solche Licht- und Geruchsschranken werden seit Jahrzehnten benutzt; die Zahl der Wildunfälle geht trotzdem nicht zurück. „Wir wollen, dass nur Sachen gemacht werden, die nachweislich etwas bringen“, sagt Alfred Overberg vom Landesbetrieb Straßenbau Nordrhein-Westfalen. Die Reflektoren etwa könnten sich bei einem Aufprall von den Leitpfosten lösen und dem Fahrer um die Ohren fliegen, fürchtet er.

An manchen großen Wildwechseln sollen sogenannte Grünbrücken den Tieren das sichere Queren erleichtern. Auch neuartige Anlagen, die mittels Infrarotkameras den Fahrbahnrand überwachen und blinkende Straßenschilder aktivieren, wenn sich ein Tier dem Asphalt nähert, scheinen sich zu bewähren. Allerdings sind solche Maßnahmen viel zu teuer, um sie in großem Stil zu installieren.

Und auch die neuen Sicherheitspakete mancher Autohersteller werden sich wohl nur wenige Fahrer leisten können: Volvo und BMW haben ihren Fahrzeugen beigebracht, Wild auf Kollisionskurs schon im Abstand von annähernd 100 Metern zu erkennen. Bei BMW wird das Tier von einem Spezielscheinwerfer angeblitzt. Bremst der Fahrer nicht, ertönt ein Warn-ton. Die Sonderausstattung mit „Tiererkennung“ kostet rund 2000 Euro.

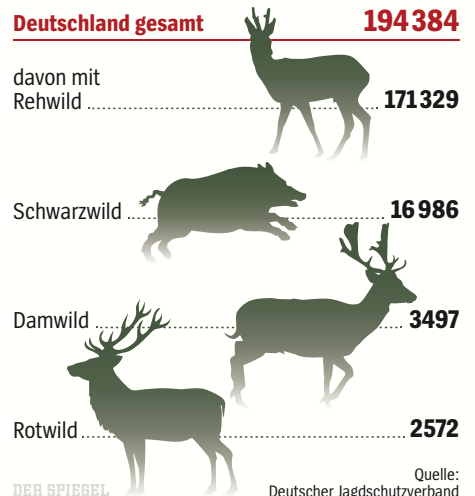
Zwei große Forschungsprojekte sollen jetzt die Frage klären, ob die gängigsten



Unfallopfer Rehbock: Zwei schießen und zwanzig von der Straße kratzen?

Wildunfälle

von April 2011 bis März 2012 (nur Huftiere)



RAUMFAHRT

Die bessere Maschine

Alexander Gerst wuchs in Künzelsau auf, zeltete in der Antarktis und fühlt sich mitunter wie Fernsehheld MacGyver. Optimale Voraussetzungen, um Deutschlands nächster Mann im All zu sein.

Präventionsmethoden überhaupt sinnvoll sind. Die Freiburger Forstwirte, zu denen Falko Brieger gehört, testen Wildwarnreflektoren im baden-württembergischen Hegau und in der oberen Rheinebene. Der Clou dabei sind die GPS-Halsbänder, denn bislang wurden schlicht die Wildunfälle vor und nach einer Maßnahme gezählt. Nun wird erstmals untersucht, ob die Tiere tatsächlich zögerlicher auf die Straße treten.

Ein Jahr lang haben die Forscher die besenderten Artgenossen von Jutta und Bertram nur beobachtet, dann wurden die blau leuchtenden Scheiben angeschraubt. „Wir wollen sehen, ob sich durch die Reflektoren das Querungsverhalten der Tiere verändert und somit die Wildunfälle reduziert werden können“, erklärt Brieger. Das Projekt läuft noch bis 2014.

Christian Trothe vom Göttinger Institut für Wildbiologie untersucht Duftzäune und Reflektoren auf 25 Versuchsstrecken in Schleswig-Holstein, Projektpartner sind unter anderem der ADAC und der Deutsche Jagdschutzverband (DJV).

„Auf manchen Abschnitten funktionieren die Maßnahmen wunderbar, auf anderen gar nicht“, so Trothes Zwischenbilanz. Nun will der Forstwissenschaftler herausfinden, welche Gemeinsamkeiten jene Straßenstücke haben, auf denen die Unfallzahlen trotz Reflektoren und Stinkschaum unverändert hoch bleiben. „So können wir individuelle Empfehlungen für jedes Revier geben“, hofft er.

Die Jäger vom Ökologischen Jagdverband (ÖJV) möchten das Problem indes am liebsten mit der Waffe lösen. „Die meisten Jagdpächter wollen viel Wild, damit genug da ist, wenn sie gerade mal Zeit zum Jagen haben“, sagt ÖJV-Chefin Elisabeth Emmert. „In solchen Revieren gibt es zu viele Tiere.“ Emmert verweist auf ein Waldgebiet im nördlichen Rheinland-Pfalz, in dem überdurchschnittlich viele Rehe geschossen wurden, um junge Bäume vor Verbiss zu schützen. „Die Zahl der Wildunfälle sank fast auf null“, berichtet die Jägerin.

„Wenn das Revier am Straßenrand attraktiv ist, wird es immer wieder besetzt – auch wenn weniger Tiere da sind“, hält Torsten Reinwald vom DJV dagegen. „Die Hauptursache von Wildunfällen ist das hohe Verkehrsaufkommen.“

Doch auch Forscher Trothe sagt: „Zwei Rehe schießen und zwanzig von der Straße kratzen – das ist keine gute Bilanz.“ Wenn Jäger ihm von vielen Unfällen in ihrem Revier berichten, denke er oft: „Dann schießt doch auch mal was!“

JULIA KOCH



Video: Wildwechsel in Norddeutschland

spiegel.de/app292013wildunfaelle
oder in der App DER SPIEGEL

Wenn Alexander Gerst mit einer Rakete ins All geschossen wird, wenn er in der Internationalen Raumstation (ISS) seinen Schlafsack festzurrt, als dritter Deutscher jemals, dann darf er den langen Löffel nicht vergessen haben.

Gerst sitzt am Europäischen Astronautenzentrum Köln und zögert, als er die kleine Geschichte erzählen soll. Sie könnte enttäuschen. Denn so komplex Raumfahrt ist, so phantastisch die Vorstellung,

Fernsehheld aller Tüftler, der mit Büroklammern Bomben entschärft.

Schuhkartongroß soll das Päckchen sein, das mit nach oben darf. Wahrscheinlich fliegt es im Herbst vor, darin Gersts paar Habseligkeiten: MP3-Player, Fotos, Verlängerungskabel für seinen Kopfhörer und Schreibstifte für sein Tablet.

Seit zwei Jahren pendelt er für sein Training zwischen Houston, Moskau und Köln. Am Stützpunkt der europäischen Raumfahrtagentur Esa findet an diesem



Astronaut Gerst im Tauchbecken: „Was wäre, wenn niemand käme?“

im All zu leben, so furchtbar schlicht ist die ganze Sache dann manchmal. So eben auch die mit dem Löffel.

Es war die Raumfahrerweisheit eines Kollegen: Wer an Bord der ISS seinen langen Löffel verliert, der muss in den restlichen Monaten die schmalen Beutel mit Astronautennahrung längs aufschneiden. Er rate daher, einen zweiten mitzunehmen.

Wenn Gerst erzählt, spricht er, wie er Koffer packt: pragmatisch und perfektionistisch. Vor einer Expedition versuche er sich für alle Eventualitäten zu rüsten. „Wenn ich dann ankomme, schalte ich um auf MacGyver-Modus.“ MacGyver,

Tag das Astronautentreffen statt. 80 Raumfahrer sind angereist. Um einer von ihnen zu werden, musste Gerst 8407 Konkurrenten aus ganz Europa übertreffen.

Er setzte sich durch, weil die Esa fand, er sei über alle Maße klug, gesund und ausgeglichen. So soll er ab Mai nächsten Jahres die bessere Maschine abgeben: intuitiv und kreativ, doch stets kontrolliert, egal wie brenzlig es wird.

Gerst wird von Kasachstan aus in einer russischen Sojus-Kapsel starten, es wird so eng sein „wie zu dritt in einer Telefonzelle“, und sobald die Triebwerke unter ihm zünden, fliegt er zur ISS.

Begonnen hat seine Reise in Künzelsau, Baden-Württemberg, 14 500 Einwohner und schon zwei Berühmtheiten: einen Olympiaturner am Reck und einen Raketeningenieur unter Wernher von Braun. Damals funkte Alex mit seinem Opa den Mond an, vernahm die reflektierten Radiowellen seiner Stimme und beschloss, eines Tages ins All zu fliegen.

Die bemannte Raumfahrt, heißt es, sei zu teuer, zu riskant, Forschung im All auch mit Robotern möglich. Die Esa findet, es gehe um mehr: Raumfahrer begeisterten Kinder für Naturwissenschaften, inspirierten die Menschheit zu Größerem. Wenn das stimmt, sind sie teure Maskottchen, und Gerst ist für die Esa ein Glücksfall.

Trifft Alexander Gerst Schulklassen, erklärt er den Kindern, wie er in der Schwerelosigkeit zwei Metalle, die in einem Magnetfeld schweben, verschmelzen wird. Wie sie sich nur dort oben zu einer neuen Legierung mischen können, aber nie am Boden – ähnlich wie Wasser und Öl. Er beschreibt, wie die Sonne an Bord

Sein Flug wird vielen in Deutschland in Erinnerung rufen, was man inzwischen vergessen hatte: dass viele Menschen auf vier Kontinenten aufpassen, dass sechs Menschen da oben nicht hopsgehen. Dass 16 Länder zusammenarbeiten, um die größte Maschine der Menschheit im All zusammenzuhalten.

Im Kontrollraum Eurocom starren zwei Personen auf Bildschirme, bereit beizuspringen, wenn etwas schiefläuft. Uhren zeigen an, dass den Astronauten noch 17 Minuten bleiben, bis die Funkverbindung abreißt, noch achteinhalb Stunden, bis sie ins Bett müssen, und 17, bis sie wieder aufstehen. Zu sehen sind außerdem: ein Mann und eine Frau an Bord der ISS, die sich über etwas beugen. Was spannend wirkt, ist der Austausch einer Pumpe.

Handwerkerarbeit ist Alltag, und Gerst sagt, im Prinzip sei es wie am Boden: „Samstag und Sonntag wird geputzt.“ Er hat unter Wasser geübt, sich in seinem klobigen Raumanzug zu bewegen, aber auch, wie man einen Luftfilter absaugt.

Worüber er sich in der Zeit gestritten, womit er seine WG aufgeregt habe? Da kann er sich an nichts erinnern. Ihm sei Zuverlässigkeit wichtig. Gerst sitzt da, in sich ruhend, lacht an den richtigen Stellen und scheint in diesem Moment mehr Maschine als Mensch zu sein.

Wie wird das wohl werden, eingesperrt an Bord, mit fünf anderen, sechs Monate, einsam und nie allein zugleich? Er hoffe, dass man sich zum Essen und Filmschauen treffe, sagt Gerst und erzählt von seiner ersten Karriere als Vulkanologe.

Viermal reiste er in die Antarktis. Zweimal lebte er sechs Wochen lang in einem Zeltcamp. An einem Tag, daran erinnert er sich genau, setzte eine „Twin Otter“ ihn und einen Kollegen auf einem Eisplateau ab, dann verschwand der Flieger wieder am Himmel. Da standen sie zu zweit, in 3000 Meter Höhe bei minus 45 Grad Celsius, und sollten eine Seismometerstation aufbauen. Um sie herum: tausend Kilometer nichts als Eis.

„Wir waren dort weiter vom Leben weg, als ich es auf der ISS sein werde.“ Gerst fand das großartig, weil das etwas war, was er noch nie erlebt hatte. „Dieses Gefühl, wenn man dann endlich das Brummen der Propeller wieder hört, noch bevor man sie sieht. Diese Vorstellung: Was wäre, wenn niemand käme?“

Wo andere Menschen Szenarien für Psychothriller sehen, sieht Gerst Grenzen, und Grenzen findet er reizvoll. Ob er mal an eine gestoßen sei? Er überlegt lange, aber alles, was ihm spontan einfällt, ist, dass er nicht schneller laufen kann, als die Natur es vorgesehen hat.

Doch Gerst kann auch schöne Geschichten erzählen, die nichts mit seinem Beruf zu tun haben. Von Studentenpartys, damals in Karlsruhe, wo er Geophysik studierte. Wie er nach Neuseeland ging, wie er erforschte, wann Vulkane ausbrechen. Einmal erwähnt Gerst, was er aufgeben musste, um Astronaut zu werden. Seit er für diese ISS-Mission nominiert wurde, sei sein Leben für drei Jahre vorbestimmt. Komplett durchgetaktet. „Man gibt die Kontrolle auf“, sagt er.

Er muss nun zum Ende kommen, denn auch dieses Gespräch ist abgemessen, 45 Minuten soll es dauern. Jetzt nur noch diese eine Geschichte, nach der alle fragen, die aber auch zu verrückt ist.

Damals, als seine Trainer ihn und drei andere im Wald ausgesetzt haben und das Überlebenstraining nannten. Die Nächte waren kalt ohne Schlafsack, schlimmer als in der Antarktis. Sie heizten Steine im Feuer auf und umklammerten sie im Schlaf, und Gerst beobachtete fasziniert, wie sein Körper nach fünf Tagen nur mit Keksen noch funktionierte.

Er habe damals viel über sich gelernt. Darüber, wie viel er aushalte. Und wenn er überlegt, was vor ihm liegt, dann denkt er: Das passt.

Laura Höflinger



Internationale Raumstation: Einsam und nie allein zugleich

der Raumstation 16-mal am Tag auf- und untergeht, und sagt ihnen, dass sie ihre Träume leben sollen. Gerst kann so reden, dass Augen leuchten, seine und die der Kinder. Er wirkt dann nicht wie 37.

100 Milliarden Euro kosten Bau und Betrieb der ISS, seit 1998 schweben die ersten Bauteile in rund 400 Kilometer Höhe. Die Esa gibt 8 Milliarden. Für Europa ist das umgerechnet natürlich nicht mal eine ganze Bank. Oder ein günstiger Espresso für jeden Bürger jedes Jahr. Gerst kann den Satz mit dem Kaffee auswendig. Er hat ihn trainiert, so wie er Russisch in drei Monaten gelernt hat.

Als in den sechziger Jahren Jurij Gagarin als erster Mensch ins All flog, als die Apollo-Missionen liefen, da wählten die Weltraumagenturen Kampfpiloten aus, solche, die Gefährte fliegen wollten, bei denen man hoffte, alles gehe gut. Astronauten waren damals Cowboys, da wischte keiner Staub. Heute müssen Astronauten Hausmeister sein, Wissenschaftler, Kommunikatoren. Sie müssen twittern und für die Sache werben. Und sie müssen miteinander wohnen.

Gerst hat 15 Jahre lang in Wohngemeinschaften gelebt, er wird wahrscheinlich einen ganz guten Mitbewohner abgeben.

GESCHICHTE

Friedhof im Meer

Vor der englischen Küste liegen mehr als 40 deutsche U-Boote auf Grund: Sie sind in den Seeschlachten des Ersten Weltkriegs gesunken. Britische Archäologen öffnen jetzt die Wracks.

Beim legendären Beruferaten mit Robert Lembke hätte man den Briten Mark Dunkley treffend mit diesem Satz beschreiben können: „Er tut das, wovon viele Abenteurer auf der ganzen Welt nur träumen können“ – denn Dunkley ist Unterwasserarchäologe und taucht in der Tiefe nach verborgenen Schätzen.

Jene Funde, die er jüngst aufspürte, lehrten ihn aber zunächst vor allem das Gruseln.

Dunkley und drei weitere Taucher machten entlang der Süd- und Ostküste Großbritanniens einen der größten Friedhöfe der Weltmeere ausfindig: Auf dem Meeresgrund sichteten die Taucher 41 deutsche und 3 englische Unterseeboote aus dem Ersten Weltkrieg. Die meisten der Tauchboote liefen mit ihrer Besatzung an Bord auf Grund; viele Matrosen ertranken oder erstickten qualvoll in den engen und luftdicht verschlossenen Röhren – ein Alptraum.

Etliche U-Boote der Kaiserlichen Marine gelten bis heute als verschollen. Listen geben exakt Auskunft darüber, welche der in der Tiefe operierenden Kriegsgeschützte den deutschen Seestreitkräften bis zum Ende des Krieges im November 1918 abhandenkamen.

Doch wo etwa UB17 unter dem Kommando von Oberstleutnant zur See Albert Branscheid samt 21-köpfiger Besatzung tatsächlich abgeblieben ist – oder wo die 27 Personen zählende Mannschaft des als Minenleger eingesetzten UC 21 unter der Führung von Oberstleutnant zur See Werner von Zerboni di Sposetti ihr Ende fand –, war völlig unklar. Bis jetzt.

Die Taucher um Dunkley spürten UB 17 vor der englischen Ostküste nahe der Grafschaft Suffolk auf; UC 21 sank nicht weit davon entfernt. Auch das Schicksal zahlreicher weiterer submariner Fahrzeuge, die insbesondere in den letzten beiden Kriegsjahren plötzlich verschwanden, darf nun als geklärt gelten.

Sämtliche U-Boote liegen in relativer Küstennähe und nicht tiefer als 15 Meter unter der Wasseroberfläche. Ziemlich sicher werden die tauchenden Archäologen in den Wracks Gebeine der kaiserlichen Marinesoldaten finden – „Katastrophen-Proben“ heißen derlei Funde in der Fachsprache der Forscher. In jedem Fall fahn-

den die Taucher nach Hinweisen auf Mitglieder der Besatzung, die in den U-Booten ihr Leben ließen.

„Wir schulden diesen Menschen, dass wir ihre Geschichte erzählen“, sagt Dunkley. Er arbeitet für English Heritage – eine öffentliche Einrichtung, die zum Kulturministerium gehört und deren Hauptaufgabe darin besteht, britisches Kulturerbe zu sichern.

Die Briten könnten es als Treppenwitz der Geschichte auffassen, dass diese Maßnahmen nun ausgerechnet dem Erbe des ehemaligen Feindes zugutekommen – weil die Deutschen im Ersten Weltkrieg zivile Ziele attackierten, schmälte die britische Propaganda sie als „Babykiller“.

„Viele haben vergessen, wie erfolgreich die deutsche U-Boot-Flotte damals zeitweilig war“, sagt Dunkley – eine Einschätzung, die keineswegs der Verherrlichung deutscher Angriffe dienen soll. Tatsäch-

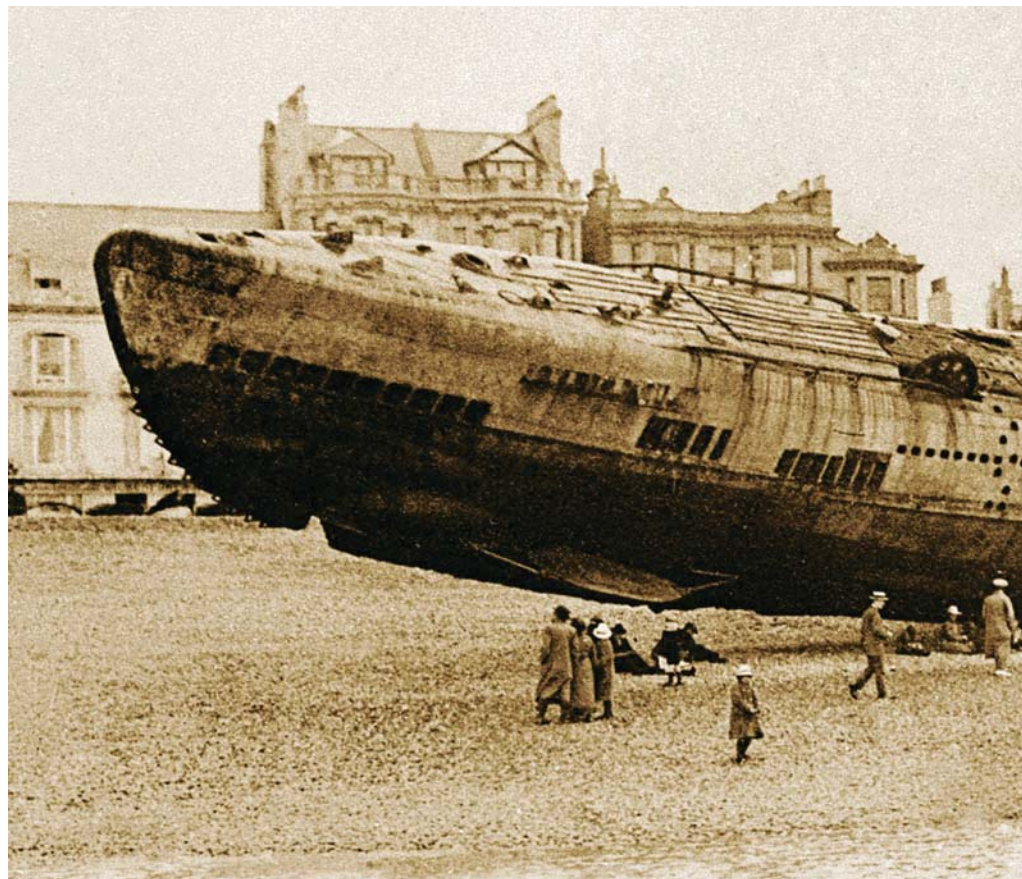
lich will das jüngste Projekt von English Heritage daran erinnern, dass die Angreifer aus der Tiefe nicht erst im Zweiten Weltkrieg erhebliche Verheerungen anrichteten, sondern bereits deutlich früher.

So entschwand aus dem öffentlichen Bewusstsein, dass die Deutschen ihrem Hauptfeind Großbritannien durch gezielte Torpedoschläge gegen die royale Handelsflotte erhebliche Verluste beigebracht hatten. Dabei standen zu Beginn des Krieges gerade mal 28 U-Boote unter dem Oberbefehl von Kaiser Wilhelm II. – im Vergleich zu den alliierten Beständen eine mickrige Zahl.

Vielen politischen Entscheidungsträgern in Berlin war zunächst unklar, zu welchem Zweck die seinerzeit noch neuartigen Kriegsgeschützte überhaupt eingesetzt werden sollten. Großadmiral Alfred von Tirpitz schätzte die Bedeutung der stählernen Tauchboote als derart gering ein, dass er sie gar zur „Nebenwaffe“ erklärte.

Auch ein von Kaiser Wilhelm unterzeichneter Operationsbefehl vom 30. Juli 1914 wies den U-Booten zunächst eine Nebenrolle zu: Demnach sollten sie vor allem dazu dienen, feindliche Schiffe in Seeschlachten mit der für viel Geld ausgerüsteten Kaiserlichen Hochseeflotte zu verwickeln.

Nachdem ein deutsches U-Boot zu Beginn des Krieges gleich drei englische Panzerkreuzer versenkt hatte, brach im Kaiserreich allerdings eine ungehemmte



Gestrandetes deutsches U-Boot in Hastings 1919: „Viele haben vergessen, wie erfolgreich die

Begeisterung für diese noch wenig erprobte Form des Seekriegs aus. Eine Vielzahl Freiwilliger meldete sich für den Einsatz im Tauchboot. Dabei glich der Dienst in den gedrängten Kabinen damals einem Selbstmordkommando – insbesondere im Vergleich zu den späteren Fahrzeugtypen des Zweiten Weltkriegs und erst recht zu heutigen U-Booten.

Im Innern der Boote herrschten klaustrophobische Zustände und zudem extreme Hitze. Vereinzelt wurden ganze Besatzungen durch Torpedo-Fehlzündungen ausgelöscht. Weil die Steuerung der Geschosse so ungenau war, mussten die Tauchboote gefährlich nah an die feindlichen Kriegsschiffe heranfahren. Wurden sie dabei geortet, waren sie leichte Beute: Diese frühen Konstruktionen bewegten sich mit derart geringem Tempo durch die See, dass feindliche Kriegsschiffe mühelos die Verfolgung aufnehmen konnten, um die Angreifer mit Wasserbomben oder mitunter sogar durch einen fatalen Rammstoß zu versenken.

Von insgesamt 380 U-Booten, die von der deutschen Marine im Ersten Weltkrieg eingesetzt wurden, gingen 187 verloren – fast die Hälfte.

Die Wracks untersuchen Dunkley und seine Kollegen mit Ultraschallsonaren, die sie wie Uhren am Handgelenk tragen. Mit diesen Geräten können sie die Wanddicke messen und ermitteln, wie stark die Korrosion bereits an der Schiffshülle genagt hat.

Sicherungsmaßnahmen seien akut geboten, sagt Dunkley. Der U-Boot-Friedhof im Meer verfällt zusehends, für die Archäologen drängt die Zeit. Denn nach den strengen Richtlinien der Unesco-Konvention über den Schutz des kulturellen Unterwasser-Erbes gelten die Weltkriegswracks auf dem Meeresgrund momentan noch gar nicht als besonders schützenswerte archäologische Artefakte.

Diesen Status erlangen sie frühestens nach hundert Jahren – ein Zeitmaß, das die verfallenden Kriegsmaschinen derzeit noch knapp verfehlen. Deshalb will Dunkleys Trupp den Wracks in den kommenden Monaten so viele Geheimnisse wie möglich abtrotzen.

Sofern Minen oder Torpedos große Lecks in die Boote gerissen haben, können die Archäologen sogar in die Gefährte hineinsehen. Wo das nicht der Fall ist, sollen Roboter-Vehikel die Einstiegsluken der stählernen Särge aufsägen und hineinfahren.

„Wir Taucher nähern uns den Booten nur mit größter Vorsicht. Da reinzugehen wäre definitiv lebensgefährlich“, warnt Dunkley.

Kaum einzuschätzen ist, wie die beinahe hundertjährige Liegezeit und Ablagerungen die Statik des Wracks verändert haben. Kippt das U-Boot – ausgelöst durch die Tauchbewegungen –, könnten die schmalen Schächte im Inneren zur tödlichen Falle werden.



Unterwasserarchäologe Dunkley (l.)
„Definitiv lebensgefährlich“

Kompliziert ist überdies der Umgang mit den Gebeinen der Besatzung. Nach dem Gesetz gelten die Fundorte als Grabstätten, die Totenruhe ist unbedingt zu achten. Dennoch wollen die Forscher nicht auf den Versuch verzichten, in den Wassergruften Hinweise auf die Matrosen von einst zu bergen. „Vielleicht finden wir einen Becher oder ein Schild mit einem Namen drauf“, hofft Dunkley.

Auffällig erschien den Unterwasserkundlern, dass an vielen Fundstellen gleich zwei oder drei deutsche U-Boote in unmittelbarer Nähe zueinander lagen – für Historiker der Beleg für eine bestimmte deutsche Kampfaktik in einer besonders drastischen Phase des U-Boot-Krieges.

Im Februar 1917 war die Kaiserliche Marine dazu übergegangen, auch Handelsschiffe der Briten massiv zu torpedieren und mit Kanonen zu beschießen. Die Royal Navy reagierte mit einer brachialen Methode: Sie ließ die Frachter von Kampfschiffen eskortieren; Zeppeline und Flugzeuge sollten die feindlichen Tauchboote aus der Luft erspähen.

Um diese massiven Konvois zu knacken, ersannen deutsche Militärstrategen einen Plan: Gleich mehrere U-Boote sollten die Schiffskarawanen in die Zange nehmen. Das Vorhaben war aber nur schwer zu realisieren; derart komplexe Manöver ließen sich damals kaum koordinieren.

Ob das System der sogenannten Geleitzüge das britische Königreich letztlich vor dem Zusammenbruch bewahrt hat oder doch eher der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten am 6. April 1917, gilt unter Historikern als umstritten.

Zuvor hatten die Briten zur Abwehr von U-Booten und anderen feindlichen Schiffen auf Kreativität gesetzt: Die Rümpfe der eigenen Gefährte wurden mit verwirrenden Mustern bemalt, die von Künstlern der Royal Academy in London entworfen worden waren. Ob diese Maßnahme auch nur ein einziges Schiff vor den Torpedos der Deutschen bewahrt hat, ist nicht überliefert.

FRANK THADEUSZ



deutsche U-Boot-Flotte damals war“

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) **E-Mail** spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

STELLV. CHEFREDAKTEURE Klaus Brinkbäumer (v. i. S. d. P.), Dr. Martin Doerry

ART DIRECTION Uwe C. Beyer

Politischer Autor: Dirk Kurbjuweit

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO *Leitung:* Konstantin von Hammerstein, Christiane Hoffmann (stellv.), René Pfister (stellv.), *Redaktion Politik:* Nicola Abé, Dr. Melanie Amann, Ralf Beste, Horand Knap, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinsky, Merlind Theile. *Autor:* Markus Feldenknecht

Redaktion Wirtschaft: Sven Böll, Markus Dettmer, Cornelia Schmergal, Gerald Trautetter. *Reporter:* Alexander Neubacher, Christian Reiermann

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

DEUTSCHLAND *Leitung:* Alfrid Weinzierl, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Verbeet (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Panorama). *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhling, Hubert Gude, Carsten Holm, Anna Kistner, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubert, Bernd Kühn, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Maximilian Popp, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darmstadt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Katja Thimm, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro Leitung: Holger Stark, Frank Hornig (stellv.). *Redaktion:* Sven Becker, Markus Deggerich, Özlem Gezer, Sven Röbel, Jörg Schindler, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Michael Sauga (Berlin), Thomas Tuma, Marcel Rosenbach (stellv., Medien und Internet). *Redaktion:* Susanne Amann, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Ann-Kathrin Nezik, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Michaela Schießl

AUSLAND *Leitung:* Clemens Höges, Britta Sandberg, Juliane von Mittelstaedt (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Jan Puhl, Sandra Schulz, Daniel Steinwörter, Thilo Thielke, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Ralf Hoppe, Hans Hoyng, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Dr. Christian Neef, Christoph Reuter

Diplomatischer Korrespondent: Dr. Erich Follath

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Rafaela von Bredow, Olaf Stampf. *Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Jörg Blech, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmundt, Matthias Schatz, Samira Shafy, Frank Thaddeus, Christian Wüst

KULTUR *Leitung:* Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbein (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Katharina Stegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Wolfgang Hobel, Thomas Hüetlin, Dr. Romain Leick, Matthias Matusek, Elke Schmitter, Dr. Susanne Weingarten

KulturSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich), Tobias Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT *Leitung:* Matthias Geyer, Dr. Stefan Willeke, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Wiebke Hollersen, Ansbert Kneip, Katrin Kuntz, Dialika Neufeld, Bettina Stiekel, Jonathan Stock, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Ulrich Fichtner, Jochen-Martin Gutsch, Guido Mings, Alexander Osang, Cordt Schnibben

SPORT *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Lukas Eberle, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN *Leitung:* Dietmar Pieper, Annette Großgordard (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Eva-Maria Schnurr, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radü; Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Anke Jensen; Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Bianca Huneke, Sylke Kruse, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Manfred Petersen, Fred Slotterbeck, Sebastian Schulz, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt; Sabine Döttling, Susanne Döttling, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz

E-Mail: bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselt (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhold Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Fabian Eschtkötter, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilheufe, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rödig, Doris Wilhelm

Besondere Aufgaben: Michael Rabanus

Sonderhefte: Rainer Sennwald

TITELBILD Suze Barrett, Arne Vogt; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalenberg

Besondere Aufgaben: Stefan Kiefer

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

INTERNET www.spiegel.de

REDAKTIONSBLG spiegel.de@spiegelblog

TWITTER @derspiegel

FACEBOOK [facebook.com/derspiegel](https://www.facebook.com/derspiegel)

DRESDEN Steffen Winter, Wallgäßchen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönsch, Frank Dohmen, Barbara Schmid, Fidelius Schmid, Benrather Straße 8, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Kaiser, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Conny Neumann, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

ABU DHABI Alexander Smolczyk, P.O. Box 35 290, Abu Dhabi

BOSTON Johann Grolle, 25 Gray Street, 02138 Cambridge, Massachusetts, Tel. (001617) 9452531

BRÜSSEL Christoph Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

KAPSTADT Bartholomäus Grill, P. O. Box 15614, Vlaeberg 8018, Kapstadt, Tel. (002721) 4261191

LONDON Christoph Scheuermann, P. O. Box 64199, London WC1A 9FP, Fax (004420) 34902948

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Schopp, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

NEU-DELHI Dr. Wieland Wagner, 210 Jor Bagh, 2F, Neu-Delhi 110003, Tel. (009111) 41524103

NEW YORK 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Mathieu von Rohr, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Thomas Schulz, P. O. Box 330119, San Francisco, CA 94133, Tel. (001212) 2217583

TEL AVIV Julia Amalia Heyer, P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

WARSAU P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Marc Hujer, Dr. Gregor Peter Schmitz, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Johannes Elzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Im-misch, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kensioki, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Öfner, Thorsten Oltmer, Dr. Vassilios Papadopoulos, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Jil Sörensen, Rainer Staudhammer, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szym, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 67 vom 1. Januar 2013

Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden / Prinovis, Itzehoe

DER SPIEGEL wird auf Papier aus verantwortungsvollen Quellen gedruckt.

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Safe



FSC® C020233

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times News Service/Syndicate
E-Mail: nytsyn-paris@nytimes.com
Telefon: (00331) 41439757

für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

Nachbestellungen

SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN können unter www.amazon.de/spiegel-versandkostenfrei innerhalb Deutschlands nachbestellt werden.

Historische Ausgaben

Historische Magazine Bonn

www.spiegel-antiquariat.de

Telefon: (0228) 9296984

Kundenservice

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,

Sa. 10.00 – 16.00 Uhr

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg

Telefon: (040) 3007-2700 Fax: (040) 3007-3070

E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e.V.

Telefon: (06421) 606265

Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde

Telefon: (069) 955124-0

Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 208,00

Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl.

sechsmal UniSPIEGEL

Österreich: zwölf Monate € 234,00

Schweiz: zwölf Monate sfr 361,40

Europa: zwölf Monate € 262,60

Außerhalb Europas: zwölf Monate € 340,60

Der digitale SPIEGEL: zwölf Monate € 197,60

Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,

20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070,

www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 4,00 pro Ausgabe

☐ für € 3,80 pro digitale Ausgabe

☐ für € 0,50 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur

Normallieferung. Eilboten Zustellung auf Anfrage.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte

bekomme ich zurück. Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle

☐ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl

Konto-Nr.

Geldinstitut

☐ nach Erhalt der Jahresrechnung. Eine Belehrung

über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie unter:

www.spiegel.de/widerrufsrecht

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP13-001

SD13-006

SD13-008 (Upgrade)

Wo Grenzen bis heute eine Frage des Glaubens sind: Israel.



Neu!
Auch als
iPad-App

Heft auch mit
DVD erhältlich

SONNTAG, 21. 7., 22.55 – 23.40 UHR | RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Der Letzte macht das Licht aus – Die kollektive Pleite der deutschen Solarbranche; **„196 im IQ-Test“** – Der Alltag


Hubschraubereinsatz gegen Mückenlarven

von Wunderkindern und Intelligenzbestien; **Invasion der Mücken** – Biologische Kriegsführung gegen *Aedes vexans*

DONNERSTAG, 18. 7., 23.00 – 23.45 UHR | SKY

SPIEGEL GESCHICHTE
Heinrich George – Die wahre Geschichte, Teil 1

Heinrich George war einer der größten Schauspieler der deutschen Theater- und Filmgeschichte. Legendar sind seine Auftritte als „Götz von Berlichingen“, „Der Postmeister“ und „Franz Biberkopf“. Doch der Künstler stellte sich auch dem Propagandaapparat des „Dritten Reichs“ zur Verfügung und spielte in Hetz- und Durchhaltefilmen wie „Jud Süß“ und „Kolberg“. Von


Schauspieler George, Adolf Hitler 1938

Kollegen denunziert, wurde George nach Kriegsende verhaftet und interniert. Er starb 1946 im sowjetischen Speziallager in Sachsenhausen. Sein Sohn Götz spielt jetzt den Vater in einem Doku-Drama. Anhand von Dokumenten und Interviews erzählt der SPIEGEL-TV-Autor Michael Kloft die Geschichte von Heinrich George und geht der Frage nach, ob die Vorwürfe gegen den Star berechtigt sind.

Register

GESTORBEN

Masao Yoshida, 58. Er handelte entschlossen, als es darauf ankam, und bewahrte so Japan und die Welt vor einer noch größeren nuklearen Katastrophe. Als Leiter des Kernkraftwerks Fukushima Daiichi ignorierte Yoshida am Abend des 12. März 2011 eine Anweisung seiner Vorgesetzten beim Stromkonzern Tepco, die schmelzenden Reaktorkerne noch nicht mit Meerwasser zu kühlen. Das Einleiten machte die Reaktoren wertlos, verhinderte aber vermutlich eine Freisetzung von erheblich mehr strahlenden Stoffen. Als Explosionen das Kommandozentrum des AKW erschütterten und die Strahlung gefährlich anstieg, führte der Nuklearingenieur das Team von Arbeitern, genannt die „Fukushima 50“, die darum rangen, die Notkühlung aufrechtzuerhalten. 2012 veröffentlichte Tepco Teile eines Videos aus dem Kommandoraum, in dem Yoshida den Arbeitern Mut macht und sie antreibt, sie aber auch bittet, ihren Namen auf eine Tafel zu schreiben für den Fall, dass sie die Mission nicht überleben. „Ich fühle, wir sind in akuter Gefahr“, sagt er auf dem Video kurz nach einer Explosion. Monate nach der Katastrophe verwarnte ihn Tepco wegen seines Ungehorsams. Er sagte später, er habe während des Unglücks mehrmals damit gerechnet zu sterben und trotzdem nie erwogen, das Werk zu verlassen. Er wurde als Held gefeiert, aber auch dafür kritisiert, vor dem Unglück die Gefahren eines Tsunamis heruntergespielt zu haben. Der Ingenieur erkrankte Ende 2011 an Speiseröhrenkrebs, der nach Ansicht von Medizinern nicht durch die Strahlung verursacht worden war. Masao Yoshida starb am 9. Juli in Tokio.



AP / DPA

Paul Raabe, 86. Ja, er war ein Büchermensch. Das mag heute schon fast exotisch klingen, jedenfalls irgendwie gestrig. Aber Paul Raabe war tatkräftiger, zielstrebig und durchsetzungsfähiger als manch hochbezahlter Manager. Er hat die Politik aufgemischt, träge Institutionen auf Vordermann gebracht, Sponsoren aufgetrieben und sie für seine Sache begeistert. Der Büchernarr liebte nicht nur das einzelne Exemplar, sondern gewissermaßen das Ensemble: Er war ein weltweit anerkannter Spezialist für Erschließung und Ausbau großer Bibliotheken. Und er hat in seinem Leben eine Menge auf die Beine gestellt: als Leiter der Bibliothek des Deutschen Literaturarchivs in Marbach von 1958



DORIS FOKLEWSKI / ANG

bis 1968, danach als Direktor der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel und anschließend, 1992 frisch pensioniert, als ehrenamtlicher Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle (bis 2000). Ihm gelang es, aus verschlafenen,

ungeliebten oder schlecht ausgestatteten Kulturstätten prosperierende Orte geistigen Lebens zu machen. Im Alter von 16 schrieb er seine erste eigene Liste, ein „Verzeichnis der Bücher meiner kleinen Bücherei“, schon mehr als 200 Titel umfassend. Als Flak-Helfer dann las er während des Dienstes heimlich im „Werther“, wurde entdeckt und dazu verdonnert, einen Aufsatz über den Wachdienst zu schreiben. Ein Volltreffer: Das Werk fand prompt Verwendung als Ausbildungsgrundlage. Daran erinnert sich Raabe in seinem Buch „Frühe Bücherjahre“, Teil seiner mehrbändigen Erinnerungen – die spannender erzählt sind, als die Lebensgeschichte eines Büchermenschen vermuten lässt. Paul Raabe starb am 5. Juli in Wolfenbüttel.

Joe Conley, 85. Er gab dem berühmtesten Lebensmittelhändler der Fernsehgeschichte ein Gesicht: Ike Godsey, den der Schauspieler zwischen 1972 und 1981 in 172 Folgen der legendären TV-Serie „Die Waltons“ verkörperte, wirkt noch heute wie das beste Argument gegen Supermärkte und Internetshops. In Godseys Laden war der Kunde König, selbst in den härtesten Zeiten der Großen Depression und des Zweiten Weltkriegs. Die Bewohner des Dorfs Walton's Mountain kamen zu ihm, um ihren Einkaufskorb vollzupacken und ihr Herz auszuschütten. Bei Godsey waren Geduld und Güte im Preis inbegriffen. Stilvoll, stets mit einer Fliege um den Hals, wurde die Figur zum heimlichen Helden der Serie. Conley, der schon im



DDF IMAGES

Kindesalter ein Radiostar gewesen war, genoss es, Millionen Zuschauern das Gefühl zu geben, dass er zu ihrer Familie gehörte. Von dem Ruhm dieser Rolle konnte Conley lange zehren, er war in vielen Werbespots zu sehen. Joe Conley starb am 7. Juli in Newbury Park, Kalifornien.

Der Beste der Besten!

Das große Testsieger-Finale.

auto motor und sport Nr. 15 – Jetzt im Handel.

40 Seiten Extra Faszinierend, cool und beliebt – **SUV!**

HEFT 15 11. JULI 2013

auto motor und sport

Fahrbericht: Mercedes S-Klasse
Wirklich das beste Auto der Welt?
Plus Erster Vergleich mit BMW Siebener

Exklusiver Einzeltest

Jaguar F-Type mit 380 PS

Großer Praxistest

Assistenzsysteme: Nervig oder hilfreich?

Frischer Wind in der Kompaktklasse

Neuer Mazda 3: Alternative zum Seat León?

NEUN TESTSIEGER IM FINALE
Wer wird Meister aller Klassen?
LEGENDEN
Daytona trifft F12 12-Zylinder Ferrari

► Fahrspaß ► Platz ► Stadtverkehr
► Reisetauglichkeit ► Kosten

DEUTSCHLAND 3,70 €

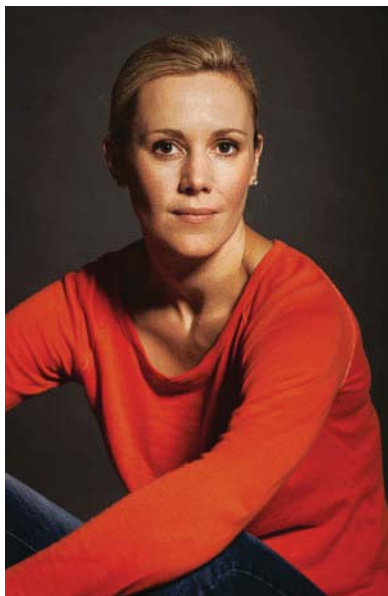

Mercedes ML
BMW X3
Audi Q5
BMW Fünfer Touring
Audi A6
VW Passat
Ford Focus
BMW Dreier
VW Golf

Neuer Trend! Lifestyle-Vans

Seite 26

4 19014 1803700 15

auto motor und sport ist das führende Automobil-Magazin in Europa.
Erlebbar in Print, TV, online und als App. Immer kompetent auf dem
Kanal Ihrer Wahl – Willkommen in der Welt von auto motor und sport.



SCNITZER / CARO

Fortsetzung folgt

Die Noch-Ehefrau des früheren Bundespräsidenten Christian Wulff freut sich auf einen Gerichtstermin. Am 13. September wird der Rechtsstreit von **Bettina Wulff**, 39, mit Google vor dem Landgericht Hamburg fortgesetzt. Wulff will Google dazu zwingen, etwa 30 Begriffe wie „Escort“ oder „Artemis“ zu löschen, die automatisch erschienen, wenn Internetnutzer ihren Namen suchten. Das Verfahren lag auf Eis, weil Wulffs Anwälte ein Urteil des Bundesgerichtshofs in einem ähnlichen Fall abwarteten. Der BGH hat Google inzwischen verpflichtet, für den Kläger unangenehme Suchbegriffe zu löschen. Am 20. September wird das Hamburger Gericht das Verfahren eines weiteren Prominenten gegen Google fortsetzen: Der frühere Formel-1-Boss Max Mosley verlangt von Google, Fotos, die ihn bei einer Sex-Party zeigen, aus den Suchergebnissen herauszufiltern.



QUELLE: TWITTER

Gefunden auf Twitter

Über den Aufenthaltsort des als diskret bekannten französischen Wirtschafts- und Finanzministers **Pierre Moscovici**, 55, kann man sich seit neuestem auf dem Twitter-Account seiner Lebensgefährtin informieren: **Marie-Charline Pacquot**, 26, Doktorandin an der Universität Franche-Comté, twitert Bilder von sich und dem Minister in der Freizeit. Sie ist seit fünf Jahren mit dem Politiker liiert und musste mit der Unterstellung leben, Moscovici verstecke sie wegen des großen Altersunterschieds vor der Öffentlichkeit. „Da dachte ich, es ist besser, wenn ich den Leuten ein bisschen etwas zu sehen gebe“, begründet Pacquot ihre PR-Offensive. Dem Minister hingegen rät sie zu Zurückhaltung: Als er einmal in Tokio nachts aus dem Hotel per Kurznachrichtendienst gemeldet habe, er fühle sich an „Lost in Translation“ erinnert, habe sie ihn umgehend aufgefordert, die Nachricht zu löschen – es sei politisch riskant, auf einen Film anzuspielden, dessen Hauptfiguren verwirrt sind. Moscovici gehorchte.

Gratulanten unter sich

Vor kurzem fuhr der Kabarettist **Christoph Sonntag**, 51, im Taxi durch München und konnte kaum glauben, was er überall am Straßenrand erblickte: die Wahlplakate des Oberbürgermeisters **Christian Ude**, 65, der gern bayerischer Ministerpräsident werden möchte. Sie hatten bundesweit Auf-

merksamkeit erregt, Sonntag sah sie zum ersten Mal. Die Ähnlichkeit mit dem Cover seines Buchs „Sonntag hält Wort“ aus dem Jahr 2005 fand er verblüffend: „Ich dachte, ich schicke dem Herrn Ude ein Exemplar meines Buchs und schreibe ihm, dass ich mich freue.“ Als Ideendieb möchte er Ude nicht schmähen: „Wir Kabarettisten versuchen ja immer, Einfluss auszuüben. Und wenn ein Politiker nach acht Jahren doch mal reagiert, ist das doch prima.“ SPD-Mann Ude, der das Plakat einer österreichischen Werbeagentur verdankt, zollt dem Künstler Respekt. Die Erkenntnis, die humoristische Disziplin des Worthaltens nicht erfunden zu haben, schmerzt den Hobby-Kabarettisten Ude wenig: „Da sieht man mal wieder, dass wir Kabarettisten ähnlich ticken. Als Kollege kann ich zum früheren Einfall wirklich nur gratulieren.“



MARKUS C. HUREK / PICTURE ALLIANCE / DPA

Senior am Himmel

Vor zwei Wochen flog der britische Ruheständler **Jimmy Taylor**, 91, in einem Spitfire-Flugzeug und hatte jede Menge Spaß. Im Gegensatz zum letzten Mal vor 69 Jahren: 1944 stürzte der damalige Royal-Air-Force-Pilot über Norddeutschland ab und geriet in Kriegsgefangenschaft. Jetzt war der Veteran des Zweiten Weltkriegs zu dem Ausflug von einem Freund eingeladen worden, der das historische Fluggerät organisiert hatte. Besonders vorbereitet habe er sich nicht, sagte Taylor der „Sunday Times“. Er ließ sich in den rückwärtigen Sitz hieven und vertraute auf den Mann am vorderen Steuer. Der machte auf Taylors Wunsch sowohl einen Looping als auch eine sogenannte Tonnenrolle, eine schraubenförmige Drehung des Fliegers um die Längsachse beim Geradeausfliegen.



NEWS INTERNATIONAL / BULLSPRESS

Anne Ruth Herkes, 57, reiseleidende Staatssekretärin im Bundeswirtschaftsministerium, will ihren Ruf verbessern. Der Kritik ihrer Beamten, niemand wisse, was Frau Staatssekretärin auf ihren häufigen Reisen so treibe, setzt sie eine Informationsoffensive entgegen. In einem dreiseitigen Schreiben berichtet Herkes über einen Trip vom 11. bis 14. März nach Mosambik und Tansania. „Der Besuch kam zum richtigen Zeitpunkt und hat verschiedene Anstöße für Projekte gegeben, die derzeit weiter verfolgt werden“, schreibt sie etwas nebulös. Sie erwähnt einen Baukonzern, der an Projekten „Interesse“ zeige, oder eine andere Firma, die auf Beteiligung an einem Auftrag „hofft“.

Sergej Troizki, 47, Sänger der faschistischen Thrash-Metal-Band Korrosija Metalla, kandidiert für die Moskauer Bürgermeisterwahlen Anfang September. Er verspricht, überall das Rauchen zu erlauben, alle Fernsehsender bis auf einen Pornokanal abzuschaffen und pink markierte Spezialparkplätze für Blondinen einzurichten. Des Weiteren möchte Troizki das Vermögen der Milliardärin Jelena Baturina, Frau des Ex-Stadtoberen Jurij Luschkow, verteilen und die Dame als Putzfrau im Rathaus anstellen. Bei den Bürgermeisterwahlen in einem Moskauer Vorort hatte Troizki, Spitzname Pauk („Die Spinne“), im März 2,3 Prozent der Stimmen erhalten. Auf jüngst von ihm produzierten Audiokassetten („Die Glatzen kommen“) wird dazu aufgerufen, Gastarbeiter anzugreifen. Der Kreml lässt ihn bisher gewähren – der ultrarechte Musiker stellt schließlich keine ernstzunehmende politische Konkurrenz dar.

Lauren Beukes, 37, südafrikanische Schriftstellerin, jubelt über einen prominenten Interessenten an ihrem Buch „The Shining Girls“. Leonardo DiCaprios Filmproduktionsfirma Appian Way Productions hat gemeinsam mit der Firma MRC die Rechte an dem Thriller gekauft, um eine TV-Serie daraus zu machen. DiCaprio konnte drei andere Produktionsfirmen ausbooten. Beukes machte die Entscheidung nicht allein vom Preis abhängig. Es sei ihr wichtig, wie die drastischen Gewaltszenen filmisch umgesetzt werden: „Es muss realistisch, aber sensibel sein“, wünscht sie sich. Die Geschichte um einen zeitreisenden Serienmörder gilt in englischsprachigen Ländern als Anwärter auf den Sommer-Bestseller. In Deutschland soll das Buch im Februar 2014 erscheinen.

Blutrünstige Witwe

Nach sechs Staffeln als kühle blonde Betty Draper in der TV-Serie „Mad Men“ überrascht **January Jones**, 35, ihr Publikum jetzt mit Gefühlen im Übermaß. In dem Western „Sweet Vengeance“ („Süße Rache“) spielt sie die mitleidlose Witwe Sarah: Sie will Vergeltung für den Mord an ihrem Mann und hinterlässt Ende des 19. Jahrhunderts eine Blutspur im

dünnbesiedelten Westen Nordamerikas. Kaltblütig tötet sie jeden, der ihr in die Quere kommt, reitet mit wehenden roten Haaren durch die Prärie und tritt barbusig vor die Kamera – so viel ist in Filmausschnitten auf YouTube zu sehen. Ob und wann der Film in Deutschland gezeigt wird, ist unklar.



LOREY SEBASTIAN / ATLAS / POTEKINE FILMS

Aus dem Bremer „Weser-Kurier“: „Sie spucken, schimpfen, schlagen und treten, das alles kommt vor, wenn Polizisten im Einsatz mit Angreifern konfrontiert sind.“

Rollerspiegel streift Frau und flüchtet

Aus den „Grafschafter Nachrichten“

Aus der „WAZ“ über Verkehrsdelikte: „Die Rangfolge der Verstöße: 1. zu hohes Tempo, 2. zu schnell.“

Ausschüsse beraten ganzjährige Mittagspause

Aus der „Ostsee-Zeitung“

Aus der „Stuttgarter Zeitung“ über die Tennisspielerin Sabine Lisicki: „Und sie strahlte in einem Fort, wie bisher an jedem der vergangenen acht Wimbledon-Tage.“

Großflohmarkt in den Sommerferien

Weyhausen: Kinder bis zwölf Jahre dürfen ihre Sachen kostenlos anbieten / Jeder kann trödeln

Aus dem „Isenhagener Kreisblatt“

Aus dem „Giesener Gemeindeboten“ zum Hochwasser der Innerste: „Der Innerstepegel sank und der Graben sowie die Feuerwehrleute zogen sich in ihr Bett zurück.“

Sechs Tote erzählen ihre Geschichte

Ausstellung des ADAC richtet sich vor allem an junge Verkehrsteilnehmer

Aus dem „Haßfurter Tagblatt“

Aus der „Frankfurter Allgemeinen“: „Während der Konzern in Belgien vor allem das klassische Privatkundengeschäft betrieb, hatte er sich in Frankreich auf die Finanzierung von Geburtskörper-schaften spezialisiert.“



Internetkampagne des Vereins „Forum Ziviler Friedensdienst“ zur Finanzierung gewaltfreier Konfliktprävention



■ BAIN-STUDIE

Die beliebtesten Managementmethoden der Welt

■ FAMILIENUNTERNEHMEN

Wie Sie mit unfähigen Verwandten richtig umgehen

■ SCHWERPUNKT STRATEGIE

Plädoyer für ein neues Kurzfristdenken



NEU

Jetzt als App für iPad und Android

Hier testen:

harvardbusinessmanager.de/angebot



www.harvardbusinessmanager.de



Harvard Business manager

DAS WISSEN DER BESTEN

Zitate

Die „New York Times“ zum SPIEGEL-Titel „Die stecken unter einer Decke mit den Deutschen“ über die Macht des US-Geheimdienstes NSA (Nr. 28/2013):

Die Empörung führender europäischer Politiker lässt außer Acht, was Geheimdienstexperten und Historiker sagen. Diese weisen darauf hin, dass die jüngsten Enthüllungen das spezielle Verhältnis zwischen US-Diensten und ihren Verbündeten verdeutlichen. Sie konnten lange Zeit ungestört Informationen über die jeweils andere Bevölkerung austauschen. „Die anderen Behörden fragen uns nicht, woher wir die Hinweise haben, und wir fragen sie auch nicht“, sagte Snowden in einem vom SPIEGEL publizierten Interview.

Die „Süddeutsche Zeitung“ zum SPIEGEL-Bericht „Der Unglücksvogel“ über Schlampereien beim Bau des „Eurofighters“ und zur Panorama-Meldung „Chancen für de Maizièrre“ (Nr. 28/2013):

Noch jedem seiner Amtsvorgänger in den vergangenen beiden Jahrzehnten bereiteten Schwierigkeiten mit dem Kampfflugzeug immer wieder mal Bauchschmerzen. Nun meldete am Wochenende der SPIEGEL, dass die Kosten nochmals wesentlich höher liegen als zuletzt kalkuliert ... Der SPIEGEL berichtete aber auch über die Zukunft des Ministers selbst: Er gelte als aussichtsreicher Kandidat für die Nachfolge des Nato-Generalsekretärs Anders Fogh Rasmussen.

Der „Media-Tenor“ hat seine Zitate-Statistik für das erste Halbjahr 2013 veröffentlicht. Der SPIEGEL bleibt führend.

Der SPIEGEL war erneut das am häufigsten zitierte Medium. Auf Platz zwei liegt nach wie vor die „Bild“-Zeitung. Mit weitem Abstand folgen „Süddeutsche Zeitung“ und „Handelsblatt“.

Ehrung

Das Schwule Netzwerk Nordrhein-Westfalen hat SPIEGEL und SPIEGEL ONLINE die „Kompassnadel“ verliehen, eine Auszeichnung für die Förderung der Akzeptanz von Homosexuellen: Die SPIEGEL-Berichte zeichnen „ein ausgewogenes und realistisches Bild von schwulem Leben in Deutschland und vor allem auch in anderen Ländern, in denen Homosexuelle unterdrückt, verfolgt und ermordet werden“. Die Nominierung hatte Proteste hervorgerufen; Kritiker verwiesen auf die von ihnen als tendenziös empfundene Aids-Berichterstattung des SPIEGEL in den achtziger Jahren.

„Für mich ist es klar.“

Das trägt man heute:
den Organspendeausweis

www.organspende-info.de



Klaus J. Behrendt
Schauspieler



Bundesministerium
für Gesundheit

BZgA

Bundeszentrale
für
gesundheitliche
Aufklärung

LEXUS
HYBRID
DRIVE

SCHÖNHEIT ENTDECKEN, KRAFT ERLEBEN



DER NEUE LEXUS IS VOLLHYBRID

Entdecken Sie das athletische Design des neuen IS. Erleben Sie die Kraft seines Vollhybrid-Antriebs bei klassenbesten Verbrauchs- und Emissionswerten. Spüren Sie sein präzises Handling, exklusiven Komfort und Verarbeitungsqualität auf höchstem Niveau. Am besten bei einer Probefahrt. Mehr dazu unter www.lexus.de

SIND SIE BEREIT?



Gesamtsystemleistung 164 kW (223 PS). Kraftstoffverbrauch in l/100 km kombiniert 4,7-4,3 (innerorts 4,9-4,4/außerorts 4,9-4,5), CO₂-Emissionen in g/km kombiniert 109-99 nach dem vorgeschriebenen EU-Messverfahren. Abb. zeigt IS 300h F SPORT.